

Gotthardfantasien

Eine Blütenlese aus Wissenschaft und Literatur

Boris Previšić (Hg.)

Inhaltsverzeichnis

Warum Gotthardfantasien?
Eine Einführung..... 9
Boris Previšić

INFRASTRUKTUR, NATUR

Gefährdete Gotthardpost
Literarische Abschweifungen
in die schweizerische Kata-
strophenkultur25
Peter Utz

Door to Door.....37
Nora Gomringer

Unterwegs mit der Gotthard-
bahn um 1900. Die Kirche von
Wassen und die Inszenierung
von Landschaft38
Daniel Speich Chassé

Ab nach Paradiso – Ein
Reisebericht49
Michael van Orsouw

Die neuen Postillione Erzähl-
passagen am Gotthard. 51
Alexander Honold

Warum der Gotthard so wichtig
ist. Der Einklang von Ursprung
und Fortschritt als nationaler
Traum62
Peter von Matt

Heidelbeeren und der
heilige Antonius67
Verena Stössinger

Bahntechnik Gotthard-Basis-
tunnel. Vision und Verwirk-
lichung eines Grossprojekts... 71
Lars Dietrich

Die Polyfräse86
Peter Weber

KONTRAPUNKTE

Der Gotthard im russischen
kulturellen Gedächtnis. Die
Alpenüberquerung Suvorovs
(1799) als Erinnerungsort93
Frithjof Benjamin Schenk

Hannibals Manöver in den
Wolgasteppen. Brodsky
tunnelt Suvorov.....109
Jens Herlth

denkmal /
im sandkasten119
Katharina Lanfranconi

Ein Gotthard auf dem Balkan?
Wie sich die Schweiz von
der südslawischen Romantik
inspirieren lassen kann. 120
Anna Hodel

Sasoun. Mythos eines arme-
nischen Bergréduits131
Elke Hartmann

Über den Gotthard 140
Arno Camenisch

Vom «Felsenthron Europas» zum neuen Kanton Tessin. Gotthard-Reisen von 1770 bis 1800141 Thomas Fries	Die Gotthard-Region – schwarzes Loch oder globaler Exportschlager? Zur diver- gierenden Wahrnehmung der Berge in der Schweiz nach 1970 204 Jon Mathieu
«Kennst du das Land?» Goethes transalpine Rätsel .. 153 Daniel Müller Nielaba	hoher berg 214 Katharina Lanfranconi
Auf der Gotthardstrasse. Vom Dach Europas zum Zentrum der Erde 163 Luigi Lorenzetti	Wege zum Gotthard- Mythos..... 215 Guy P. Marchal
Brüllt der Stier oder der Ochs? 173 Iso Camartin	Gotthard-Mythen und Ge- schichtspolitik. Kontinuitäten und Gegennarrative.....226 Damir Skenderovic
BILANZEN, SZENARIEN	Berg unter, oder wie der Gotthard auf die Malediven kam. Ein Prozess239 Walter Leimgruber
Der Schatten des Pass- heiligen, das letzte Wort des heiligen Gotthard und was daraus wurde. Eine histo- rische Miniatur 179 Pirmin Meier	Fragmente aus <i>Gotthard</i> <i>Super Express</i>253 Matteo Terzaghi
Der San Gottardo, Leid und Freude des Tessins. Ein Transitweg zwischen Hoffnungen und Ent- täuschungen 186 Marco Marcacci	Klaus Schädelin, Yoko Tawada, Hermann Burger. Literarische Gegenkonstruktionen am Gotthard258 Boris Previšić
Das Wunder von Ambrì Ein Dorf, ein Hockey-Team und ihr unvermuteter Beitrag zur Inte- gration von Inländern 197 Nenad Stojanović	Autorenverzeichnis270 Abbildungsverzeichnis274

Warum Gotthardfantasien?

Eine Einführung

Boris Previšić

2015 wurde die Geschwindigkeit der Versuchszüge im Gotthard-Basistunnel Stufe um Stufe erhöht. Die konstante Beschleunigung im Tunnelinnern konkretisiert den abstrakteren Vorgang der Modernisierung, der Automatisierung, der Vernetzung, des unbeschränkten Waren- und Personenverkehrs in einem Ausmass, wie es die Menschheit von Beginn der Industrialisierung bis in unsere Tage noch nie gekannt hat. Der Gotthard-Basistunnel ist zugleich Motor wie Symptom unserer Zeit. Er bricht mit seinen 153,3 Kilometern ausgebrochenen Tunnels unzählige Rekorde.¹ Der Alpenbogen, das grösste geologische, topografische und meteorologische Hindernis, das Wasserschloss, aber auch die Kulturgrenze zwischen Norden und Süden Europas, wird erstmals ohne Höhenüberwindung technisch untergangen. Dennoch stehen wir vor einem Dilemma: Es hat sich noch nicht eine «Geschichte im Sinn eines etablierten Narrativs und eines in unseren Köpfen lebenden Geschichtsbildes» entwickelt.² Wie kann das Abstrakte, vielleicht auch das unheimlich Unfassbare dieses Riesenbauwerks, dessen Ausbruchmaterial einen Güterzug von der Strecke von Luzern nach New York füllt, überhaupt erzählt werden? Gerade heute sind wir dazu angehalten, Sinnangebote zu konstruieren und anzubieten. Die Erzählung muss für ihre Sinnhaftigkeit perspektiviert werden – im Unterschied zum Mythos, der wie schon der Sirenen gesang dem Odysseus uns vielleicht am verlockendsten erscheint.

Mythos

Der Mythos bringt die kohärenteste Erzählung hervor. Spricht man von Mythos, geht es nicht um die umgangssprachliche Unterscheidung zwischen falscher und richtiger Geschichte, sondern um eine mythen-theoretische Einordnung des Gotthards. Weil Mythostheorien auf viele verschiedene Gegenstandsbereiche der Ethnologie, der Altertumswissenschaften, der Gegenwarts- oder der Alltagsgeschichte abzielen, fal-

len sie entsprechend unterschiedlich aus.³ Folgt man der Unterscheidung von Mythos und Geschichte durch den Ethnologen Claude Lévi-Strauss, so ist die Geschichtsschreibung als offenes System zu verstehen, welches die Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft darlegt. Die Mythologie hingegen funktioniert statisch als geschlossenes System. Ihr geht es um Kohärenzbildung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.⁴ Lévi-Strauss spricht in diesem Fall von narrativer Bricolage zwischen Geschichte und Mythologie, Guy P. Marchal von «Gebrauchsgeschichte». Roland Barthes unterstreicht, dass der Mythos Geschichte in Natur umformt, naturalisiert (in der französischen Doppeldeutigkeit von Naturalisierung und Nationalisierung) und somit im alltagskulturellen Kontext nicht mehr hinterfragbar macht.⁵

Die Anfänge einer Gotthardmythos-Genealogie sind in der Aufklärung anzusetzen – zu einem Zeitpunkt, als Mitglieder der «erstengesamt-schweizerischen Vereinigung, der Helvetischen Gesellschaft» auf der Basis einer Tugendphilosophie nach Rousseau den *homo alpinus* als den guten Wilden schufen. Dabei stützte man sich auf ausgewählte Literatur über die Alpen, die angesichts eines einsetzenden deistisch grundierten Erhabenheitsdiskurses ins Blickfeld der Aufklärer gelangten. Dazu sind in erster Linie Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733), Albrecht von Haller (1708–1777) und Johann Caspar Lavater (1741–1801) zu zählen.⁶ So fanden erst im 18. Jahrhundert die Alpen richtig Eingang ins Imaginationsarsenal der Alten Eidgenossen. Der richtige Schweizer sei nur in den Alpen zu finden. Und so hat das «Schweizeralpenland» «bis heute seine Decodierbarkeit und damit seine Wirkung behalten». Nirgends kam es «zu einer dermassen wirksamen Kombination von Geschichte und Alpen [...] wie in der Schweiz».⁷ Umso erstaunlicher ist es, wie spät das breitenwirksame *Nation Building*, die «Narration of Nation»,⁸ einsetzt und sich in entsprechenden Denkmälern niederschlägt. Erst 1859 und somit zwölf Jahre nach dem Sonderbundkrieg kam das Rütli als Symbol des neu entstandenen Bundesstaates in den Besitz der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft; erst 1879/80 wurde die Tellschappelle, wie wir sie heute kennen, errichtet. Die Verbreitung von nationalen Standards konnte erst mit einer gewissen zeitlichen Distanz zu den innerhelvetischen Zerwürfnissen einsetzen und fiel just in jene Jahre, in denen man den Gotthard-Scheiteltunnel plante, ausbrach und in Betrieb nahm. Dass der Gotthard in einem breiteren öffentlichen Bewusstsein überhöht werden konnte, war der Koinzidenz von nationaler Symbolpolitik und

technischer Errungenschaft geschuldet. Der Gotthard als Kultur- und Wasserscheide, als Ursprung von vier wichtigen Flüssen; der Gotthard als Zentrum der Schweiz, der Gotthard als Zentrum der europäischen Kulturen.

Dem Gotthard kommt exemplarische Bedeutung zu, da Staatsgründungs- und Technikerzählungen miteinander verschränkt werden. Die Kohärenz des Gotthard-Mythos kulminiert in der Geistigen Landesverteidigung, in welcher ländliche Ursprünglichkeit und technischer Fortschritt eine einzigartige Symbiose bilden.⁹ Zwar formuliert Ernst Cassirer seinen *Mythus des Staats* (1949) im Hinblick auf das Aufkommen des totalitären modernen «Mythus» im nationalsozialistischen Deutschland. Dennoch gilt die «Technik der modernen politischen Mythen»¹⁰ auf eigenartige Weise auch für die Schweiz in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. So erreiche der Mythus «seine volle Kraft, wenn der Mensch einer ungewöhnlichen und gefährlichen Situation begegnen muß».¹¹ Selbst in indigenen Gesellschaftsformen werden Mythen nur punktuell und gezielt eingesetzt, wo «ein Geschäft» «gefährlich und sein Ausgang ungewiß ist».¹² Die subjektiv empfundene Bedrohungslage in der Schweiz, eingeklemmt zwischen dem totalitären Deutschland und Italien, ist nicht zu unterschätzen – vielleicht weniger in strategisch-militärischer als in ideologischer Hinsicht. Auch die Schweiz war anfällig für antidemokratische Ideen. Während aber der nationalsozialistische «Mythus der Rassen» in Deutschland im Alltag Fuss fassen konnte, musste die Schweiz auf ein anderes ideologisches Versatzstück zurückgreifen.

Es musste eine «emotionale Atmosphäre» geschaffen werden, in welcher Worte Gefühle erzeugen. Gleichzeitig kommt diesem Mythos Alleinstellungsmerkmal *und* Alleingültigkeit zu. Man kann sich in etwa ausmalen, welche Vorstellungen und Gefühle Begriffe wie Alpen, Granit, Gotthard zunehmend erzeugen mussten – bis hin zu «semantischen Analogien [...] zwischen dem Klischee der bankgeheimnisgehärteten Vermögensbastion der Steuerflüchtlinge und der stereotypen Bilderwelt der Alpen als eines natürlichen Fortifikationssystems».¹³ An einer Überhöhung des Gotthards arbeitete der Fribourger Schriftsteller und (Literatur-)Historiker Gonzague de Reynold schon seit dem Ersten Weltkrieg und wurde dadurch nicht nur zum Lehrer des wertkonservativen Bundesrats der Geistigen Landesverteidigung Philipp Etter mit der «Botschaft des Bundesrates über die Organisation und die Aufga-

ben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung» – als Bundesbeschluss im April 1939 vom Parlament genehmigt –, sondern auch zum Mitglied der im selben Jahr gegründeten Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia.¹⁴ Sein Gedankengut einer «Nationalen Revolution»¹⁵ brachte er auch in den 1940 von Denis de Rougemont gegründeten Gotthard-Bund ein, welcher die Réduit-Strategie ideologisch untermauerte und bis 1969 aktiv blieb.

Unter solchen Umständen ist es schwierig, eine Geschichte des Gotthards jenseits des Mythos zu schreiben. Deutschland hatte mit seinem modernen «Mythos der Rassen» radikal zu brechen,¹⁶ die Schweiz mit ihrem Mythos hingegen nicht.¹⁷ Und im Kalten Krieg wurde dieser Mythos beharrlich perpetuiert. Man hatte im Unterschied zu Deutschland keinen Grund, ihn zu hinterfragen. Die Identitätsproduktion über den Gotthard funktionierte in derselben kohärenten Weise fast tadellos weiter.¹⁸ Unabhängig davon, wie sich die Schweiz historisch konstituiert hat, kann zumindest die Genealogie des Gotthardmythos skizziert werden. Die Konstruktion des Ineinanderfallens von Gotthardpasserschliessung und Rütlichwur ist spät anzusetzen. Carl Spitteler fordert kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs in seiner programmatischen Rede *Unser Schweizer Standpunkt* (1914) das Zusammenstehen der Willensnation über die Sprachgrenzen hinweg, ohne für Deutschland oder Frankreich Partei zu ergreifen. In seinem Reiseführer *Der Gotthard* (1897) formuliert er als einer der ersten das Desiderat an die Historiker, in Zukunft die beiden Erzählstränge der Passerschliessung und der Gründung der Alten Eidgenossenschaft zusammenzubringen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der historiografische Beweis für den Zusammenhang zwischen Gotthard und Rütli somit noch nicht erbracht.

Im Gegenteil: Zunächst kommt es zu einer Konkurrenzgeschichte. So erbringt der junge Archivrat zu Karlsruhe und begeisterter Gotthardbahnfahrer Aloys Schulte den Beweis, dass der Gründer der Schweiz «nicht der sagenhafte Tell» sei, «sondern der Mann der die stäubende Brücke ersann und ausführte». Trotz Sympathien für die Idee des «Passstaates» wollte man in der Schweiz der Entthronung des Nationalhelden in der Zwischenkriegszeit nicht zustimmen. Das Entweder-oder wurde durch ein Sowohl-als-auch ersetzt: So formuliert der Schweizer Historiker Karl Meyer – welcher in erster Linie die mittelalterlichen Ursprünge zu stärken versuchte –, «die Eidgenossenschaft sei nicht wegen, sondern trotz dem Gotthard entstanden».¹⁹

NEAT-Geschichte

Bei der NEAT kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Zukunft fast besser als die Vergangenheit zu erfassen ist. Eine gute Prognostizierbarkeit ergibt sich aus dem einfachen Mittel der linearen Extrapolation. Um zum Eingangsbild zurückzukehren: Wie die Dampfzüge mit einer Maximalgeschwindigkeit von 50 Kilometer je Stunde den Gotthard-Scheiteltunnel bei der Eröffnung 1882 passieren durften und sich dieser Wert allmählich auf mehr als das Doppelte steigern liess, so ist Ähnliches vom Basistunnel zu erwarten: Die Strecke, die aus sicherheits- und bahntechnischen Gründen jetzt noch auf maximal 230 Kilometer je Stunde Betriebsgeschwindigkeit ausgelegt ist, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit in hundert Jahren auch mit doppelter Geschwindigkeit befahrbar sein. Doch die Geschwindigkeit allein ist nicht ausschlaggebend. Eine wesentlichere Rolle spielen Taktung und Haltestellen. Dies ist jedoch *nur* eine Frage des Bedarfs und ist von der Entwicklung des Rollmaterials abhängig. Die jetzige Auslegung des Tunnels spielt daher nur eine untergeordnete Rolle, ist aber Bestandteil eines europaweiten Netzes. Das Tessin rückt zeitlich genau bestimmbar näher an die Deutschschweiz, Zürich an Lugano, Genua an Rotterdam heran. Die «Zeit-Raum-Verdichtung» erhöht sich im Zuge der Globalisierung.²⁰ Europa wird chronometrisch kleiner.

Dennoch ist die lineare technische Beschleunigung kein Garant dafür, dass sich die verschiedenen Regionen auch kulturell annähern. Die Vergangenheit belehrt uns eines Komplizierteren: Weil jede Unifizierung und Internationalisierung mit Diversifizierung, Regionalisierung und Peripherisierung Hand in Hand geht, ist der kulturelle und ökonomische Effekt des technischen Fortschritts nicht extrapolierbar. Exemplarisch lässt sich die Nichtvoraussehbarkeit anhand des Gebiets aufzeigen, welches unterquert wird: anhand der Alpen. Die Tendenz ist unübersehbar, dass die breiten, zentrumsnahen Alpentäler jetzt schon zur Agglomeration mutieren, die touristischen Ressorts zusehends nur noch potemkinsche Kulissenerlebnisse anbieten und die Artenvielfalt der jahrhundertealten kleinbäuerlichen Bewirtschaftung in der Verwaltung zivilisationsferner Gegenden verloren geht.²¹ Die «alpine Brache», wie sie das *Städtebauliche Portrait der Schweiz* unter der Federführung der Stararchitekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron vor zehn Jahren definierte,²² degradierte das Gebirge und insbesondere das Gotthardge-

biet nolens volens nicht nur zur schweizerischen Peripherie, sondern – wenn überhaupt – zum eigentlichen *non-lieu* des reinen Transits, wovon die NEAT beredtes Zeugnis ablegt.

Gleichzeitig entstehen aber in den Alpen Modelle der ökologischen Nachhaltigkeit, die sich auf die jahrhundertalte Tradition berufen können. Die Landwirtschaft in den Alpen ist nur schon aus rein topografischen Gründen nicht industrialisierbar. Die Zulieferer, welche heute einen Nischenmarkt in den Städten zu entdecken beginnen, könnten in Zukunft ein Modell für eine dekarbonisierte Landwirtschaft mit geschlossenen Kreisläufen bilden. Die ökologische Vielfalt erfordert nicht mehr industrialisierte monotone Arbeiten, sondern bringt vielfältige Beschäftigung zwischen Alpwirtschaft, Landschafts- und Umweltschutz, Verwaltung und Tourismus, ortsabhängigen und ortsunabhängigen Arbeiten. Dass in einem solchen visionären Kontext der Ausbau der Gotthard-Autobahn quer in der Landschaft steht, ist zumindest zu bedenken – da die NEAT ja ein Grossteil des Transits übernehmen kann. Genau dafür wurde sie auch gebaut, wie wir aus der Geschichte lernen.

Aus diesem Grund lohnt sich immer ein genauerer Blick zurück, um die Frage nach der Bedeutung von Geschichte für unsere Gegenwart und Zukunft zu beantworten. Warum wird die NEAT eigentlich für absolut notwendig erachtet, sodass man diese Rieseninvestition auch wirklich wagt? Dazu sind die bundesrätliche «Alptransit-Botschaft» und die parlamentarischen Beratungen der Jahre 1990/91 zentral.²³ Bereits in den späten 1980er-Jahren sah man sich «zwei Hauptsorgen» ausgesetzt: «der Sorge, umfahren, und der Sorge, überrollt zu werden».²⁴ Noch lange hielt man an den Partikularinteressen der einzelnen Schweizer Regionen fest – was dazu führte, dass zum Beispiel die Splügen-Variante als ebenso valabel verhandelt wurde. Die Lötschberg-Simplon-Ergänzung wurde auch in die NEAT eingebunden, damit eine sichere Mehrheit in der Bevölkerung für den Gotthardbasistunnel gewonnen werden konnte. Doch letztlich lenkten die regionalpolitischen Geplänkel nur davon ab, dass es sich um eine Transitachse von europäischer Dimension handelt.

Mit diesem Bauwerk konnte die Schweiz in erster Linie ihre finanzielle Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Ging man anfangs noch davon aus, dass das Riesenunternehmen nur mit der Unterstützung der EG/EU gestemmt werden könne, hat die Schweiz sämtliche Kosten allein übernommen – und dies ganz im Unterschied zum Gotthard-Scheiteltunnel, dem Jahrhundertwerk des 19. Jahrhunderts, das vor allem Italien,

Deutschland und Private finanzierten, während die Schweiz nur einen Bruchteil dazu beitrug. Doch letztlich handelt es sich um ein europäisches Projekt, in das sich die Schweiz mit allen Kräften involvieren liess. Blickt man weiter zurück, lässt sich die Internationalität des Projekts zusätzlich belegen. Dazu gehört die Ausarbeitung des «fertigen Baukonzepts» für eine Flachbahn durch die SBB zu Beginn der 1970er-Jahre,²⁵ aber auch das von Ingenieur Eduard Gruner 1947 vorgeschlagene Projekt «Europa-Afrika-Express» mit den entsprechenden Zügen von Berlin nach Karthum, die technische Vision als gross angelegtes Friedensprojekt kurz nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs.

Fantasien

Wie kann man den Gotthard erzählen, ohne in den nationalen Tunnelblick der 1930er- und 1940er-Jahre und der Folgezeit des Kalten Kriegs zurückzufallen, in denen wichtige historische Tatbestände ausgeblendet werden mussten, um die mythische Kohärenz und Durchschlagskraft zu behaupten? Der «moderne Mythos», an den der Gotthardbasistunnel problemlos anschliessbar wäre, lässt sich nur mit losen Versatzstücken ausstatten, welche die Komplexität der gesamten Gemengelage nicht in den Blick bekommen. Die Urgeschichte der Schweiz – wie im Übrigen jeder anderen Nation auch – gibt es nicht. Es kann uns also nicht nur darum gehen, «den Gotthardmythos [zu] lesen [...], [zu] erleben und zugleich [zu] verstehen».²⁶ Was wollen wir hier verstehen – ausser der Konstruiertheit von Natürlichkeit? Mit den Gotthard*fantasien* lade ich Sie ein, einen Schritt weiter zu gehen.

Die Eröffnung des Gotthard-Basistunnels nehmen wir zum Anlass, die neu-alte mythische Gemengelage aus verschiedenen Blickwinkeln zu untersuchen. Dabei soll der Gotthard nicht nur physisch ein drittes Mal (nach dem Eisenbahntunnel 1882 und dem Autobahntunnel 1980) untertunnelt werden, sondern ebenso metaphorisch in seiner Symbolik: Wie entwickelt sich das nationalistische Eigenbild der Schweiz nach 1945 am Gotthard? Welche Fragestellungen, die sich am Gotthard entzünden, finden wir in der Literatur – aus der Schweiz, aus Europa, aus der ganzen Welt? Wie überkreuzen sich europafreundlicher und weltoffener Umweltschutzdiskurs und konservativer Mobilitätsdiskurs im Gotthard? Gibt es vergleichbare, vielleicht auch nicht realisierte Réduit-Modelle in anderen Nationalprojekten? Wofür steht der Stachel (alias Tunnel oder

russische Ansprüche) im Herzen der Schweiz? Welche Sehnsüchte kanalisiert der Tunnel – nur Richtung Süden oder auch Richtung Norden? Bedeutend die Transitrouten und -waren denn auch etwas? Welche Fantasien setzt heute der Gotthard bei Autorinnen und Autoren, bei Historikern, Politologen, Kultur- und Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern frei?

Für die Beantwortung dieser Fragen ist ein spezifischer Blick gefragt, der aktuelle Debatten historisiert und historische Diskurse wiederum kontextualisiert und aktualisiert. Dieser Blick impliziert eine Perspektive von aussen wie von innen, aus der Nähe wie aus der Fremde, einen spezifischen europäischen oder globalisierten Blick. Wichtig dabei ist sowohl eine topografisch-kulturelle als auch eine methodische Transversalperspektive, welche das kulturelle Erbe des Gotthards vor dem Hintergrund und dennoch jenseits der altbekannten Mythen befragt. Dadurch soll die Rolle einer europäischen und zugleich globalisierten Schweiz in Bezug zur ganzen Welt neu beleuchtet werden. Die mythische Überhöhung von Natur – welche die Naturalisierung der technischen Errungenschaft bereits miteinbezieht – soll zugunsten von Analysen des Zusammenspiels zwischen Natur- und Zivilisationsgewalt im ersten Teil «Infrastruktur, Natur» konsequent hinterfragt werden. Der eindimensionalen Mythologisierung werden im zweiten Teil historische «Kontrapunkte» und damit Alternativgeschichten und im dritten Teil «Bilanzen, Szenarien» die Vielfalt, aber auch die Dringlichkeit von Fragen an die Gegenwart entgegengesetzt.

Der Gotthard ist nicht nur in seiner technischen Materialisierung²⁷ – wie man sie in Zukunft trotz gegenwärtigen Zweifeln am Willen der SBB²⁸ sicherlich noch touristisch erfahrbar machen wird –, sondern vor allem in seiner Unbestimmtheit und Offenheit Anlass zur Fantasie. Hier ist die Rolle der Fiktion entscheidend: Denn Erinnerung und Fantasie bilden gleichermassen die kollektive Erinnerung aus und modellieren auf diese Weise neue Geschichtsbilder, welche für jegliche Entwicklung der Gesellschaft notwendig sind.²⁹ Es gibt kein besseres Bauwerk als die NEAT, das uns so deutlich vor Augen führen kann, wie stark die Schweiz in Europa eingebunden ist und sich einen Sonderweg (wenn überhaupt) nur in beschränktem Ausmass leisten kann, ohne sich ökonomisch, ökologisch, forschungstechnisch und sozial selber am meisten Schaden zuzufügen. Unser Ziel ist doppelt angelegt, zum einen thematisch, zum anderen methodisch. So fragen wir sowohl nach dem Gegenstand,

nach dem Gotthard-Transittunnel und nach den damit verbundenen Identifikationsmodellen, als auch nach den Diskursmodi von Mythos, Geschichte und Fantasien. Es geht in erster Linie darum, den thematisch-methodischen Fächer möglichst weit aufzuspannen.

Breite und Tiefe zugleich zu bieten ist nur möglich, wenn das Hebelgesetz der Fantasie in Anspruch genommen wird. Folgt man der Stellungnahme Carl Spittellers in seinem Gotthard-Reiseführer, so sprengt die Fantasie die Grenzen von Glauben und Erfahrung: «Denn die Fantasie folgt ihren eigenen Trieben und Gesetzen, die mächtiger sind als die Einreden [sic] des Verstandes.»³⁰ Weil sich die Fantasie als Methode nicht der Rhetorik einer reinen Faktizität zu verschreiben hat, eröffnet sie neue Möglichkeitsräume des Denkens. Besonders in den Fantasien kristallisiert sich heraus, wie sehr Form und Inhalt des Denkens korrelieren. Darum folgt die Anordnung der Beiträge weder rein historischen noch rein thematischen Gesichtspunkten. Und obwohl alle Artikel höchsten Ansprüchen des jeweiligen Fachs genügen, bedienen sie sich manchmal auch unüblicherer literarischer Formen des Essays oder des Dramas. Dadurch wird die Perspektivität des jeweiligen Beitrags oder der jeweiligen Figur offengelegt und exponiert. Die Multiperspektivität der literatur-, kulturwissenschaftlichen, historiografischen und politologischen, aber auch technischen Beiträge wird regelmässig durch literarische Interventionen durchbrochen, welche für die *Gotthardfantasien* neu geschrieben und zusammengestellt worden sind. Sie vervielfachen nochmals die Stimmen; die persönlichen Ich-Erzählungen, die aufs Wesentliche reduzierten Verszeilen, die minutiösen Alltagsbeobachtungen entlarven das Korsett der Inszenierung. Gleichzeitig erweitern sie das Arsenal an Fantasien, welche dem Gotthard neue Dimensionen verleihen.

Zu den Beiträgen

Die Infrastruktur bestimmt den Grad der Wahrnehmung von *Natur* beziehungsweise von *Natürlichkeit*. So macht Peter Utz, Spezialist für Schweizer Literatur und Katastrophen, eingangs deutlich, dass die enge Verflechtung von alpinem Naturraum mit der menschlichen Technisierung die Gefahr von Katastrophen nicht bändigt, sondern im Gegenteil provoziert, wie ein Blick auf die Gotthard-Literatur des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts zeigt. Schweizer Identität versteht sich viel besser vor dem Hintergrund der latenten Katastrophe. Trotz oder dank

den massiven technischen Eingriffen soll die Landschaft Erlebnis bleiben. Dass der alleinige Blick aus dem Bahnwaggonfenster nicht genügt, zeigt der Historiker Daniel Speich Chassé anhand exemplarischer Eisenbahnführer auf. Er macht deutlich, wie unterschiedliche Blickanweisungen, welche man für die Gotthardbahnfahrt bekommt, die Natur und die Landschaft trotz der technischen Revolution und Beschleunigung weiterhin erfahrbar machen und die technische Apparatur gleichzeitig zum Vergessen bringen sollen.

Carl Spittlers Gotthardbahnführer reiht sich zwar in die erst junge, aber schon reichhaltige Tradition von Blickanweisungen ein, versieht das Genre aber mit einem Schuss Ironie, welche das Wissen um das Erleb- bare immer schon voraussetzt und es um die Pointe bringt, sodass die erzählerische Aneinanderreihung die filmische Abfolge von Bildern imitiert, was der Literaturwissenschaftler Alexander Honold in Absetzung von Martin Stadlers sozialkritischer Auseinandersetzung mit den technischen Revolutionen am Gotthard darlegt. Der Doyen der Schweizer Literaturgeschichte Peter von Matt bringt auf den Punkt, worauf der neue Mythos spätestens an der Landi 1939 abzielt: auf die Symbiose zwischen Technik und Natur, zwischen Fortschritt und Ursprung. Der essayistische Beitrag von Lars Dietrich, Leiter für alle technischen Installationen im Gotthard-Basistunnel, lässt erahnen, mit welcher Präzision und mit welchem Sinn für jegliche auch nur denkbare Eventualität der Sakralbau par excellence unserer Zeit ausgestattet worden ist. So setzt die subterrane Erschliessung neue Fantasien frei – wie die vier literarischen Beiträge des ersten Teils in Form eines Gedichts (von Nora Gomringer), zweier Reiseberichte (von Michael van Orsouw und Verena Stössinger) und kulturell-geologische Tiefenbohrungen (von Peter Weber) veranschaulichen.

Man kann zwar im «Banne des Sonderfalls» gefangen und paraly- siert sein. Gleichzeitig ist dieser Bann aber immer auch aktiv zu durchbre- chen. Dies wird möglich, indem bewusst Kontrapunkte gesetzt werden. Es gibt nichts Enttäuschenderes für die Einmaligkeit als den Vergleich. So vergessen wir allzu schnell, dass der Gotthard in Russland einen eigenen Mythos wegen der Alpenodyssee russischer Truppen unter Suworov im Herbst 1799 bildet. Der Osteuropa-Historiker Frithjof Benjamin Schenk zeigt das Nachleben des Generals in der russischen Kultur bis in unsere Tage. Parallel dazu zeichnet der Spezialist für slawische Literaturen Jens Herlth nach, wie Suworovs Spuren in der Lyrik dem sowjetischen Men- schen verständlich sein mussten. Dennoch ist zu fragen: Gibt es ver-

gleichbare oder alternative Modelle nationaler Überhöhung – wie sie sich im Gotthard-Mythos manifestiert? Es handelt sich um Nationalmythen, welche frappierende Parallelen zum Réduit-Gedanken aufweisen, aber im Unterschied zum Schweizer Nationalstaat im Fall des jugoslawischen Raums entweder romantische Fantasie geblieben sind und in den ver- schiedenen Nationalliteraturen einen bemerkenswerten Gemeinplatz pluraler Zuordnungen einnehmen (dazu die Südslawistin Anna Hodel) oder im Fall Armeniens gescheitert sind (dazu die Osmanistin Elke Hart- mann).

Doch Kontrapunkte können auch auf und gegen den Gotthard selbst gesetzt werden, indem der «Felsenthron Europas» auf der Reise ins Tessin immer neue Ansichten und Beschreibungen generiert. So untersucht der vergleichende Literaturwissenschaftler Thomas Fries Deutschschweizer Reiseberichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts ins Tessin, das zu diesem Zeitpunkt noch quasi-kolonialen Status innerhalb der zwölf Alten Orte hatte. Zur selben Zeit wandert auch Goethe drei- mal auf den Gotthard, ohne ihn je zu überqueren. Für die Reise nach Ita- lien wird er den Weg über den Brenner nehmen. Denn am Gotthard – so der Literaturwissenschaftler Daniel Müller-Nielaba – hat sich der noch junge Autor des *Werther* zwischen Malerei und Literatur zu entscheiden, am Gotthard lernt er, die Begrenztheit und die Unvollkommenheit der jeweiligen Kunstform zu reflektieren, sodass der Gotthard immer schon Goethes Dichtung impliziert. Denselben Ausgangspunkt bei den Rei- seberichten des 18. Jahrhunderts nimmt der Tessiner Ökonomie- und Sozialhistoriker Luigi Lorenzetti. Hier kondensiert der Gotthard zur kul- turellen Brückenmetapher. Als Dach Europas imaginiert, verkommt er zur rein technisch-topografischen Bewältigung von Distanz durch seine Untertunnelungen – am deutlichsten durch den Gotthard-Basistunnel, welcher zwar Länder und Städte des Nordens und Südens verbindet, aber den Gotthard seiner Funktion als Ort der Kulturbegegnungen endgültig beraubt, weil das Hindernis nicht mehr Anlass zur Reflexion, sondern lediglich Vorwand zur maximalen Beschleunigung von Menschen und Gütern wird. In besonders ironischer Weise unterlaufen die literarischen Beiträge dieses zweiten Teils Heldenverehrung (Katharina Lanfranconi), Geschichtsträchtigkeit und Einmaligkeit des Gotthards (Arno Came- nisch und Iso Camartin).

Dass selbst aus Tessiner Sicht die Bilanz in Bezug auf den Gott- hard eher durchmischt, wenn nicht sogar negativ ausfällt, mag auf den

ersten Blick zu Beginn des dritten Teils erstaunen. Doch der Alpenhistoriker Marco Marcacci zieht lediglich Lehren aus den technischen Erschliessungen des 19. und 20. Jahrhunderts für das 21. Jahrhundert. Wenn sich der Politologe und Politiker Nenad Stojanović erinnert, wie er in den 1990er-Jahren, als Flüchtling aus Sarajevo im Tessin angekommen, die Eishockeyspiele in Ambri-Piotta erlebte und dabei neue Kategorien von Identitätszuschreibungen – jenseits von Konfessions- und Sprachzugehörigkeit – ausfindig macht, so formuliert er ein Plädoyer nicht an die Ausländer, sondern an die Schweizer, sich in die Realitäten der Schweiz zu integrieren. Der Alpenhistoriker Jon Mathieu unterstreicht, wie unterschiedlich die Innen- und Aussenperspektive auf die Alpen und insbesondere auf den Gotthard ausfallen können. Tendiert der urbane innenpolitische Diskurs dazu, die Alpen ganz zu ignorieren oder höchstens als *alpine Brache* zu vernachlässigen, gibt es eine Alpenlobby, welche innerhalb der UNO aus dem Gebirge ein weltweites Thema macht, um damit der Schweiz in bestimmten Umweltfragen eine Führungsrolle zukommen zu lassen. Es ist an uns zu entscheiden, welcher Fraktion wir uns anschliessen wollen.

Die Alpen werden zur gleichen Zeit ideologisch aufgefaltet, in welcher sie technisch geglättet werden. Die Geschichtswissenschaft hat sich an der Überlagerung zweier Nationalmythen, am Gotthard zum einen als militärischem Réduit in der Wiege der Eidgenossenschaft, zum anderen als Transitort zwischen den Achsenmächten, weitgehend abgearbeitet, wie das Guy P. Marchal mit Rückgriff auf die ganze Vorgeschichte nachzeichnet. Dennoch ist die Symbolgeschichte des Gotthards nach 1945 erstaunlich unterbelichtet. Sie scheint zwar auf den ersten Blick von einer gewissen Kontinuität geprägt zu sein. Man kann also durchwegs von einer Fortsetzung des eidgenössischen Zentral- und des europäischen Transitmythos mit einer allmählichen Umlagerung von Deutungshoheit sprechen. Doch scheint sich kurz vor und mit der Eröffnung des Gotthard-Basistunnels eine verquere Symbolpolitik abzuzeichnen: Während sich eine tendenziell proeuropäische Fraktion mit der Alpeninitiative als Bewahrerin des Zentralmassivs herausstellt, fordert der konservativ-nationalistische Flügel im Verbund mit gewissen Interessenvertretern eine zweite Autobahntunnelröhre und damit noch eine erhöhte «Transitsogwirkung» (Hermann Burger) mitten durch die Schweiz.

Der Zeithistoriker Damir Skenderovic bringt Erstaunliches zu Tage: Just um das Jahr 2000, als man die mythologische Überhöhung his-

toriografisch abgetragen zu haben vermeinte (Fichen-Affäre, Bergier-Bericht), wird der Gotthard durch die neue Rechte remystifiziert, indem diese wie in anderen europäischen Ländern historische Deutungshoheit – entgegen jeglichen wissenschaftlichen Standards – beansprucht. Viel einsichtiger wäre eigentlich eine Schweizer Geschichte der Immigration, welche mit dem Bau des Gotthard-Scheiteltunnels einsetzt und bis heute andauert. Spätestens an dieser Stelle wird klar, warum der Gotthard – so im dramatischen Szenario des Kulturwissenschaftlers Walter Leimgruber – ins Weltkulturerbe der immateriellen Güter aufgenommen werden muss, wogegen sich der personifizierte und materialisierte Gotthard auf den Malediven mächtig wehrt. Damit erhält der Betroffene – wie in den literarischen Einwüfen von Pirmin Meier und Matteo Terzaghi – eine eigene Stimme, um in die Fantasien einzustimmen.

Beiträge können manchmal auch unscheinbar sein, vor allem wenn es um die Finanzierung und Organisation eines so anspruchsvollen Vorhabens geht. Darum möchte ich mich bedanken für die grosszügige finanzielle Unterstützung durch die Albert Köchlin Stiftung und die Universität Luzern. Weitere Beiträge stammen vom Kanton Uri. Namentlich zu erwähnen sind Silvan Moosmüller, der innerhalb unseres Forschungsprojekts «Polyphonie und Stimmung» mit viel Bedacht und Beharrlichkeit mithalf, die Finanzierung zu sichern, Silvia Cavelti, welche alles Administrative und einiges darüber hinaus fristgerecht abzuwickeln wusste, Wiebke Suden und Hannes Weber, die mir beim Lektorat gewissenhaft über die Schultern schauten, und Madlaina Bundi, Simone Farner sowie Rafael Werner für die enge und professionelle Betreuung durch den Verlag. Der grösste Dank geht an die Trägerinnen und Träger, welche – im Unterschied zu anderen Publikationen – nicht einfach ihr Projekt hier platzieren konnten, sondern von mir gezielt für bestimmte Fragestellungen angegangen worden sind, damit der Band möglichst breit und kompetent den ganzen thematischen Fächer abdeckt.

1 Georg Kreis: Ein neuer Weg für eine alte Passage. Zur Geschichte der NEAT. In: Kilian T. Elsasser, Ueli Habegger und Georg Kreis (Hg.): Eine Zukunft für die historische Verkehrslandschaft Gotthard. Publikation zum Symposium vom 6. und 7. September 2013 in Altdorf. König 2014, S. 49–59, hier S. 53.
2 Kreis, Weg, S. 49.
3 Christoph Jamme: Mythos. In: Handbuch der Kulturphilosophie. Stuttgart, Weimar 2012, S. 356–359, hier S. 356.

4 Claude Lévi-Strauss: Wenn der Mythos Geschichte wird. In: Mythos und Bedeutung. Fünf Radiovorträge. Frankfurt a. M. 1980, S. 47–56, hier S. 53 bzw. S. 56.
5 Roland Barthes: Mythologies. Paris 1957, S. 236.
6 Vgl. dazu Guy P. Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität. Basel 2006, S. 68 sowie S. 433–436.
7 Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 440.

- 8 Homi Bhabha: Nation and Narration. London 1990; Benedict Richard O’Gorman Anderson: Imagined Communities. Reflections on The Origin and Spread of Nationalism. London 1983; Miroslav Hroch: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Prag 1968.
- 9 Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. München 2012, S. 63.
- 10 Ernst Cassirer: Vom Mythos des Staates (1949). Hamburg 2002, S. 12.
- 11 Cassirer, Mythos, S. 361.
- 12 Cassirer, Mythos, S. 363.
- 13 Jakob Tanner: Goldparität im Gotthardstaat. Nationale Mythen und die Stabilität des Schweizer Fränkens in den 1930er und 40er Jahren. In: Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs. Die Finanzen des Bundes im 20. Jahrhundert. Bern 2000, S. 45–81, hier S. 50.
- 14 Daniel Di Falco: Ein Blick in die Vergangenheit. In: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. 75 Jahre Kunst und Kultur in der Schweiz. Passagen. Das Kulturmagazin der Pro Helvetia 65 (2015), S. 7–9, hier S. 8.
- 15 Aram Mattioli: Gonzague de Reynold. Vordenker, Propagandist und gescheiterter Chef der «Nationalen Revolution». In: ders. (Hg.): Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz von 1918–1939. Zürich 1995, S. 135–159.
- 16 Cassirer, Mythos, S. 388.
- 17 Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 25.
- 18 Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 24.
- 19 Nach Jon Mathieu: Gotthardverkehrswege – Nukleus der Eidgenossenschaft im Spätmittelalter? In: Kilian T. Elsasser, Ueli Habegger und Georg Kreis (Hg.): Eine Zukunft für die historische Verkehrslandschaft Gotthard. Kőniz 2014, S. 25–32, hier S. 27f. Zur Schweiz als Passstaat: Aloys Schulte: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig. Zwei Bände. Leipzig 1900. Vgl. dazu Jon Mathieu: Cento anni di vita di un classico: l’opera di Aloys Schulte sul traffico transalpino. In: Archivio Storico Ticinese 128 (2000), S. 207–216. Karl Meyers Stellungnahme zu Schulte: Karl Meyer: Über die Einwirkung des Gotthardpasses auf die Anfänge der Eidgenossenschaft. In: Geschichtsfreund 74 (1919), S. 257–304.
- 20 Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. In: Ausgewählte Schriften. 5. Auflage. Hamburg 2012, S. 180.
- 21 Werner Bätzing: Zwischen Wildnis und Freizeitpark. Eine Streitschrift zur Zukunft der Alpen. Zürich 2015.
- 22 Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron und Christian Schmid (Hg.): *Die Schweiz*. Ein städtebauliches Portait. Basel 2006.
- 23 Kreis, Weg, S. 50.
- 24 Kreis, Weg, S. 53.
- 25 Markus Höschen: Nationaler Starrsinn oder ökologisches Umdenken? Politische Konflikte um den Schweizer Alptransit im ausgehenden 20. Jahrhundert. München 2007, S. 81.
- 26 Helmut Stalder: Mythos Gotthard. Zürich 2003, S. 15.
- 27 Judith Schueler: Materialising identity. The co-construction of the Gotthard Railway and Swiss national identity. Den Haag 2008.
- 28 Kilian T. Elsasser: Gotthard Bergstrecke. Denkmal der modernen Schweiz in Gefahr. In: NZZ vom 25.9.2015, S. 10.
- 29 Paul Ricœur: Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit. Münster 2002.
- 30 Carl Spitteler: Der Gotthard (1897). Zürich 2014, S. 67.

INFRASTRUKTUR, NATUR

Gefährdete Gotthardpost

Literarische Abschweifungen in
die schweizerische Katastrophenkultur

Peter Utz

Gefahr gehört zum Gotthard. Beim Passübergang erleben wir die Alpen aus der Nähe, nicht nur mit fernen, glänzenden Firnen, sondern auch mit Schneestürmen, Lawinen, Steinschlag oder Hochwasser. Gleichzeitig grossartige und gefährliche Bergwelt: So wird der Gotthard zum eigentlichen Pars pro Toto für die alpine Schweiz, zu einem Erlebnispark der Naturgefahren.

Das «Zitterthal» und die gefährdete Gotthardpost

Wohlig werden diese Schrecken, wenn man sie aus Distanz geniesst, etwa in der bekannten deutschen Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*. Sie führt 1862 dem Leser in Bild und Text jene Gefahren vor Augen, die uns am Gotthard erwarten: eine Säumerkolonne im Kampf mit den Elementen, auf verschneitem, abschüssigem Weg (Abb. 1).

Die entsprechende Beschreibungsprosa greift ebenfalls voll in die Tasten:

«Da lauerte auf der einen Seite der gähnende Abgrund, ein zu lauter Ruf konnte auf der andern die schlafende Lawine wecken, daß sie mit Donnergebrüll niederstürzte vom schwindelnden Hange und in ihrem rasenden Anpralle Roß und Reiter mit sich durch die Luft wirbelte, [...]; oder es kamen langsam, in weiten wallenden grauen Talaren, die Nebelgeister herauf gewallt aus den unergründlich tiefen Schluchten des Gebirgs, umspannten den Verwegenen, der es gewagt, ihr Revier zu betreten, mit ihren trügerischen Schleiern, bis sein strachelnder Fuß [...] hinaustrat in's Leere, und Roß und Reiter zerschellend auf's unsichtbare Felsenbette hinunterstürzten.»¹

Mythische Kräfte, resistent gegen alle Aufklärung, herrschen in der Bergwelt, sodass etwa das «Tremola-Tal» den Namen «Zitterthal» zu Recht verdiene.² In den Süden führt nur eine Geisterbahn ohne Notausgang.



1 «Ein Zug Saumthiere vom Schneesturm überfallen.»
Originalzeichnung von H. Jenny. Die Gartenlaube (1862).

Das Ende dieses heroischen Zeitalters ist jedoch abzusehen. *Die Gotthardpost*, die Rudolf Koller noch 1873 mit seinem Bild genau in der Tremola feiert, ist schon bei ihrem Entstehen überholt. Denn tief unter den Strassenwindungen arbeiten bereits die Mineure am Bahntunnel. Mit seiner Eröffnung 1882 wird Kollers Kutsche erst recht zum Nostalgiebild. Doch es enthält in sich schon jene Spannungen, in welchen das alpin geprägte Selbstbild der Schweiz mit der Dynamik des Fortschritts kollidiert. Darauf hat Peter von Matt mit seinem Buch *Das Kalb vor der Gotthardpost* brillant aufmerksam gemacht.³ In seiner Deutung steht jenes Kalb, das von der fünfspännigen Kutsche in den Abgrund gedrängt zu werden droht, für die Bedrohung, welche in der Dynamik des Fortschritts selbst steckt. Die Postkutsche Kollers ist eigentlich schon jener Schnellzug, der sie dann endgültig verdrängen wird.

Auch die Literatur artikuliert die inneren Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in den Selbstbildern der Schweiz, gerade am Gotthard. Das soll hier an einigen literarischen Zeugnissen exemplarisch aufgezeigt werden. Denn während der Gotthard zum Zentralsymbol der helvetischen Identität aufgefaltet wird, wird er gleichzeitig technisch unterminiert und durchstossen.⁴ Zudem durchquert die neue Eisenbahnlinie auch jene Landschaft, die man bald darauf zur Kernfestung des militärischen Réduits ausbaut. Die europäische Brückenfunktion des Alpenpasses, der ins Zentrum des europäischen Verkehrsnetzes rückt, trifft direkt auf die ideologische und militärische Einigelungstendenz der Schweiz im 20. Jahrhundert. Dabei beruft man sich wiederum auf die Gründungsgeschichte der Schweiz, die ihrerseits in sich den Widerspruch von Abschottung und Öffnung enthält. Denn sie wird historisch aus den besonderen Bedingungen des aufkommenden spätmittelalterlichen Transitverkehrs abgeleitet. Kein Rütlichschwur ohne den Saumweg über den Gotthard, auf den die Habsburger ihr eifersüchtiges Auge geworfen haben, lautet diese Gründungserzählung. Freiheit ist die Freiheit, über den Gotthard zu verfügen.

Am Gotthard treffen also mit der Eröffnung des Eisenbahntunnels Diskurse des technischen Fortschritts und der patriotischen Mythologie aufeinander. Ihr gemeinsamer Nenner ist das Motiv der Gefahr. Schon Schiller stellt in seinem *Wilhelm Tell* 1804 die Innerschweizer Idylle als doppelt gefährdet dar, durch die fremden Vögte und die drohenden Lawinen oder den rasenden See. Im Rütlichschwur wird die «Gefahr» zur eigentlichen gemeinschaftsbildenden Kraft: «Wir wollen sein ein einzig Volk von

Brüdern/In keiner Noth unstrennen und Gefahr.»⁵In dieser Formel klingt nicht nur ein Grundpostulat der Französischen Revolution an. Wirkungsmächtig wird sie in der Schweiz besonders deshalb, weil sie die Bildung einer Solidargemeinschaft aus einer Bedrohungslage heraus motiviert, die sowohl eine politisch-militärische wie eine der Natur sein kann.

Die schweizerische «Katastrophenkultur» und Carl Spittellers Gedankendynamik

Daraus hat sich in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert eine eigentliche helvetische «Katastrophenkultur» entwickelt.⁶ Die plurikulturelle Schweiz, die – anders als die meisten europäischen Staaten – ihren inneren Zusammenhalt nicht in Kriegen gegen aussen aushärten kann, beweist bei Erdbeben, Überflutungen oder Lawinenkatastrophen ihr Existenzrecht als «Schicksalsgemeinschaft» unter den Alpen, zu denen sie von allen Seiten aufblickt. Und in breiten Spendenaktionen kann sie ihre Solidarität als «Willensnation» einüben, ein erstes Mal beim Bergsturz von Arth-Goldau von 1806, der über 400 Opfer forderte und eine topografische Kernzelle der Schweiz trifft. Die Idylle wird zum Katastrophengebiet. Erstmals wird eine gesamtschweizerische Hilfsaktion gestartet, die alle Landesteile erfasst. Der friedliche Spendenwettbewerb überbrückt politische, soziale und konfessionelle Gegensätze, und gerade die städtischen Gebiete können mit ihrem Beitrag die virtuelle Zugehörigkeit zur Alpenschweiz beglaubigen, der sie ökonomisch eigentlich bereits den Rücken zuwenden. Diese «Katastrophenkultur» wird in der Schweiz zum Kulturgut: auf die Liste des «immateriellen Kulturerbes der Schweiz» zuhanden der UNESCO hat der Bundesrat 2014 den Umgang mit der Lawinengefahr an die erste Stelle gesetzt.

Der Bau der Gotthardbahn ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Einerseits ist der Gotthardtunnel selbst eine effiziente Massnahme, um den Alpenübergang vor den Naturgefahren zu sichern. Andererseits setzt die Bahn auf den Zufahrtsstrecken zum Scheiteltunnel die Reisenden und Güter, die sie nun in Massen in die Alpenwelt hineinsaugt, diesen Gefahren gerade aus. Gleichzeitig behauptet sie, dagegen alle nötigen technischen Vorkehrungen treffen zu können. Sie setzt also im Kampf gegen die Naturgefahren ganz auf den technischen Fortschritt. Dies wirft jedoch eine Reihe von Fragen auf: Wie verträgt sich dieser Triumph des Fortschritts mit den Gründungsmythen der Schweiz, die er eigentlich

im Wortsinn unterminiert? Wird nun ein heroisches Techniknarrativ an die Stelle des militärisch geprägten Gründungsnarrativs gesetzt? Ist dieses Narrativ mit jenem gemeinschaftlich-solidarischem Sozialmodell kompatibel, das die Katastrophenkultur generiert? Welche Rolle spielen dabei die Alpen, der häufig personifiziert auftretende «Berg»? Ist er der älteste Verbündete der Schweiz, im Sinn des Réduits, oder der Gegner, den man mit der Technik besiegt?

Diese Widersprüche und Spannungen werden auch in der Literatur ausgetragen. Dabei werden sie nach aussen gestülpt, werden sichtbar und reflektierbar. Sie vermittelt diese Widersprüche an ihr Publikum, das ja meist im urbanen Flachland angesiedelt ist, und bindet dieses so zurück an die Alpenschweiz und ihre Katastrophenkultur, in die sie immer wieder abschweift. Ein erstes Beispiel dafür liefert Carl Spitteler. Er verfasst im Auftrag der Gotthardbahngesellschaft 1896 das Buch *Der Gotthard* – der erste bekannt gewordene Reklameauftrag an einen Schweizer Schriftsteller.⁷ Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert, von denen nur der erste den Auftrag direkt reflektiert: «Mit der Eisenbahn» und «Zu Fuß». Der Fahrt mit der Gotthardbahn, in deren Auftrag Spitteler ja schreibt, wird die archaische Fusswanderung in der Gotthard-Region gegenübergestellt, die den dichterischen Journalisten erst richtig an die harte Natur und ihre archaischen Gefahren heranführt. Fast wie die *Gartenlaube* beschwört Spitteler herauf, wie eine Fahrt über den Pass früher eine «dreitägige Schlacht des wehrlosen Menschen mit der Natur, die heimtückisch aus dem Hinterhalte droht» (S. 145) gewesen sei. Diese Bedrohung ist auch durch die Eisenbahn nicht gelöscht: Im Zentrum des Buchs rückt ein erstaunlicher Exkurs über das 1895 von einer Lawine verschüttete Airolo die Naturgefahren ganz dicht an die neue Bahnstrecke und an den Leser heran.

Gegenüber diesen breit ausgemalten Katastrophenszenarien bleibt Spitteler beim Gotthardtunnel selbst erstaunlich wortkarg. Ja, die «erhabenste Tunnelnacht» scheint sich kaum zu unterscheiden von einer banalen «Kellernacht». Kein Gedanke an die heroischen Erbauer des Tunnels, wie man sie später auch literarisch immer wieder feiern wird. Um sich selbst Angst zu machen, und damit die Tunnelquerung doch noch zu einem Ereignis würde, muss man sich schon eine Katastrophe imaginieren:

«Was geschähe jetzt, wenn jetzt –? Eine Entgleisung mitten im Tunnel zum Beispiel –? oder, wie jene Bäuerin meinte, «wenn sich

der Zug unter der Erde <verirrte>, so daß er statt nach Italien gegen Österreich führe und unterwegs stecken bliebe, daß man ihn ausgraben müßte wie der Dachs in der Höhle?» (S. 44)

Eigentlich hat der Tunnel die Schrecken des Berges beseitigt. So braucht es eine schon dichterische Fantasie, ein «Was wäre wenn...», um dem Tunnel-Thema noch neue Schrecken abzugewinnen. Friedrich Dürrenmatt wird dieses Szenario 60 Jahre später in seiner Novelle *Der Tunnel* zu Ende denken, in der ein Zug aus der helvetischen Fahrplan-Topografie heraus dem Erdinnern entgegenstürzt. Eine andere fantastische Abzweigung wird Hermann Burger wählen, die sogar nach Österreich führt. Jedenfalls scheint der Banalität des Tunnelerlebnisses nur eine Katastrophenfantasie beizukommen, mit der jedoch auch Spittlers Text selbst definitiv von seinem Auftragsgleis abkommen würde.

So taucht der Text die Gotthardbahn trotz allen guten Reklamevorsätzen in ein merkwürdiges Zwielficht: Sie führt uns zwar elegant ins Herz der Gotthard-Landschaft hinein, doch droht sie mit den alpinen Gefahren auch deren besondere Erlebnisqualität zu beseitigen. Darum sucht der Text imaginativ die Faszination der Katastrophe, ohne aber deren Solidaritätskontribution zu verlangen. Ohnehin kommen in Spittlers Text keine schweizerisch-nationalen Gefühle auf, wie sie 50 Jahre später beim gleichen Thema obligatorisch wären. Im Gegenteil: Auf dem Gotthard weiss man sich «mehr in Europa als überall sonst.» (S. 12) Euphorisch wird Spittler nur, wenn er jenen Süden heraufbeschwört, den man dank dem Tunnel nun schneller erreicht.

Die Alpen dagegen haben für Spittler letztlich keinen Eigenwert. Das sagt er in diesem Buch aber nicht explizit. Nur seinem Freund Joseph Viktor Widmann schreibt Spittler:

«Ich hasse im Grunde die Berge, weil sie kälten und dem Himmel, also der Lichtkugel Stücke wegfressen, den Horizont verringern [...]. A propos Gotthard u. meine alpine Natur: meine Lieblingsphantasie ist jetzt, den Gotthard mit allen Alpen mit Dynamit in die Luft zu sprengen auf die andere Seite, gegen Norden, damit wir italiänische Luft direct bekämen.»⁸

Als Tunnelbauer eigenen Rechts hantiert hier der spätere Nobelpreisträger ganz unbefangen mit jenem Gedankendynamit, das ihm nur als Dichter in unbegrenzter Menge zur Verfügung steht.

Die Heroen der Technik und das helvetische Kollektiv

Der Gotthard fliegt jedoch nicht in die Luft, im Gegenteil: Nach der Eröffnung der Bahnstrecke wird er gar militärisch befestigt, und gleichzeitig wächst er zum Zentralmassiv des eidgenössischen Selbstbehauptungswillens heran. Die Gotthardbahn wird nach 1909 nicht nur materiell, mit der Eingliederung in die «Schweizerischen Bundesbahnen», sondern ebenso ideologisch nationalisiert. Auch die Dichter des 20. Jahrhunderts arbeiten auf dieser neuen geistigen Gotthard-Baustelle.⁹ Sie re-inszenieren den Bau des Tunnels, dessen Eröffnung man 50 Jahre zuvor (im Jahr 1932) feierte. Im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung wird der Tunnelbau zur nationalen Gründungstat umgedeutet. Dabei entstehen allerdings Spannungen zwischen dem modernen Technikdiskurs und der mythischen Gründungsgeschichte wie auch zwischen dem heroischen Einzelnen und dem Kollektiv. Doch auch dafür liefert – so die bestehende These – die helvetische Katastrophenkultur eine vermittelnde Matrix.

Dies zeigt sich zunächst an dem wirkungsmächtigen Jugendbuch von Robert Schedler *Der Schmied von Göschenen. Eine Erzählung aus der Urschweiz für Jung und Alt*, das zwischen 1920 und 1971 elf Auflagen erlebt.¹⁰ Der jugendliche Titelheld scharft mit seinem Projekt, die Schöllenschlucht durch den «stiebenden Steg» begehbar zu machen und dadurch den Gotthard zu erschliessen, die ganze Talschaft hinter sich. Er ist der erste Technikheld der Schweiz, ein Tell mit Amboss statt mit Armbrust, der in der Schöllenen die neue Willens- und Solidargemeinschaft zusammenschmiedet. Als solcher ist er auch ein impliziter Vorläufer von Louis Favre, dem Ingenieur des Gotthardtunnels. Dieser rückt ins Zentrum weiterer Gotthard-Romane, am entschiedensten im Roman des Österreichers Oskar Maurus Fontana *Der Weg durch den Berg: Ein Gotthard-Roman*, der 1936 in Wien erscheint.¹¹ Favre kämpft hier als heroischer Einzelner nicht nur gegen die Naturgefahren, sondern auch gegen die Widerstände aus der Bevölkerung. Felix Moeschlin scheint als Schweizer darauf zu antworten: Mit dem monumentalen Roman *Wir durchbohren den Gotthard* (1947/49) gibt er jenem «Wir» seine Stimme, das allein den Gotthard bezwingen könne.¹² Auch wenn dieses Kollektiv wesentlich aus italienischen Tunnelarbeitern besteht, rückt der Bahnbau so ein in die alten Strategien des kollektiven helvetischen Kampfs gegen die Naturgefahren.

Die Geistige Landesverteidigung steht dabei zwischen der Rückbesinnung auf eine mythische, naturnahe Solidargemeinschaft und dem Fortschrittsglauben. Die alpine Sagenwelt, wie sie etwa Eduard Renner mit dem *Goldenen Ring über Uri* 1941 heraufbeschwört,¹³ steht gegen eine Publikation wie die von Walter Angstim «Schweizerischen Jugendschriftwerk» von 1944: *Mit 12 000 PS durch den Gotthard. Technische Reise eines jungen Eisenbahnfreundes*.¹⁴ Diesen Widerspruch kann man gerade am Gotthard im Zeichen der eingeübten Bewältigungsstrategien von Naturgefahren aufheben. Das versuchen auch weitere Gottharderzählungen der Zeit.¹⁵ Am formvollendetsten Meinrad Inglin mit seiner Novelle *Die Lawine*.¹⁶ Der Titeltext der gleichnamigen Sammlung erscheint 1947. Jener Lawine im Reusstal, die er zum Titel erhebt, setzt er eine Eisenbahnbrücke entgegen, die schliesslich einen Triumph der Technik und ein fast unverschämtes Liebesglück ermöglicht, in dem sich auch die vom Krieg verschonte Schweiz erkennen kann – eine geniale literarische Ingenieursleistung.

Der verschüttete Gotthardexpress und Friedrich Dürrenmatts Einspruch gegen den helvetischen Katastrophenkonsens

Zum heroischen Technikdiskurs der Geistigen Landesverteidigung gehört auch der Roman *Gotthard-Express 41 verschüttet* des schreibenden Lokomotivführers Emilio Geiler, der bereits 1942 ins Italienische und ins Französische, dann ins Dänische und Norwegische übersetzt wird.¹⁷ Er imaginiert, wie ein Bergsturz im Tessin einen Nachtschnellzug in einem Kehrtunnel der Gotthard-Strecke verschüttet. Die Menschen im Zug sind unverletzt, bleiben aber während mehrerer Tage im Tunnel eingeschlossen. Dank der Organisationskraft im Tunnel – für die Eingeschlossenen, darunter viele ausländische Touristen, werden sogar Vorträge zur Schweizer Geschichte und zur Eisenbahntechnik organisiert – und der Entschlossenheit der Retter von aussen kann die Schweiz die Katastrophe souverän meistern. Wie bei Inglin kann diese positive Katastrophenfantase auch als eine Wunschfantase des Landes im Krieg verstanden werden, von dem im Text nicht explizit die Rede ist.

Nach dem Krieg kann man die gleiche Gotthardfantase auch anders lesen: Friedrich Dürrenmatt wird 1953 vom Schauspieler und Filmregisseur Max Haufler aufgefordert, ein Drehbuch zu Geilers Roman zu schreiben, vermutlich unter dem Eindruck von Dürrenmatts Novelle *Der*

Tunnel, die eben erschienen war. Haufler hatte schon zehn Jahre zuvor erfolglos eine entsprechende Verfilmung geplant.¹⁸ Nach kurzer Arbeit tritt Dürrenmatt jedoch von dem Projekt zurück. Es wird nie publiziert und praktisch vergessen; auch die Forschung hat sich damit nicht beschäftigt. Der Dürrenmatt-Nachlass enthält nur einen Ansatz zu einem Filmskript, einige ausgeführte Dialogszenen und ein über 20-seitiges Treatment, das allerdings schon vor der Halbzeit der Handlung abbricht.¹⁹

Trotzdem wird erkennbar, wie Dürrenmatt die Vorlage interpretiert. Zur Eröffnung malt er den Gegensatz zwischen der bedrohlichen Natur und der Technik in einer grellen Gefahrenästhetik aus:

«Die Hochgebirgslandschaft stürzt heran, gefährlich, gespenstisch. Eine Station taucht auf, verschwindet.

Die Perspektive auf die zwei Geleise, die geometrischen, zerbrechlichen Konstruktionen der Masten, der Leitungsdrähte, das Aufleuchten der Signale, unwirkliche, spielerische Abstraktheit der Technik in der wilden Natur.

Das Dröhnen, das Singen der Maschine.

Von Ferne ein Tunneleingang, ein schwarzer Mund, der sich weitet, ein Tauchen in Finsternis.

Der Berg (den der Zug nun durchreißt), die steil ansteigende Wand aus Stein,

ein ungeheuerlicher Bergrücken, überhängend,

rote rostige Felspartien, Gletscherzungen, verwitterte Bäume,

immer höher, immer drohender,

einige Steine, die sich lösen,

Das Heranschieben dunkler Wolkenmassive,

tief unten der Zug, der eben den Kehrtunnel verlässt.

Ein riesenhafter Sonnenball, der unter den Horizont rollt.»²⁰

Auch hier: Gefahr gehört zum Gotthard, die Dürrenmatt in diesem ersten Textstück in recht konventioneller, expressiver Weise aufbaut. Origineller ist Dürrenmatt jedoch, wenn er den Eisenbahnzug, der durch den Bergsturz eingeschlossen werden wird, mit einer bunten Passagiermasse füllt, vom Stargeiger bis zum Emmentaler Abstinentenbund. Die Hauptfigur ist jedoch ein Heroin schmuggelnder Kriminalschriftsteller, der im Zug zufällig auf seine ehemalige jüdische Geliebte trifft, die aus Deutschland fliehen musste. Mit seinem Liebesverrat wird der Schatten der schweizerischen Flüchtlingspolitik in das Szenario der positiven

Katastrophenbewältigung eingeschmuggelt. Gleichzeitig wird auch der Konsens über die Bewältigung der Bedrohung im Zeichen der Katastrophensolidarität unterminiert. In einer Auflistung von 29 Punkten, welche in gewisser Hinsicht die 21 Punkte über *Die Physiker* (1962) vorausnimmt, entwickelt Dürrenmatt Parameter dafür, wie eine Katastrophe darzustellen sei. Dürrenmatt hebt vor allem die sozialen Organisationsformen hervor, die sich in der Katastrophe zeigen:

- «22. Die Verschütteten müssen ein Abbild der Menschheit sein.
- 23. Durch die Katastrophe werden die Verschütteten in eine Gemeinschaft verwandelt.
- 24. Die Rettung löst diese Gemeinschaft wieder auf.
- 25. Die Rettung ist daher nicht nur ein positives, sondern auch ein negatives Resultat.»²¹

Ob und wie sich Dürrenmatts höchst heterogener Passagierhaufen im Tunnel zu einer solchen «Gemeinschaft» formieren kann, das wissen wir nicht. Doch dass diese spätestens mit der Rettung auseinanderbrechen wird, das ist schon von der Anlage her evident. Und auch die verratene Liebe wird kaum in dieser Prüfung wieder gekittet werden. Genau entgegengesetzt zu Inglin's Lawine stiften Katastrophen, selbst mit positivem Ausgang, weder Ehen noch solidarische Gemeinschaften. Das ist ein fundamentaler Einspruch gegen den helvetischen Bedrohungs- und Katastrophenkonsens, wie ihn die Geistige Landesverteidigung so gerne in ihr Zentralmassiv, den Gotthard, projiziert.

Grotesker Gegengotthard: Hermann Burgers *Die künstliche Mutter*

Einen solchen Einspruch, wenn auch in ganz anderer Form, erhebt auch Herrmann Burger mit seinem 1982 publizierten Roman *Die künstliche Mutter*.²² Genau zum 100. Jubiläum der Tunnelöffnung liefert Burger das groteske Satyrspiel zum modernen Gotthard-Diskurs, ebenso vielschichtig wie dieser. Zwar steht in seinem Zentrum die Geschichte einer individuellen Katastrophe und ihrer Therapie: der Versuch des Germanisten und Glaziologen Wolfram Schöllkopf, im Gotthard vom Selbstmord seiner Geliebten, von seiner «Unterleibsmigräne» (S. 42) und von seiner Mutterbindung zu genesen.²³ Umso ironischer, dass Schöllkopf, der Held mit der Gotthard-Schlucht im Namen und im Schädel, erst in jener österreichischen «Kur-Enklave» (S. 165) Heilung findet, die Bur-

ger mitten ins helvetische Kernmassiv hinein fantasiert. Die literarische Abzweigung des Gotthardtunnels nach Österreich, wie sie Spitteler nur andeutet, wird von Burger realisiert, als Satire auf das Verhältnis der Schweiz zum historischen Erbfeind und als ironische Reminiszenz an die eigene Katastrophenkultur. In der «thermischen Wärme des Österreichischen Gotthards» (S. 195) hört Schöllkopf die «Stimme des Gletschers», die «sein Katastrophengedächtnis» auffrischt mit älteren und neueren Naturkatastrophen (S. 180f.). Und er verliebt sich in die «katastrophenbergende Stimme» einer deutschen Tagesschausprecherin (S. 226). Überall, selbst in der Sprache des Romans, stecken die latenten Katastrophen. Wortschöpfungen wie «Lawinenkegelbahnen» (S. 130) oder «Gebirgstrichterschwermut» (S. 188) zeugen von Burgers mutwilligen Abschweifungen zu jenen Abgründen, vor denen früher die Reisenden zurückschreckten. Burger spielt mit den Katastrophen, so wie er in jener Modelleisenbahn-Anlage, die als *Mise en abyme* der Gotthardbahn im Kirchlein von Wassen wiederum die Gotthardbahn nachstellt, einen Zugszusammenstoß in einem Tunnel inszeniert (S. 110).

Doch sowohl als souveräner Regisseur am Steuerpult seiner literarischen «Gegengotthardbahn» (S. 110) wie auch als leidender Schöllkopf bleibt Burger radikal allein. An jenen Katastrophen, die in der Geschichte der Schweiz und auch der Gotthardbahn immer wieder neu die Solidargemeinschaft begründen sollen, erlebt Schöllkopf gerade seine Vereinzelung. Gelegentlich erscheint der Roman zwar als Bericht, der sich vom Gotthard aus an die urbane Schweiz richtet, «an die Hinterbliebenen im Unterland» (S. 130). Das wäre noch jene Diskursform, wie sie für die Kohäsion der urbanen mit der alpinen Schweiz unentbehrlich ist. Doch Burgers Romanheld bleibt im Roman ohne Echo; er findet zwar schliesslich den Weg nach dem Süden, aber dort auch den Tod. Doch dazu braucht er nicht den Tunnel, die Abkürzung. *Die künstliche Mutter* ist alles andere als eine lineare Geschichte. Das literatur- und ideologiegeschichtlich sedimentierte Material, in dem sie sich bewegt, zwingt sie zu immer neuen Abzweigungen und Abschweifungen. Schon Spitteler hatte seinen Eisenbahnauftrag nur in recht abschweifender Form literarisch umgesetzt. Burger geht auch diesbezüglich viel weiter: Abschweifung wird zum eigentlichen poetischen Anti-System. Zwar hat auch Burger architektonische Planskizzen für sein monumentales Buch gezeichnet. Er erkennt jedoch, dass seine «Schreibingenieursvermessungsarbeiten» für sein in jedem Sinn massloses Projekt eigentlich nicht taugen.²⁴

Das ist symptomatisch. Denn die Literatur sucht, anders als die Ideologen und die Ingenieure, nicht den direkten Weg. Die literarische Gotthardpost fährt wissentlich gefährliche Umwege, setzt sich katastrophischen Bedrohungen und Widersprüchen aus, erkundet den Berg imaginär in sich verzweigenden Gedankenstollen, wählt das langsamere Verkehrsmittel statt des schnelleren. Das ist ihre Zumutung an den Leser, das ist ihr Eigenrecht. Dieses grundsätzliche Recht auf den Umweg sollte die Gotthard-Literatur weiterhin geltend machen. Dies erst recht, wenn die neue Direttissima von Erstfeld nach Biasca die alte Bergstrecke ihrerseits zum Umweg und zur poetischen Abschweifung hinein in die Gotthard-Gefahren machen wird.

- | | | | |
|----|---|----|---|
| 1 | Schweizer Alpen-Bilder. Nr. 4. Die Pässe und Säumerpfade der Schweizeralpen. In: Die Gartenlaube, 1862, S. 420–423, hier S. 420f. Autor der nur zum Teil namentlich gezeichneten Artikelreihe ist höchstwahrscheinlich der Berner Schriftsteller und Journalist Samuel Haberstick (1821–1872), der unter dem Pseudonym Arthur Bitter publizierte. Alpen-Bilder, S. 423. | 13 | Eduard Renner: Goldener Ring über Uri: ein Buch vom Erleben und Denken unserer Bergler, von Magie und Geistern und von den ersten und letzten Dingen. Zürich 1941. |
| 2 | Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. München 2012. | 14 | Walter Angst: Mit 12 000 PS durch den Gotthard. Technische Reise eines jungen Eisenbahnfreundes. Zürich 1944. |
| 3 | Judith Schueler: Materializing Identity. The co-construction of the Gotthard Railway and Swiss national identity. Amsterdam 2008. | 15 | Schueler, Materializing identity, präsentiert S. 122ff. noch Rudolf Schnetzer: Schicksal am Gotthard. Basel 1940; Jacques-Eduard Chable: Le Saint Gotthard. Lausanne 1940; Paul Bühler: Der Gotthard Tunnel. Die Tragödie Louis Favre. Drama in sechs Bildern. St. Gallen 1942. Vgl. auch Jakob Bühler: Stimmen über dem Gotthard. Aarau 1936, und: Gotthard. Dramatische Dichtung. Zürich 1952. |
| 4 | Friedrich Schiller: Werke. Nationalausgabe. Weimar 1943ff., Bd. 10, S. 192. | 16 | Meinrad Inglin, Gesammelte Werke in 10 Bänden. Hg. v. Georg Schoeck. Zürich 1988, Bd. 9.1. S. 213–231. Vgl. vom Verf. Kultivierung der Katastrophe, S. 141–145, und ausführlicher: «Die Lawine» – eine positive Katastrophe. In: Christian von Zimmermann und Daniel Annen (Hg.): «Kurz nach Mittag aber lag der See noch glatt und friedlich da». Neue Studien zu Meinrad Inglin. Zürich 2013, S. 209–222. |
| 5 | Peter Utz: Kultivierung der Katastrophe. Literarische Untergangsszenarien aus der Schweiz. München 2013. | 17 | Emilio Geiler: Gotthard-Express 41 verschüttet. Eisenbahnerroman. Zürich 1942. |
| 6 | Carl Spitteler: Gesammelte Werke Bd. 8., hg. v. Werner Lauber. Zürich 1947, im Folgenden direkt im Text nachgewiesen. Vgl. auch Kilian T. Elsasser: St. Gotthard – The Worlds most Picturesque Route: Wie das Marketing der Gotthardbahngesellschaft das Selbstverständnis der Schweiz massgeblich prägte. In: Der Geschichtsfreund 163 (2010), S. 137–153. | 18 | Peter Rüedi: Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen. Biographie. Zürich 2011, S. 464ff. |
| 7 | Carl Spitteler – Joseph Viktor Widmann. Briefwechsel. Hg. v. Werner Stauffacher. Bern / Wien 1998, S. 270f. | 19 | Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Friedrich Dürrenmatt, Signatur m 103 (I–V). |
| 8 | Als Anthologie der «Gotthard»-Literatur: Hinein in diesen Drachenschlund. Die Gotthardbahn in Literatur und Kunst. Hg. v. Hans Peter Häberli. Zürich 2007. | 20 | Nachlass Dürrenmatt, Sig. m 103 (V). |
| 9 | Robert Schedler: Der Schmied von Göschenen. Eine Erzählung aus der Urschweiz für Jung und Alt. Basel 1920. | 21 | Nachlass Dürrenmatt, Sig. m 103 (V). |
| 10 | Oskar Maurus Fontana: Der Weg durch den Berg: Ein Gotthard-Roman. Berlin / Wien / Leipzig 1936. | 22 | Hermann Burger: Die künstliche Mutter. In: Werke in acht Bänden. Hg. v. Simon Zumsteg. München 2014, Bd. 5. Im Folgenden direkt im Text nachgewiesen. |
| 11 | Felix Moeschlin: Wir durchbohren den Gotthard. Zürich 1947–1949 (2 Bde.); 2., gekürzte Auflage (1 Bd.): Zürich 1957. | 23 | Vgl. Simon Zumsteg: «poeta contra doctus». Die perverse Poetologie des Schriftstellers Hermann Burger. Zürich / Wien 2011, S. 211ff. |
| 12 | | 24 | Hermann Burger: Roman-Kur im Gasteiner Tal. In: Werke Bd. 7, S. 348–354, hier S. 353. |

Nora Gomringer

Door to Door

Ein Berg
Ein Übertritt
Eine Durchreiche

wie in einem Haus des letzten Jahrhunderts
vom einen Land zum anderen
hier die Sauciere, das Silber
immer erinnert an Heidis Besuch
im exotischen Frankfurt
(Herrenhaussituation)
hier die Fahrräder, hier die Autos
die Wagen voller Kraft

einer muss doch den Tisch decken
einer sollte bereiten
einer muss doch ans Licht
viele wollen hindurch

doch das Wetter am Berg
das kann keiner kennen
turns out: kennt keiner das Wetter
beim Eintritt, beim Austritt

Was der Berg alles zulässt
Durchschuss und Ameisenstrasse
Verschiedene Wege ans Licht
durchgereicht stehen wir alle

über und durch und
under the weather

August 2015

Unterwegs mit der Gotthardbahn um 1900

38

Die Kirche von Wassen und die Inszenierung von Landschaft

Daniel Speich Chassé

Dieser Beitrag handelt von der Reise mit der Eisenbahn über die Gotthardstrecke von der Zentralschweiz ins Tessin. Und es geht auch um eine Reise in die Vergangenheit. Ich möchte anhand der Gotthard-Strecke das Reiseerlebnis rekonstruieren, das sich vor etwa 130 Jahren auf der Fahrt durch eine imposante Landschaft eingestellt haben könnte. Dazu dient die Lektüre von drei Reiseführern. Die Technik – vor allem die Dampfmaschine – war im 19. Jahrhundert ein wichtiger Motor der Innovation. Sie hat die Produktion von Gütern in Fabriken ermöglicht, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse zwischen Arbeit und Kapital radikal verändert und die Bewegung im Raum revolutioniert. Das kam den Menschen damals neu vor, und sie protokollierten den Wandel in einer Fülle von Zeugnissen.

Nachdem im Jahr 1882 die Gotthardbahn eröffnet worden war, publizierten findige Unternehmer rasch viele Beschreibungen der neuen Strecke, die als ein Hilfsmittel für die Fahrgäste im Zug gedacht waren. Bereits im ersten Betriebsjahr 1883 benutzten über eine Million Reisende die neue Strecke, was alle Prognosen übertraf.¹ Die Reiseführer dienten dazu, in der anbrechenden industriellen Moderne Sicherheit und Orientierung zu stiften. Dabei hat sich an der Nordrampe der Gotthardbahn etwas Seltsames ereignet: Ein katholischer Kirchenbau, der 1734 im Stil des Barocks fertiggestellt worden war, wurde zu einer Ikone der technischen Moderne.² Die Kirche von Wassen ist eher zufällig zum Ankerpunkt der Reiseerlebnisse geworden. Auch ein Wasserfall oder eine spektakuläre Brücke hätten ihre Position einnehmen können. Die Kirche steht für die Verarbeitung des damaligen Schocks, der durch die moderne Technik ausgelöst worden war. Und die Kirche ist ein Fokus, in dem der Wandel der Landschaftswahrnehmung deutlich wird.

39

Jakob Hardmeyer 1888

Meine erste Quelle stammt von Johann Jakob Hardmeyer-Jenny, einem Sekundarlehrer und Kinderbuchautor aus Männedorf, der zahlreiche populäre Schriften über die Landschaft der Schweiz verfasste und viele Porträts von historischen Persönlichkeiten schrieb.³ Ab den 1880er-Jahren betreute er die Schriftenreihe «Europäische Wanderbilder» des Orell-Füssli-Verlags, zu der er selbst zahlreiche Titel beisteuerte. Er schrieb viel, unter anderem über den Zürich- und den Vierwaldstättersee, über Locarno und seine Seitentäler, über Lugano und über das Berner Seeland. Er schrieb auch über eine Reihe von Bahnen: 1888 über die Brünigbahn, 1889 über die Pilatusbahn, 1890 über die Monte-Generoso-Bahn und 1895 über die Seethalbahn.

Jakob Hardmeyers Reiseführer über den Gotthard musste ein grosser Erfolg gewesen sein. Die Schrift erschien ab 1888 in zahlreichen Auflagen und wurde hundert Jahre später, 1979, als Faksimile-Druck neu aufgelegt. Hardmeyer war in der bürgerlichen Welt der Vereine gut vernetzt und dokumentierte zum Beispiel auch eine «Sängerfahrt des Männerchor Zürich nach Mailand», die im April 1888 stattgefunden hatte. Und 1905 verfasste er im Auftrag der Bahngesellschaft einen kurzen Streckenbeschrieb für das breite Publikum mit dem Titel «Nach Italien mit der Gotthardbahn».⁴ Man kann ihn als den Erfinder der Gotthard-Reise sehen.

Im ersten Betriebsjahr der Gotthardbahn gab es zwischen Luzern und Mailand pro Tag drei Varianten mit dem Bummelzug, bei denen die Fahrgäste umsteigen mussten, und zwei direkte Schnellzug-Verbindungen. Der Fahrpreis betrug bis Mailand in der 1. Klasse 36.65 Franken und in der 3. Klasse 18.05 Franken. Das heisst, dass ein Textilarbeiter damals mehr als einen Wochenlohn für die Reise in der Holzklasse hätte aufwenden müssen, was er natürlich nicht tat. Die Fahrtzeit betrug von Luzern bis Mailand zehn Stunden. Ein Schnellzug fuhr in Luzern jeweils morgens um 10 Uhr los. Eine halbe Stunde später erreichte er Rotkreuz. Hier stiegen die Reisenden zu, die bereits am Vorabend zum Beispiel aus Berlin eingetroffen waren. Eine Stunde nach der Abfahrt in Rotkreuz erreichte der Zug Arth-Goldau, und gut zwei Stunden später, um 12.59 Uhr, traf er in Göschenen ein, wo es eine halbe Stunde Aufenthalt gab. Das war gerade genug Zeit, um im Bahnhofsrestaurant eine Mahlzeit einzunehmen. Die 55 Kilometer der Nordrampe wurden mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 Kilometer je Stunde befahren. Die Fahrt durch den Tunnel

dauerte von 13.25 bis 13.50 Uhr. Kurz vor 16 Uhr erreichte der Zug Bellinzona. Um 17.25 Uhr war er in Chiasso und um 19.41 Uhr in Mailand. Hier bestanden Anschlüsse nach Turin, Genua, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Venedig. Was haben die Fahrgäste zwischen Luzern und Mailand gesehen? Und welche Gefühle stellten sich möglicherweise bei ihnen ein, als sie diese Strecke befuhren?

Die Schaulust der Reisenden war in den Anfängen der Eisenbahnfahrt stark bedroht durch die Vernichtung der Aussicht aus dem mechanisch beschleunigten Vehikel. Auch wenn der Zug nur mit langsamen 25 Kilometer je Stunde fuhr, liess die dampfgetriebene Eisenbahn einen Gegensatz zwischen der Authentizität eines Ortes und dem schnellen, mühelosen Überwinden geografischer Distanzen entstehen. Der Erfahrungshorizont der Fahrgäste in der 1. Klasse war die Postkutsche, die zwar in hohem Tempo über den Pass fuhr, aber doch kaum mehr als zehn Kilometer je Stunde erreichte. Die Passagiere in der 2. Klasse und in der 3. Klasse hatten den mühseligen Gang mit Maultieren vor Augen, also kaum mehr als fünf Kilometer je Stunde. Für sie war die Dampflokomotive rasend schnell.

Eisenbahnfahrten waren im ausgehenden 19. Jahrhundert mit einer tiefgreifenden Sinnesverwirrung verbunden. Der Dichter Heinrich Heine schrieb 1843 anlässlich der Eröffnung der Linien von Paris nach Rouen und Orléans: «Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden.»⁵ Unter den Bedingungen des industrialisierten Transports war das Landschaftserlebnis, das die wandernden, reitenden oder kutschenfahrenden Reisenden bisher gekannt hatten, technisch versperrt. In der Eisenbahn waren die Fahrgäste mit dem sie umgebenden Aussenraum nur noch visuell verbunden – doch zu sehen gab es für sie eigentlich nichts. So legt ein anonymes Text aus dem Jahr 1844 nahe: «Beim Reisen in der Eisenbahn gehen in den meisten Fällen der Anblick der Natur, die schönen Ausblicke auf Berg und Tal verloren oder werden entstellt.»⁶

Die Geschwindigkeit produzierte eine spürbare Verschiedenheit zwischen dem Raum-Zeit-Gefüge im Inneren des Wagens und jenem in der Aussenwelt. Dadurch verlor das Zugfenster seine Fensterfunktion: Es stellte keine Verbindung zwischen Innen und Aussen mehr her, sondern war nur noch ein Loch hin zu einer anderen Dimension, die sich zunächst nicht strukturieren liess. Man sah nichts, oder zumindest nichts, das sich

sinnvoll auf den Innenraum hätte beziehen lassen. Hingegen wurde das Innere der Wagen zu einem neuen öffentlichen Raum, der durch Verhaltensregeln organisiert werden musste. Neben dem Lesen, das sich in den Abteilen der 1. und 2. Klasse schnell etablierte, wurde auch das Betrachten der vorbeiziehenden Landschaft bald zu etwas Anständigem. Man las im Reiseführer und schaute zum Fenster hinaus. So wurde es den im Zugabteil zufällig zusammengewürfelten Personen möglich, mit der intimen Nähe zueinander umzugehen.⁷ Am Fensterplatz gab es zwar weniger zu sehen als vom Maultier aus oder von der Kutsche. Aber die Geschwindigkeit der Bahn führte dem Fahrgast die Welt wie in einem Panorama vor Augen. Die Eisenbahn bot eine effektvolle Reduktion auf die Totale. Die Sicht aus dem Zugfenster, so schrieb ein französischer Beobachter in den 1860er-Jahren, «zeigt Ihnen lediglich das Wesentliche einer Landschaft. [...] Verlangen Sie keine Details von ihr, sondern das Ganze, in dem das Leben ist.»⁸ Die Landschaft wurde zum Strich, in dem einzelne Punkte in Szene gesetzt werden mussten – wie zum Beispiel die Kirche von Wassen.

Jakob Hardmeyer baute im Jahr 1888 auf der Sinnesverwirrung seines Publikums auf und setzte gezielte Orientierungspunkte. Dabei sticht der Streckenabschnitt um Wassen hervor, weil hier ein bedeutendes Stück Steigung durch Kehrtunnels überwunden werden musste. Hardmeyer schrieb:

«Am Fusse des Wassener Kirchhügels überschreitet die Bahn die aus einer grossartig wilden Schlucht hervorschäumende Maienreuss (zum ersten Mal), unterfährt den Kirchhügel, geht südwärts der Reuss entlang, überschreitet sie auf einer Brücke und unweit des Dörfchens Wattingen verschwindet sie im rechtsseitigen Berghang. Es beginnt der Wattingerkehrtunnel, [...] Sich nordwärts wendend, geht sie hinter dem Dorfe Wasen und seiner Station in nördlicher Richtung thalauswärts und überbrückt die Maienreuss wieder (zum zweiten Male). Sie hält die nördliche Richtung immer noch ein, um sie im sogenannten Leggisteinkehrtunnel mit der südlichen zu vertauschen. An der Maienreusschlucht tritt sie an's Tageslicht und überspringt dieselbe aufprachtvoll situierter Brücke (zum dritten Mal), mehr als 100 Meter über dem ersten Übergang.»⁹

Der Reiseführer unterstellte eine Überforderung der Reisenden und lieferte eine Blickanleitung:

«Der Reisende, der kein Plänchen zur Hand oder keinen Ingenieur an seiner Seite hat, verliert in Folge der nach allen Richtungen

gehenden Fahrt vollständig seinen Kompass. Der Wendungen, die der Zug macht, wird er kaum gewahr, da sie drinnen im dunkeln Schosse der Felsen erfolgen. Es scheint ihm, er komme nicht von der Stelle, denn immer wieder sieht er die Wasener Kirche, – über sich, hinter sich, vor sich, neben sich und unter sich[...]. Erst dann, wenn er über dem Dorfe Wasen am Bergabhang dahin fährt..., findet er sich wieder zurecht. Wie ob einem gewaltigen Siege jubeln oft an dieser bewundernswertesten Stelle der Bahn die staunenden Insassen des dahinsausenden Zuges laut auf.»¹⁰

Seit den 1880er-Jahren haben Generationen von Fahrgästen auf die Kirche des kleinen Ortes Wassen geschaut, so wie es Jakob Hardmeyer vorschlug.

Carl Spitteler 1897

Im Jahr 1897 erschien ein Streckenbeschrieb aus der Feder des Schriftstellers Carl Spitteler. Ihm war dieser Text über den Gotthard eher peinlich. Es handelte sich um eine Auftragsarbeit für die Betreibergesellschaft der Bahnstrecke, die das Büchlein als Marketing-Gag in die Bibliotheken aller Ozeandampfer gab. Spittelers Schrift hat so die Elite der entstehenden Weltgesellschaft gut auf den Gotthard aufmerksam gemacht. Sie war randvoll mit kulturhistorischen Betrachtungen und stellte die alte Kutschenfahrt auf der Gotthardstrecke der neuen Eisenbahnfahrt entgegen. Spitteler machte sich ganz fein über den Fortschrittsglauben seiner Zeit lustig. Er schrieb zu dem Streckenabschnitt um Wassen:

«Von Gurtellen an ist es weniger die Grossartigkeit der Natur als diejenige der Bahnkonstruktion, welche die Aufmerksamkeit beansprucht. Nicht zwar, dass es an Naturschönheiten gebrähe; wie wäre das auch überhaupt am Gotthard möglich?[...] Allein die Überraschungen treten von nun an nicht mehr in fortlaufender Kette, sondern vereinzelt in längeren Zwischenräumen auf. Dazu kommt die Verwöhnung der Aufnahmefähigkeit. Denn diese hat Grenze; sie heisst Ermüdung[...]. Was nun die berühmten Kehrtunnels betrifft, soll ich die tausendundeinmal beschriebenen zum tausendundzweiten Mal beschreiben? Die verblüffenden Wurmwindungen der Fahrt? Das rastlose Hin- und Hersuchen der Lokomotive talauf und talab, als hätte sie ihr Schnupftuch verloren?[...] Das verwunschene und verwünschte Kirchlein von Wassen, das mit uns Fangmaus spielt, jetzt uns mit wehmütigem Scheidegruss

nachblickend, um ein Viertelstündchen später uns unversehens den Kirchturm entgegenzustrecken, spöttisch und triumphierend: «Ich bin schon da!»¹¹

Spitteler wusste, dass die Arsenale der touristischen Anziehungskraft in der mittelalterlichen Geschichte, in den kulturellen Traditionen und in der Erhabenheit der Landschaft lagen, und er bediente die Erwartung seiner Leserschaft gekonnt. Touristen wollen die originalen Schauplätze der historischen Ereignisse besuchen, unverbrauchte traditionelle Lebensformen kennenlernen oder spektakuläre Landschaften genießen.¹² Gerade der Gotthardpass ist seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als ein Ort von einmaliger Kraft beschrieben worden. So hielt zum Beispiel der Dichter Wilhelm Heinse in den 1780er-Jahren in seinem Tagebuch über das Gefühl auf der Passhöhe fest: «Ich habe den Anfang und das Ende der Welt gesehen [...] Dies Anschauen war das Anschauen Gottes, der Natur ohne Hülle, in ihrer jungfräulichen Gestalt.»¹³ Solche literarischen Zeugnisse vom Gotthard sind vielfach überliefert.¹⁴

Oft ist die Mühsal des Zugangs zu den bedeutsamen Orten wie der Schöllenschlucht oder der Passhöhe des St. Gotthard als wesentlicher Teil ihrer Ausserordentlichkeit betrachtet worden. Bequem in der Bahn zu ihnen zu reisen, galt als unzulässig. Als beispielsweise in den 1890er-Jahren das Projekt einer Jungfraubahn diskutiert wurde, stand umgehend die Frage im Raum, ob durch die technische Erschliessung der «Nimbus des Berges» zerstört werde.¹⁵ Mit den Alpenbahnen ging eine tiefgreifende Landschaftsveränderung einher. Das neue Transportmittel passte sich den landschaftlichen Verhältnissen dadurch an, dass es diese nach rein technischen Notwendigkeiten umgestaltete und vereinheitlichte. Das dominierende Prinzip des Streckenbaus war dabei die gerade Linie. Wo Hügel und Berge die relativ geringe Traktionsstärke der Lokomotiven zu einem Problem werden liessen, bohrte man Tunnel, grub Einschnitte oder schüttete Dämme auf. Ein neuartiges Instrumentarium der Trassenbaukunst entwickelte sich, dem es bald gelang, die nur schwer reduzierbaren Kurvenradien auch in engen Tälern zu platzieren.¹⁶ Zwischen die natürlich gewachsene topografische Form und den mobilen Aufenthaltsraum der Fahrgäste schob sich ein Gefüge von geometrischen Elementen, das die Eisenbahnfahrt gewissermassen vom lokalen Boden abstrahierte.

An der Eisenbahn entzündete sich eine Debatte über den vermeintlichen Verlust des ästhetischen Genusses. Das geschah vor dem Hinter-

grund eines etablierten Kanons standardisierter Sehenswürdigkeiten, die unter den neuen Transportbedingungen nicht mehr in der klassischen Art konsumierbar waren. Die Eisenbahn brachte ein funktionierendes Wahrnehmungssystem in Unordnung. Die alten Vorbilder und Standardblicke mussten durch neue ersetzt werden, damit sich beim Betrachter wiederum das Gefühl der Authentizität einstellte, nach der er suchte.¹⁷ Am Gotthard wurden die Teufelsbrücke und die Passhöhe ersetzt durch den neuen Eisenbahntunnel und durch die Kirche von Wassen.

Die Geschichte der modernen Transportinfrastruktur ist voll solcher bildhafter Marker, die ästhetische Korrespondenzen an die Stelle setzten, wo die Technik einen Schnitt zwischen den Reisenden und der durchreisten Landschaft vollzog.¹⁸ Diese Marker zeichneten sich dadurch aus, dass sie in einer standardisierten, gleichförmigen Art lokale Besonderheiten betonten. Ein augenfälliges Beispiel für die visuelle Möblierung des Eisenbahnraumes waren die Hinweisschilder, die in grossen Buchstaben an den Bahnhöfen den Namen des betreffenden Ortes angaben, sodass man sich auch aus schnell fahrenden Zügen orientieren konnte. Das System wurde im 20. Jahrhundert für den Strassenverkehr und die Automobilisten übernommen. Seither gibt es Ortschaften. So wussten die Reisenden, wo sie gerade waren, wenn sie sich nicht bei den Einwohnerinnen und Einwohnern erkundigen konnten. Als Marker dienten auch Landkarten und Pläne, aus denen die Abfolge der Ortschaften leicht zu entnehmen war. Und auch die Reiseführer und die literarischen Reisebeschreiber funktionierten in diesem Sinne als Orientierungshilfen.

Carl Spitteler war beim Schreiben seines Reiseführers zur Gotthardstrecke im Jahr 1897 noch weit entfernt von der Industrialisierung des Reiseerlebnisses, wie wir es heute kennen. Er spürte jedoch die Kluft, die sich zwischen der Ästhetik und der Technik auftat. Er fand seine Schrift über die Gotthard-Reise künstlerisch unbefriedigend und verhinderte ihre Veröffentlichung.

Fridolin Becker 1908

Zehn Jahre nach Carl Spitteler verfasste ein Professor für Kartografie und Geografie an der ETH Zürich, Fridolin Becker, im Rahmen einer Serie von Bahnführern eine Beschreibung der Gotthard-Strecke. Die Reihe hatte den programmatischen Titel «Rechts und Links der Eisenbahn!».¹⁹

Die Serie aus Gotha deckte alle Eisenbahnen zwischen Mailand und St. Petersburg ab. Jede Streckenbeschreibung wurde mit einem knappen Hinweis «an den lesenden Eisenbahnfahrer» eröffnet, der die besondere Absicht der Publikationen im Unterschied zu anderen Reiseführern erklärte: Sie fokussierte nicht auf die Reiseziele, sondern auf die Reisewege selbst. Die Narration orientierte sich streng an der Abfolge der Reisesstationen, und um möglichst unmissverständliche Korrespondenzen zu erzeugen, wurde eigens der Hinweis gemacht: «Die Bezeichnungen rechts und links gelten im Sinn der Fahrtrichtung und sind von rückwärts Sitzenden zu vertauschen.»²⁰ Die Textsammlung war ganz auf Reproduzierbarkeit angelegt. Das Stakkato der Dampflokomotiven wiederholte sich in der schnellen Folge einzelner Lokalitäten, die in den Streckenbeschreibungen abgespult wurden. Es fand sein Echo nicht nur im Betrieb der dampfgetriebenen Druckmaschinen, die die Hefte in einer grossen Auflage produzierten, sondern auch in den vielen Nummern der Reihe, die nach dem gleichen Muster unterschiedliche Strecken abhandelten. Und die Wiederholung fand auch in den tausendfachen Aktualisierungen der Sichtvorgabe durch die Fahrgäste im Zug statt, die mit den Büchlein in der Hand unterwegs waren.

Die Königsstrecke des europäischen Netzes war dabei die Gotthardbahn. Mit Heft 73 in der Hand konnte der technisch bezwungene Alpenpass wieder zum landschaftlichen Erlebnis werden. Becker ging ausführlich auf das Arrangement mit den drei Sichtpunkten auf die Kirche von Wassen ein und setzte einen Bezugspunkt voran: den Kirchbergtunnel, während dessen Durchfahrt naturgemäss nur schwarze Wände zu sehen waren, der aber durch den Text mit einer grossen visuellen Bedeutung aufgeladen wurde. Auch der folgende Tunnel war Gegenstand von Beckers Anleitung: «Nun wendet die Bahn im 1090 m langen Watingertunnel in einem halben Kreis im Berge herum, ohne dass wir das, wenn wir wenigstens nicht die Nadel eines Kompasses verfolgen oder ein Lot beobachten, das uns zeigt, dass der Bahnwagen sich etwas nach rechts hinüber neigt – während der Fahrt, beachten.»²¹ Das kleine Experiment, das darin bestand, zum Beispiel ein Taschenmesser im Fahrgastraum aufzuhängen, zeigte, dass sich der Eisenbahnwagen nicht auf seiner normalen Gerade, sondern in einer Kurve bewegte, die ein Tribut an die zu überquerenden Berge war. An der Neigung des Lotes konnte die Gestalt der durchfahrenen Landschaft abgelesen werden – eine fast naturwissenschaftliche, laborähnliche Umwelterfahrung.²²

Die Anweisungen waren überaus präzise. Mit dem Richtungswechsel im Tunnel ging jeweils auch ein Seitenwechsel für die privilegierte Aussicht einher, den Fridolin Becker mit der Aufforderung «links sitzen» kommentierte. Nur von der richtigen Seite im Zugabteil aus konnte man sich nach dem Durchfahren des Reigens von Tunnel und Brücken bei Wassen im Blick zurück eine Übersicht verschaffen – die dank dem Hinweis des Reiseführers auf die Kirche von Wassen als Orientierungspunkt nie ganz verloren gegangen war. Becker schloss seine Beschreibung des Streckenabschnitts mit dem Satz ab: «Gut, dass wir uns wieder etwas von dem Geschauten erholen können, es war fast zu viel.» Ab Göschenen entliess der Ingenieur seine nach Süden reisende Leserschaft in die Ruhe des Gotthardtunnels: «Wir lehnen in die Ecke und träumen.»²³

Landschaftsinszenierung im industrialisierten Tourismus

Die Kirche von Wassen ist im Zeitalter der Industrialisierung des touristischen Transports zum einem Anker für das individuelle Erlebnis von Naturschönheiten geworden, das in der «Belle Epoque» wegen der Industrialisierung des Reisens als bedroht galt. Das Aufkommen des modernen Tourismus war begleitet von einem elitären Diskurs, der dem industrialisierten Reisen im Grunde den Erlebniswert absprach. Die technische Infrastruktur ebnete im Urteil der Kritiker beim Reisen die soziale Distinktion unter den Fahrgästen ein. Ihre individuellen Charakterzüge verschwanden ebenso wie die landschaftlichen Besonderheiten. In der physischen Topografie gab es deshalb keine metaphysische Transzendenz mehr zu spüren. Das wurde bald als weltweiter Vorgang beklagt. Die Autobahnen, die düsengetriebenen Passagierflugzeuge, die Flughäfen und die internationalen Hotelketten machten im Urteil der späteren Kulturkritiker die Problematik der Eisenbahnreise zu einem globalen Thema.²⁴

Diesem Diskurs lag ein elitärer Erlebnisbegriff zugrunde, der in seinen feinen Differenzierungen jünger ist als der industrialisierte Transport. Das Erlebnis wurde als psychische Kategorie im ausgehenden 19. Jahrhundert von Wilhelm Dilthey entworfen, von Edmund Husserl in seiner phänomenologischen Analyse des Bewusstseins verfeinert und von Georg Simmel am Begriff des Abenteurers weiter ausgeführt. Der Begriff des Erlebnisses zielt auf zentrale Elemente der subjektiven Wahrnehmung, die nicht im Raum individueller Reflexion aufgehen, sondern

mit dem zeitlichen Stattfinden eines bestimmten Ereignisses verbunden sind. Ein individuelles Erlebnis ist in diesem Sinne notwendigerweise selbsterlebt, es kann also nur durch die direkte Teilnahme am Geschehen stattfinden; es eröffnet der erlebenden Person einen Augenblick des Zugangs zum Ganzen des sie umgebenden Lebens; und es geht in die Erinnerung ein, von wo es in Verbindung mit anderen Erlebnissen der erlebenden Person eine zeitüberdauernde Identität verleiht.²⁵ Ein solches Erlebnis kann zwar anderen Personen erzählt werden, es wird dann aber reflexiv verarbeitet und ist somit gerade nicht mehr unmittelbar erlebt. Ein Erlebnis ist aus diesem Grunde prinzipiell nicht reproduzierbar, sondern immer einzigartig.²⁶

Das Erlebnis muss bedroht scheinen, wenn es auf die Geschäftspraktiken von Unternehmen wie der Gotthardbahn stösst. Denn es nährt sich aus einer einzigartigen Konstellation von Zeit und Raum und widerspricht der Kommerzialisierung. Der Tourismus schloss dagegen nicht nur eine vielköpfige Menge von Reisenden zu einem Erlebniskollektiv zusammen, sondern machte deren möglichen Erlebnishorizont auch von technischen Bedingungen abhängig. An diesem Punkt, der Vernichtung der Individualität, setzte Hans Magnus Enzensberger an, als er die moderne Reise als Montage einer fixen Anzahl genormter Höhepunkte zu einem industriell gefertigten Serienprodukt beschrieb und aus dieser Analyse schloss, die derart rationell organisierte Verfrachtung von erlebnishungrigen Menschen habe dem spontanen oder authentische Erlebnis den Boden entzogen. Zugespitzt formulierte er: Die Einzigartigkeit, die im Reisen gesucht werde, könne niemals an einem Bahnhof beginnen, denn dort steige die technisierte Massengesellschaft immer mit in den Eisenbahnwagen ein.²⁷

Der Blick auf die Kirche von Wassen und auf die Nordrampe des Gotthards zeigt hingegen, dass vielfältige Vorkehrungen getroffen worden sind, um den Eisenbahnreisenden ein Erlebnis zu ermöglichen. Dreimal die Kirche von Wassen zu sehen und ein Sackmesser als Lot im Zugabteil aufzuhängen – das ist lange ein Element der staatsbürgerlichen Bildung gewesen und war ein wesentlicher Vorgang für die Verankerung des Gotthards im nationalen Symbolhaushalt der Schweiz.

Der Blick auf alte Reiseführer zeigt, dass Landschaften wie jene des Gotthards in der industriellen Moderne konsequent mit visuellen Markern ausgestattet worden sind. Die Kirche von Wassen machte bei dieser Inszenierung der Landschaft den Anfang. Je weiter die Industrialisie-

zung des Reisens seither gedeiht, umso ferner rückt die physische Topografie und umso wichtiger werden die Hinweisschilder. Mit der Neuen Eisenbahn-Alpentransversale (NEAT) entsteht eine direkte Verbindung zwischen Erstfeld und Biasca, auf der die Fahrgäste von der Schöllenen-schlucht, von der Passhöhe des St. Gotthard oder von der Kirche von Wasen nichts mehr mitbekommen. Aber die Fiktion der Authentizität wird auch unter diesen Bedingungen erhalten bleiben. Man kann gespannt sein, welche neuen Marker künftig gesetzt werden.

1	Robert Kalt: Der Verkehr auf der Gotthardbahn gestern – heute – morgen. In: Anton Eggermann u. a. (Hg.): Die Bahn durch den Gotthard. Zürich 1981, S. 215–234, hier S. 218.	17	Zur Authentizität siehe Jonathan Culler: Semiotics of Tourism. In: American Journal of Semiotics 1 (1981), S. 127–140, hier S. 137.
2	Thomas Brunner: Wasen und seine Kirche, Schweizerische Kunstführer Nr. 808. Bern 2007.	18	Von ästhetischer Korrespondenz spricht Reinhard Knodt: Ästhetische Korrespondenzen. Denken im technischen Raum. Stuttgart 1994.
3	Jakob Hardmeyer: Die Gotthardbahn. Zürich 1888 (1979).	19	Fridolin Becker: Die Gotthardbahn. Gotha 1908.
4	Jakob Hardmeyer: Sängerbahn des Männerchor Zürich nach Mailand. Zürich 1888; Jakob Hardmeyer: Nach Italien mit der Gotthardbahn. Zürich 1905.	20	Becker, Gotthardbahn, S. 3.
5	Heine zit. nach Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1989 (1977), S. 38f.	21	Becker, Gotthardbahn, S. 12.
6	Zit. nach Schivelbusch, Eisenbahnreise, S. 53.	22	Theodore Arabatzis: Experiment. In: Martin Curd und Stathis Psillos (Hg.): Routledge Companion to the Philosophy of Science. London 2007.
7	Schivelbusch, Eisenbahnreise, S. 67ff.	23	Becker, Gotthardbahn, S. 13.
8	Zit. nach Schivelbusch, Eisenbahnreise, S. 59f.	24	Daniel Boorstin: Das Image oder Was wurde aus dem amerikanischen Traum? Hamburg 1964.
9	Hardmeyer, Gotthardbahn, S. 37f.	25	Manfred Hettling: Erlebnisraum und Ritual. Die Geschichte des 18. März 1848 im Jahrhundert bis 1948. In: Historische Anthropologie 5 (1997) 3, S. 417–434, hier S. 424.
10	Hardmeyer, Gotthardbahn, S. 39f.	26	Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1975 (1960), S. 61.
11	Carl Spitteler: Der Gotthard. Zürich 1897 (2014), S. 44.	27	Hans Magnus Enzensberger: Eine Theorie des Tourismus. Einzelheiten I. Bewusstseins-Industrie, Frankfurt a. M. 1964 (1958), S. 179–205, hier S. 191.
12	John Urry: The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies. London 1990.		
13	Zit. nach Ruth Groh und Dieter Groh: Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur, Frankfurt a. M. 1991, S. 92.		
14	Helmut Stalder: Mythos Gotthard. Was der Pass bedeutet. Zürich 2003.		
15	David Gugerli: Wie die Jungfrau zu ihrer Bahn gekommen ist. Technische Naturbeherrschung an einer anthropomorphisierten Landschaft. In: Kunst + Architektur in der Schweiz 48/1 (1997), S. 42–55.		
16	Hans-Peter Bärtschi: Durchmessene Räume – durchmessene Zeiten. Die Eisenbahn als Landschaftsgestalterin. In: David Gugerli (Hg.): Vermessene Landschaften. Kulturgeschichte und technische Praxis im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 1999, S. 79–88.		

Michael van Orsouw

Ab nach Paradiso – Ein Reisebericht

Hinwil – Thalwil – Oberwil

- Hunger hani.
- Hesch de Chueche scho gässe?
- Simmer scho e Schtund gfare?
- Mindischtens. I zwee Schtund simmer z' Lugano.
- I dem Neigezug wird's mier immer e chli schlächt. Ich wirde seechrank.

Rigi – Mythen – Gitschen

- Ouh, hesch gschtämpfled?
- Ich bi nümme im Alter, wo me schtämpfeled ...!
- Abgschtämpfled meinei dank.
- Klar. Ich fahre nid s'erscht Mol is Tessin.

Nebel – Regen – Wolken

- S'Poschtauto fahrt nume bis zur Talschtation.
- Det simmer au scho gsy, weisch no? Mit em Bruno. Isch aber lang här.
- Aber mer hed so wenig Ziit zum Umschtiige.

Fronalpstock – Chaiserstock – Wanderstock

- Wieso hemmer do kei Empfang?
- Hesch Swisskomm oder Sonnreis?
- Schiis Tunnel.

Zugersee – Lauerzersee – Urnersee

- I dem Grotto dete gits im Fall au Gschnätzlets.
- Isch aber e chli wiit im Tal hinne.
- Macht nüt, ich ha s'Ge-Aa. Das Grotto isch ebe au günschtig.
- Polänta hani mega gärn.

Galerien – Autobahn – Tunnels

- Mier isch langwiilig.

- Hed är scho zugg gschribe?
- Chumm, mier schicked es Föteli.
- Vu was?
- Vu üs im Zug.

Breganzona – Berzona – Bellinzona

- Äntlich Sunne! Mis Härz gohd uf.
- Ich cha grad anderscht schnuufe.
- Aber es isch au scho umgekehrt gsy.

Gribbio – Stabio – Morbio

- D’Reis isch scho e chli aaschträngend.
- Ich muess ufs We-Ze. Aber ich verheb’s, wil’s amigs eso gruusig isch.

...

- Lueg emol, sovill Schtei.
- Do chasch jo grad go chiise.

Cavallino – Caprino – Riazzino

- Und dette, die Marronibäum!
- Und die Farbe.
- De Cämpingplatz liid au nid grad schön.
- Ich chumme grad Luscht über uf en Espresso.
- Oder uf Schpaghetti!

Prossima fermata: Lugano. Cambiare al Paradiso.

50

51

Die neuen Postillione

Erzählpassagen am Gotthard

Alexander Honold

Seit spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts stellt die von den Hauptkämmen der Alpen gebildete, geografisch weitgehend in west-östlicher Richtung verlaufende Gebirgsbarriere nicht mehr nur eine landschaftstopografische Herausforderung dar.¹ Sie markiert auch und vor allem eine produktive Grenzlinie des kulturellen Imaginären, die Mitteleuropa von den Sehnsuchtsorten Italiens in einer so elementaren Weise trennt, wie die Kälte von der Wärme geschieden ist, die Nacht von der taghellen Sonne, das falsche Leben vom richtigen. Der Gotthard erhält so eine Schwellenfunktion.

Gerade die grossen Alpenpässe können als nochmals verdichtete und gesteigerte Form dieses Spannungsverhältnisses aus Verharrungskraft und Dynamik betrachtet werden, sind sie doch Schwellenorte par excellence. Die Gotthard-Region scheint mehr als andere solcher Passierstellen aus Sicht der Reisenden zu einer gewissen Eigenwilligkeit und Querständigkeit zu tendieren; die auf dieser Strecke liegenden Talchaften sind keineswegs geschaffen oder bereit, ganz und gar in dem Zweck ihrer raschen Durchquerung und Überwindung aufzugehen.

Durchbruch am Berg

Der Bau der Gotthard-Eisenbahn Ende des 19. Jahrhunderts, eine der ingenieurstechnischen Grosstaten des industriellen Zeitalters, hatte diese Bergregionen in fundamentaler Weise umgestaltet. Da rückte ein Gebiet plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses von internationalen Politikern und Bankiers, das sich ja immer schon in der Mitte Europas befunden hatte, auch wenn es sich über lange Zeiten hinweg arg abgeschnitten vorgekommen war. Von den Szenen, die sich beim Bahnbau zwischen 1872 und 1882 abspielten, berichtet Martin Stadler im bebilderten Prosaband *Die neuen Postillione*. Gemeint sind mit diesen «neuen Postillionen» die Boten des Eisenbahnzeitalters, die den alten Saumweg über den Gotthard nicht mehr benötigten, sondern nun durch den neuen und rekordlangen Tunnel ganz reibungslos binnen Minuten ins Tessin gelangten.

Immer vehementer war in den Jahrzehnten davor die Frage eines Alpendurchstichs für die Eisenbahn erörtert worden, welcher als die konsequente Folge einer überregionalen Verkehrsplanung erschien. Neben dem Gotthard waren auch andere Pässe für die Trassenführung der Bahn im Gespräch, etwa der Simplon oder der Splügen, für den sich vor allem der Bündner Politiker und Ingenieur Simeon Bavier mit Nachdruck einsetzte. Die Priorisierung des Gotthards ging letztlich auf das Betreiben des Zürcher Unternehmers Alfred Escher zurück, der nach seinem Wechsel an die Spitze dieses Bauprojektes 1873 mit dem bekannten Koller-Gemälde von der *Gotthardpost* geehrt wurde,² das nochmals eine Szenerie leuchten lässt, die nun bald der Vergangenheit angehören würde.

Der Genfer Unternehmer Louis Favre hatte die Auftragsvergabe für den Tunneldurchstich nicht nur deshalb erhalten weil er als «Fachmann des Tunnelbaus galt», sondern vor allem, weil er niedrige Gesamtkosten und eine Bauzeit von nur acht Jahren kalkuliert hatte (was allerdings dann faktisch nicht eingehalten werden konnte). In den 1870er- und 1880er-Jahren kam ein gewaltiger Aufschwung ins Tal: «Baustellen schossen aus dem Boden, das Handwerk blühte, die Steinbrüche des Reusstales fanden Kunden, Transporte waren nötig, die Beizen machten erhöhte Umsätze, Arbeiter brauchten Unterkünfte.»³ Es entspann sich offenbar seinerzeit eine ganz ähnlich überhitzte und kurzatmige Betriebsamkeit, wie sie die Schriftstellerin Zora del Buono für die jüngste Bautätigkeit im Rahmen des NEAT-Tunnelbaus in ihrer 2015 vorgelegten Novelle *Gotthard* schildert. Dort memoriert einer der Protagonisten, ein Enthusiast der Eisenbahn und ihrer Geschichte mit dem sprechenden Namen «Bergundthal», unablässig die magischen Gedenkzahlen des früheren, nun schon 140 Jahre zurückliegenden Tunnelbaus und der späteren Durchstiche. «199, 19, 8»; «199 umgekommene Arbeiter waren es beim Eisenbahntunnel gewesen, 19 beim Autotunnel, und bislang 8 auf der aktuellen Baustelle.»⁴

Für die schwungvoll angetretenen Protagonisten brachte der Tunnelbau wenig Glück. Louis Favre verstarb 1879, also noch vor dem Durchstich im Februar 1880, und Alfred Escher musste später angesichts eines nicht mehr zu korrigierenden Defizits seiner Gotthardbahn-Gesellschaft deren Vorsitz niederlegen. Als 1882 dann die Strecke mit dem neuen Tunnel fertig war – nach gerade einmal 10-jähriger Bauzeit, was aus heutiger Perspektive durchaus Respekt abnötigt –, zeigte sich die Erfolgsbilanz keineswegs ungetrübt. Ausgerechnet Simeon Bavier, der selbst lange

und mit guten Argumenten gegen diese Linie gekämpft hatte, musste, mittlerweile zum Bundespräsidenten der Schweiz avanciert, am 22. Mai 1882 die Gotthard-Eisenbahn im Beisein internationaler Staatsmänner und Ehrengäste feierlich eröffnen. In Luzern fand aus diesem Anlass ein festliches Bankett statt, bei welchem – auch dies ein Rekord eigener Art – «siebenhundert Personen in einem Hotel ein gemeinsames Diner verzehrten».⁵ Und Stadler ergänzt: «Arbeiter waren keine anwesend an dem rauschenden Feste. Mit ihnen fehlten die Schiffer, Säumer, Karrer, Kutscher und Handwerker der Gotthardroute, die an diesem Tage ihre wirtschaftliche Existenz einbüssten.»

Auf eine sozialgeschichtlich signifikante und politisch bedenkliche Weise begann sich schon vor der Inbetriebnahme des Bahntunnels mit jener Jubelfeier der Auserwählten eine Scheidung zwischen materiellem Transportweg und logistischer Kommunikationsführung zu etablieren. Die mit der raschen Bergdurchquerung ermöglichte Abstraktionsleistung erlaubte es den Reisenden, die hochalpine Engstelle, Wasserscheide und Sprachgrenze hinfort nur mehr als eine vorbeisausende Kulissenwelt wahrzunehmen. Künftig würde die Welt nicht mehr in Gebiete dies- und jenseits des Bergkamms zerfallen, sondern sich an der funktionalen Trennung zwischen topografischer Bindung und nichtterritorialen Verkehrsströmen ausrichten.

Nun galt es, sich entlang der in Rekordzeit passierbar gewordenen Bergstrecken auf neuartige Weise an eine phänotypische Widersprüchlichkeit des Reisens selbst zu gewöhnen, bedeutete doch die möglichst reibungslose Durchquerung eines Gebiets für die Aufmerksamkeitsökonomie der transitorischen Passagiere im Extremfall sogar die tendenzielle Vernichtung der durchquerten Landschaft, ihre Auflösung in den (und mit dem) Bewegungsvorgang selbst.

Der informierte Reisende

Die verlorene und im Verlust wiedergefundene Landschaft an der Gotthard-Passage: Hiervon künden die zeitgenössischen Erfahrungs- und Erlebnisberichte der ersten Generationen von Gotthard-Eisenbahnreisenden um 1900. Das Erlebnis der mit sausender Geschwindigkeit und müheloser Schienenfahrt erfolgenden Alpendurchquerung, welches die Fahrt von Luzern nach Lugano auf der Strecke zwischen Göschenen und Airolo zu bieten hatte, wurde zu einem der grossen Reiseerlebnisse für

die Avantgarde des europäischen Firstclass-Tourismus. Davon erzählt das kleine Gotthard-Buch des Baselbieter Schriftstellers und Schweizer Nobelpreisträgers Carl Spitteler aus dem Jahr 1897;⁶ es ist als literarisches Nebenwerk vor allem die Frucht eines begeisterten Eisenbahn-Habitués, der die Gotthard-Strecke in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens mehr als 30-mal mit seinem 1.-Klasse-Abonnement bereiste.

Weil die vornehmen, wohlhabenden und bedeutenden Passagiere neuerdings viel stärker in Tuchfühlung mit den durchschnittlichen Mitreisenden gerieten, war eine gewisse fortlaufende Distinktion angezeigt. Der Reisende, welcher etwas auf sich hielt, musste eine neue Art von Standes- und Qualitätsbewusstsein entwickeln, und er konnte dies unter anderem dadurch tun, dass er sich als der wohlvorbereitete und informierte Reisende erwies. Wie die ersten gattungstypischen literarischen Reiseführer der *Baedeker*-Reihe, so bewegt sich auch das *Gotthard*-Reisebuch Carl Spittelers in der paradoxen Aufgabenstellung, die Segnungen des privilegierten Blicks möglichst vielen Reisenden zugute kommen zu lassen. Das gepflegte, gediegene Reisen wollte gekonnt sein – also musste es auch erlernbar sein und in demokratisch pädagogischen Schritten vermittelt werden können.

Die 1871 mit Sitz in Luzern gegründete Gotthard-Eisenbahngesellschaft bediente sich öffentlichkeitswirksamer Werbemassnahmen. Zu diesen zählte auch die Idee, einen prominenten und populären zeitgenössischen Schriftsteller einzuladen, über diese neue Bahnstrecke und ihre Reisemöglichkeiten eigens ein Büchlein zu verfassen. Spitteler, der als Wahl-Luzerner ohnehin gleichsam vor Ort war und von seinem literarischen Profil her eine ideal erscheinende Synthese aus traditioneller Stilistik und moderner Wirkungsästhetik darstellte, nahm den Auftrag freilich erst nach längerem Zögern an, fürchtete er doch zunächst um sein künstlerisches Renommee angesichts dieses «schnöd prosaischen Promotionsauftrags», und dies sogar «trotz des offerierten Spitzenhonorars von 7000 Franken».⁷ Und noch nachdem er sich zu der Arbeit entschlossen hatte, wahrte Spitteler eine gewisse Distanz zu dem Unternehmen. Mehrfach betont er in dem Buch sowohl seine laienhafte Position im Hinblick auf viele der dargestellten Sachverhalte als auch den dienstleistenden Charakter dieser Prosa.

Der Band erschien in einer Auflage von 4000 Stück, wovon ein grosses Kontingent zu Werbezwecken in europäischen Grandhotels und an Bord der grössten Ozeandampfer ausgelegt wurde, weil man hier

den genuinen Adressatenkreis eines alpinen Reisevorhabens vermutete oder den Hotel- oder Schiffsgästen bereits mit der Lektüre das Eintauchen in eine abenteuerliche Bergwelt ermöglichen wollte. Tatsächlich bietet Spittelers Gotthard-Vademekum sowohl für den Touristen, der die beschriebenen Sehenswürdigkeiten in situ zu erkunden riskiert, wie auch für den Lehnstuhl-Reisenden eine prickelnde, mit einer gehörigen Portion Reisefieber infizierende Lektüre. Dies gelingt dem Schriftsteller dadurch, dass er die Situation des Bahnreisenden als verbindliche und konstruktive Vorgabe für den eigenen Schreibprozess nimmt. Spitteler versetzt sich nicht in die Lage eines zeitgenössischen Benutzers dieser Bahnlinie, er *ist selbst* dieser kompetente Passagier, dem die Abfolge der Wegstücke, Aussichtspunkte und Stationen durch vielfaches Abfahren der Strecke schon in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Literarische Beschreibungskunst stellt sich in den Dienst einer wohlpräparierten, durch vorbereitendes Quellenstudium wie durch geschärften Beobachtungssinn bestens instruierten Bahnkennerschaft. Über die Flora in den verschiedenen Gebirgszonen vermag Carl Spittelers Band ebenso Auskunft zu geben wie über die geologische Beschaffenheit der Region. Seine Darstellung versammelt den aktuellen Kenntnisstand zur Bedeutung der Orts-, Berg- und Flurnamen im Gotthard-Gebiet, greift weit in die Geschichte der Erschliessung der Innerschweizer Bergwelt zurück und charakterisiert auch die Eigenart der vier wichtigsten Seitentäler, die der Schriftsteller unter Nutzung der neuen Haltestationen der Bahn intensiv durchwandert und erkundet hat. Selbst über die jahreszeitlich obwaltenden Klimabedingungen und Wetterschwankungen erstattet sein Reisebuch detailliert Bericht, sodass die zur Reise Entschlossenen abwägen können, unter welchen Gesichtspunkten sie die für ihre Unternehmung geeignete Jahreszeit wählen und als Reisegelegenheit ergreifen möchten.

Die eigentliche Besonderheit der Gotthard-Fahrt liegt, wie Spittelers Büchlein nicht müde wird zu betonen, in der Möglichkeit, auf engem Raum, in beschränkter Zeit und in rascher Folge denkbar verschiedenste Arten der Landschaft, der Besiedlung, des Lebens kennenzulernen. «Gibt es doch», wie Spitteler schon zur Einstimmung auf die grosse Fahrt festhält, «kaum ein Gebiet, das der Gotthard nicht trennte. Sprache, Sitte, Rasse, Politik, Geschichte und Kultur; Pflanzen- und Steinwelt, Klima, Farbe und Licht, alles ist drüben anders als hüben.»⁸ Besonders dramatisch kommt die sich ändernde Intensität des Lichtes und der Wärme

beim Austritt aus dem südlichen Tunnelende zur Geltung, wenn die Uhr des jahreszeitlichen Vegetationszyklus im Tessin schon ein gutes Stück vorangerückt ist – so im Frühjahr – oder wenn im Herbst das südliche Alpental noch länger die Sommerwärme bewahrt als die Gebiete auf der Nordseite. Der Kundige empfiehlt deshalb: «Die Jahreszeit, in welcher der Wärmegewinn für eine Reise nach dem Süden wirklich Vorteil bringt, ist der Spätherbst, Oktober und November, wo meistens die Temperaturerhöhung zugleich durch Sonnenschein verschönt wird, und das Frühjahr: März, besser noch April und Mai.»⁹ Es scheint fast, als könnte der unerbittlichen Ökonomie des jahreszeitlichen Wechsels durch den simplen Erwerb einer Gotthard-Passage ein freches Schnippchen geschlagen werden: «Um zehn Uhr vormittags aus dem Winter von Luzern fort, um vier Uhr nachmittags im Sommer von Locarno, welch eine herrliche Möglichkeit!»¹⁰

Der hedonistische Aspekt einer unstatthaften Vermehrung der den Mittelländern zugemessenen Sonnentage ist ein Lockmittel erster Güte. Doch tut Spitteler gut daran, diesen Drang an die südliche, palmenbestandene Seenküste nicht zum alleinigen Attraktionsfaktor zu machen. Würde man ihm restlos stattgeben, so nährte und förderte man noch jenen ohnehin drohenden Effekt der Vernachlässigung aller zwischenliegenden Landschaft. Denn weckt nicht jede durch Viadukte überbrückte Schlucht, jeder durch Kehren gestreckte Anstieg, jedes ein Bergmassiv traversierende Tunnelstück im Denken und Erleben der Bahnreisenden das Gefühl, dass man von der durchquerten Gegend eigentlich absehen, ihre Topografie ganz und gar ignorieren könne? Mit der Eisenbahn gewinnt die Fortbewegung «Zug» im vollsten Sinne des Wortes; alles ist ausgerichtet auf Spur und Bahnung, auf das Vorankommen, ohne sich von den Hindernissen des Weges länger Mühsamkeiten und Beschwerden auferlegen zu lassen.

Je rascher, je reibungsloser die Fahrt von Göschenen nach Airolo gelingt, desto mehr schwindet die Achtung für die zu dieser Bequemlichkeit erforderten und erbrachten Leistungen. Zu sinken droht auch die Aufmerksamkeit für das – zumindest nach traditionellem ästhetischem Verständnis – erhabene Naturspektakel, welches links und rechts der Trasse vorbeizieht oder nun eben unbemerkt liegenbleibt. Ausgedünnt würde durch den Gewöhnungseffekt nicht nur die Beachtung, welche die technischen Leistungen dieser Bahnstrecke verdienen, sondern auch der Respekt vor dem eigentlichen Kernstück und Wesen der Gotthardregion,

somit auch vor den geschichtsmächtigen Innerschweizer Pass-Einrichtungen und ihrer Bedeutung für das eidgenössische Selbstbild.

Es ist Spitteler enorm wichtig, die Bedeutung des Gotthards für die Schweizer Geschichte nicht aus dem Blick zu verlieren, bildeten doch die ersten Erwähnungen dieses Passes im 13. Jahrhundert und der legendäre Ursprung der eidgenössischen Nationalgeschichte seit je eine merkwürdige, zu mythischer Identifikation förmlich einladende Koinzidenz. «Die Anfangsperiode des Gotthardpasses fällt mit der Zeit der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft zusammen, und zwar auffallend genau zusammen»,¹¹ hält der Alpen-Cicerone im historischen Teil seines Buches fest. Und er schraubt die Beziehung des zeitgleichen Auftritts dieser Phänomene – und damit natürlich auch die Dignität seines eigenen Gegenstands – noch eine Windung höher, wenn er hieran anknüpfend spekuliert: «Sollte vielleicht gar ein innerer Zusammenhang zwischen der Erschliessung des Gotthard und der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft obwalten?»

Was der zeitgenössische Bahnreisende mit solchen Überlegungen zur Supra-Semantik des Gotthards anstrebt, ist, mit Hans Blumenberg gesprochen, «Arbeit am Mythos». In methodischer Hinsicht war Spitteler freilich durchaus bewusst, aus welchem unscheinbaren Anfängen dieser Zentralmythos seinen wirkungsgeschichtlichen Weg genommen hatte. Die früheste Erwähnung belegt, dass am 24. August des Jahres 1230 auf dem Monte Tremolo ein Kirchlein geweiht wurde, im Namen und Zeichen des Hildesheimer Bischofs Godehard, den sich auch das Kloster in Disentis zum Schutzheiligen erkoren hatte.¹² Jener Godehard war 1038 gestorben und 1131 heiliggesprochen worden, wobei seine mehreren Romreisen eine gewisse Rolle gespielt haben dürften, die ihn zum Namenspatron des Verkehrsweges über die Alpen prädestinierten. Die Bezeichnung Gotthard nahm über die Zeiten hin eine helvetische Färbung erst dadurch an, dass Ort und Name durch verklärende Deutungen überhöht wurden.

Passagen in Echtzeit

Carl Spitteler ist stilökonomisch versiert genug, um sein Reisebuch nicht mit bedeutungsschwerer Gotthard-Mythologie zu überfrachten. Nimmt man den Traditionspfad einer Verklärung des Berges zum Kern und Ursprung der Schweizer Geschichte als die eine mögliche Extrem-

variante der Darstellung, das völlig legere Vorübergleiten an diesem Geschichtsmassiv hingegen als die gegenteilige Option, so bewegt sich Spittlers Duktus angesichts dieser Alternative in einem unangestregten, aber nicht spannungslosen Zwischenkorridor, gleich weit entfernt von beiden stilistischen Extremen. Nach der Auffassung Spittlers – die ich mit Begriffen der strukturalen Poetik reformuliere – verkörpert die Gotthard-Fahrt eine nicht etwa *paradigmatisch* geballte, sondern *syntagmatisch* gespreizte Form der Bedeutungsgebung, sie entspricht damit der metonymischen Bild- und Blickordnung des *Interessanten*. «Natur und Kunst», so verheisst der Autor vielversprechend, haben «längs des Weges eine lückenlose Reihe von grossartigen Landschaftsbildern» aufgestellt, «sodass von Luzern bis Como kein Fleck zu finden ist, der nicht bedeutend wäre, der nicht das Verweilen und die nähere Bekanntschaft lohnte». ¹³ Ein Übriges habe nun noch die Eisenbahn selbst dazu gefügt und mit ihren technischen Behelfen «das Merkmal des Interessanten, das dem Gotthard ohnehin anhaftet, verstärkt».

Nicht mehr «erhaben» also, sondern «interessant»: die Streckenführung ist abwechslungsreich, nach vor- und rückwärts mit Veränderungen und Vergleichsmöglichkeiten gespickt und schafft dadurch eine reizvolle Abfolge. Die Wirkungsästhetik des Interessanten eröffnet sich bei dieser Bahnfahrt in einem Zusammenspiel von landschaftlich gereihter Sequenz zum ersten, subjektiver Beobachtung respektive Mitempfindung derselben zum zweiten sowie nacherzählender Beschreibungskunst zum dritten. Zur landschaftlich gereihten Sequenz wird die durchfahrene Gegend durch die räumliche Disposition der Schneisenbildung und den hierauf sich gründenden Bewegungsvorgang der Bahnfahrt; diese wird zum Fahrerlebnis durch den subjektiv beteiligten Beobachter, der das eigene Fortkommen als Vorübergleiten der Aussenwelt wahrnimmt. Durch die Zugfahrt wird die Landschaft mit einem Zeitvektor versehen, der sie in rasch aufeinanderfolgenden Stadien als herannahende, als gegenwärtige und als entschwindende dramatisiert – je überraschender, desto intensiver.

Nicht immer aber liebt es der Bahnreisende, völlig überrascht zu werden, denn es drohen ihm dadurch wichtige Aussichten und Anblicke zu entschlüpfen. Spittler steckt deshalb besonderen Ehrgeiz in den Versuch, den Reisenden eine ausführliche und genaue, verständliche und verlässliche Beschreibung der Ausblicke und Situationen an die Hand zu geben, welche während der Fahrt zu gewärtigen sind. In welche Rich-

tung die Gotthard-Fahrt angetreten werden soll, ist klar: Es zählt der Weg von Nord nach Süd, die zu erwartende doppelte Steigerung erst durch die beklemmende Bergwelt und sodann durch den Kontakt mit dem Tessiner Sonnenlicht. Für diese Lockungen der Fahrt kann das Büchlein immerhin ein «Vorausempfinden» herbeiführen, wie es auch der Gotthard seinerseits im Hinblick auf die Verheissungen «der jenseitigen Landschaft» darstellt. ¹⁴ Aber schon die Frage, auf welcher Seite man sich niedersetzen und zum Fenster hinausschauen solle, ist Gegenstand ausgefeilter Ratschläge und Empfehlungen, die obendrein je nach Situation variieren. Der Kundige hat hier die Pflicht, den Neuling sorgsam vorzubereiten, ohne ihm zugleich auch schon die Freude des eigenen Entdeckens zu nehmen.

Als Wegbegleiter gibt Spittler den Passagieren ein anschauungsreich ausgestaltetes Raumgefühl, das sogar schon auf Lektüriereisende enorm suggestiv wirkt und das beim Gebrauch dieses Itinerars vor Ort noch einen stärkeren, fast magischen Effekt der Vergegenwärtigung ausübt. Indem er die Benennungen und Beschreibungen des Sichtbaren strikt an der Abfolge und Geschwindigkeit des Fahrerlebnisses ausrichtet, ermöglicht es Spittler seinen Lesern, während der Fahrt einen an Anschauung und Erkenntnissen mitwachsenden Wahrnehmungsvorgang zu vollziehen. Hierzu dienen auch Erklärungen, die jeweils einen grösseren Zusammenhang oder geschichtlichen Entstehungsgrund einzelner Beobachtungen andeuten. So etwa sein Hinweis auf den sich ändernden Landschaftscharakter ab Flüelen. «Zunächst werden wir beobachten», so schreibt er, «dass die Mitte des Talbodens leer steht; die Niederlassungen haben sich links und rechts am Fusse der Berge gruppiert. Sie sind dem Gewässer ausgewichen, der Reuss und dem Schächenbach, welche früher in der Mitte des Tales ein unwirtliches Delta mit Geschiebe und Überschwemmungen bildeten.» ¹⁵

Auf der weiteren Fahrt durch die Talschaft Uri lenkt Spittlers vorsorgliche Blickregie die Aufmerksamkeit des virtuell oder manifest mitreisenden Lesers. «Hinten über Altdorf, auf einem Hügel, genau in der Mitte der Berglücke, auf der Schwelle des Schächentales erhebt sich das anmutige Bürglen»; ¹⁶ die Nennung der beiden aus der Tell-Sage bekannten Ortschaften modelliert sowohl das Landschaftsrelief der stufenförmig ansteigenden Bergflanke nach wie auch die Geschwindigkeit der an diesen Dörfern vorbeiführenden Zugfahrt. Und schon bald naht rechterhand wiederum die ebenfalls an Schillers *Tell* gemahnende Burg-

ruine Attinghausen. Dies alles dränge, warnt der Reiseführer, «im engsten Raume zusammen, während der Schnellzug ohne jede Haltstation daran vorüberfliegt. Da sehe eben jeder zu, was er davon erhasche. Zum Schlummern oder Fahrplanstudieren jedenfalls ist hier ein schlecht gewählter Augenblick.»¹⁷

Spitteler rechnet mit geografisch wenig versierten, im Eisenbahnwesen noch unkundigen Lesern; er wird womöglich seine Schilderungskunst vor oder während der Niederschrift sogar an einigen Passagieren erprobt haben. Sie bewährt sich auch und gerade dann, wenn ein persönlich mitfahrender Reiseführer ob der schieren Ballung von Aufmerksamkeitswertem in ein heilloses Gedränge käme. Geradezu schulmässig demonstriert dies der Abschnitt vor der Durchquerung des Bristenstocks. Hier hat auch Spitteler alle Hände voll zu tun, wenn sich nach einer Tunnelausfahrt zur Linken und nur sekundenweise die Öffnung ins Maderanertal zeigt und nahezu zeitgleich zur Rechten rückwärtig schon der Anblick des Brückendorfs Amsteg vorbeihuscht oder schon vorbeigehuscht ist.

«Sobald wir in den Windgellentunnel eingefahren sind, empfiehlt es sich, auf der linken Wagenseite Platz zu nehmen und das Auge bereitzuhalten, um beim Austritt aus dem Tunnel den Einschnitt des Maderanertals nicht zu übersehen, für welches bloss wenige Sekunden übrig sind. Denn jenseits der Brücke fahren wir gleich wieder in den Berg. Gleichzeitig erscheint zur Rechten, unten in der Tiefe, Dorf Amsteg mit der ersten Aufwärtswindung der Gotthardstrasse. Beides zu sehen, die Maderanertalschlucht und Amsteg, hält bei der Kürze der Zeit schwer, ja ist wohl überhaupt nur in der Weise möglich, dass man links sitzend zuerst das Maderanertal erschaut und hernach, sobald dieses verschwunden ist, unverzüglich nach der rechten Wagenseite hinübereilt, um auf Amsteg zurückzublicken.»¹⁸

Ausgebuchte Züge oder allfällige Zusammenstösse mit anderen Reisendenkönnenselbstredend bei diesen dramatischgeballtenSicht-Verpflichtungen nicht mehr mit ins Kalkül gezogen werden. Wie oft aber muss man wohl selber besagte Strecke mit scharfer Aufmerksamkeit abgefahren sein und wie zupackend hierbei die eigene Beobachtungsgabe eingestellt haben, um eine solche genaue Sequenzanalyse der Bewegtbilder von der Gotthardbahn anstellen zu können? Spittelers Eisenbahn-Reiseführer ist ein stilistisches Kabinettstück seiner Art, weil er auf eine nachmals schon rührend anmutende Weise noch mit Trassenführung und Tempo

der Gotthardbahn wetteifert, die unter Volldampf bergwärts jagt, während der Schriftsteller seine Zeilen notiert. Wollte das Auge des Lesenden ihnen weiterhin in Echtzeit folgen, es müsste für die beschriebenen Schönheiten der Strecke erblinden und also entweder diese – oder eben den Text – anschliessend gleich noch einmal durchlaufen.

- | | | | |
|---|---|----|---|
| 1 | Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Alpen-Erschliessung vgl. aus der Fülle der Literatur neuerdings Jon Mathieu: Die Alpen. Raum – Kultur – Geschichte. Stuttgart 2015; zur Gotthard-Region und ihrer kulturellen Semantik Helmut Stalder: Mythos Gotthard. Was der Pass bedeutet. Zürich 2003. | 9 | Spitteler, Gotthard, S. 70. |
| 2 | Vgl. Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. München 2012, S. 15. | 10 | Spitteler, Gotthard, S. 71. |
| 3 | Martin Stadler: Die neuen Postillione. Schattdorf 1979, S. 113. | 11 | Spitteler, Gotthard, S. 185; das folgende Zitat ebd. |
| 4 | Zora del Buono: Gotthard. Novelle. München 2015, S. 9; das folgende Zitat ebd. | 12 | Jean-Daniel Morerod, Justin Favrod: Entstehung eines sozialen Raumes (5.–13. Jahrhundert). In: Georg Kreis (Hg.): Geschichte der Schweiz. Basel 2014, S. 80–127, hier S. 111. |
| 5 | Stadler, Postillione, S. 120; die folgenden Zitate ebd., S. 121. | 13 | Spitteler, Gotthard, S. 11; das folgende Zitat ebd. |
| 6 | Carl Spitteler: Der Gotthard [1897]. Nachdruck: Zürich 2014. | 14 | Spitteler, Gotthard, S. 9. |
| 7 | Esther Scheidegger: Der homerische Sänger des San Gottardo. In: Spitteler, Der Gotthard, S. 203–208, hier S. 205. | 15 | Spitteler, Gotthard, S. 33. |
| 8 | Spitteler, Gotthard, S. 10. | 16 | Spitteler, Gotthard, S. 34. |
| | | 17 | Spitteler, Gotthard, S. 36. |
| | | 18 | Spitteler, Gotthard, S. 41. |

Warum der Gotthard so wichtig ist

62

Der Einklang von Ursprung und Fortschritt als nationaler Traum

Peter von Matt

Folgender Textausschnitt stammt aus dem ersten grossen Essay «Die Schweiz zwischen Ursprung und Fortschritt. Zur Seelengeschichte einer Nation» in Peter von Matts Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. Nach einer historischen Kontextualisierung von Rudolf Kollers Bild Die Gotthardpost (1873) zeichnet von Matt die Entstehung des eidgenössisch-alpinen Ursprungsmythos bei Albrecht von Haller (1708–1777) nach, der im Lauf des 19. Jahrhunderts durch den technischen Fortschritt sichtlich unterlaufen wird. Der durch Alfred Escher geförderte Gottfried Keller deutet – wie schon sein Kontrahent Jeremias Gotthelf zuvor – die Risse an, welche sich durch den noch jungen modernen Bundesstaat ziehen. Das individuelle Vertrauen in den sittlichen Kern und in die Vernunft des Volkes schwindet, um in eine äussere Nationalsymbolik umgegossen zu werden: in eine neue paradoxe Fiktion einer Einheit von Ursprung und Fortschritt, von der die Schweiz noch heute zu zehren scheint.

Das Ereignis, dass Ursprung und Fortschritt in sichtbaren Einklang treten, ist ein geheimer Wunschtraum der Schweiz geblieben. Er stand als Antrieb hinter der legendären Landesausstellung in Zürich 1939, als die Schweiz mit den faschistischen Diktaturen im Norden und Süden konfrontiert war und Europa bereits am Rand des Kriegs stand. Dieser brach dann auch noch während der Ausstellung aus. Wie immer man jene Veranstaltung von heute aus auch beurteilt, die Bevölkerung der ganzen Schweiz erlebte sie damals als die Verwirklichung eines Traums; sie war das realisierte Idyll in dem hier pointierten Sinn und stand darin in der Tradition der von Keller verherrlichten nationalen Feste. Das war aber nur möglich, weil sie auch den technischen, industriellen und architektonischen Fortschritt emphatisch inszenierte. Dass daraus keine Dissonanz zwischen Rustikalität und Moderne entstand, dass das eine sich zu

63

dem andern vielmehr in einer freundlichen Balance halten konnte, war nicht nur eine Leistung der Verantwortlichen, zu denen führende Architekten und Designer der Schweiz gehörten, sondern entsprach auch dem Gegenwartsbewusstsein der Bevölkerung. Die Eidgenössische Technische Hochschule von Zürich prägte die Ausstellung wesentlich mit und verhinderte mit der Präsenz ihrer Forschung das Abgleiten in den Schollenkult, der so sehr im Zug der Zeit lag. Er fand hier zwar schon auch seine Altäre, aber die drohende Dominanz wurde doch zurückgebunden. Ideologie- und zivilisationsgeschichtlich ist die Landesausstellung von 1939 wahrscheinlich das faszinierendste Ereignis der Schweiz im 20. Jahrhundert. Das Raffinement, mit dem hier Selbstverklärung mit präziser Information verbunden wurde und politische Bruchlinien um der Gemeinschaftserfahrung willen aus dem Gesichtsfeld verschwanden (die Flüchtlingsfrage zum Beispiel), ist nach wie vor das Studium wert. Gerade weil das Land von aggressiven Nachbarstaaten bedroht war, entwickelte es einen Mikrokosmos der Zeichen und Bilder, in denen es sich selbst erkannte und unverblümt feierte. Dabei galt die Regel der Überbrückung aller Gegensätze. Es herrschte ein kategorischer Imperativ der Versöhnung, der sich auch in der kulturellen Produktion jener Jahre niederschlug und der von der Politik leicht instrumentalisiert werden konnte. Als die Fronten nach dem Krieg wieder aufbrachen, war es dieser Geist, der «Landigeist», wie man ihn beschwörend nannte, der einer kritischen Aufarbeitung etwa der Flüchtlingspolitik den härtesten Widerstand entgegensetzte und der die Eingliederung der Schweiz in die starren Kampflinien des Kalten Kriegs beförderte.

Dass dieses Ereignis eines fast unwahrscheinlichen Zusammenklangs von Ursprung und Fortschritt in Zürich stattfand, der grössten Stadt, dem Zentrum der zivilisatorischen Dynamik, war ein zusätzlicher Glücksfall. Damit wurde die Disharmonie von Stadt und Land, die sich seit je in der Gereiztheit gegenüber der Stadt Zürich manifestierte, im Voraus neutralisiert. Schon bei Haller stand die Ursprungsvision im pointierten Gegensatz zu den «grossen Städten», und tatsächlich hat sich die Schweiz als Ganzes nie von ihren Städten, vom Kernphänomen Stadt her definiert – wie es etwa Frankreich mit Paris oder England mit London tun. Der symbolischen Gewalt der Berge waren die Städte nie gewachsen, obwohl in ihnen alle historischen Durchbrüche geschahen, von ihnen alle Energien der Veränderung, des Fortschritts also, und des Anschlusses an die «beschleunigten Prozesse» der Weltzivilisation ausgingen. Noch am

Ende des 20., zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat ein Schriftsteller wie Hugo Loetscher leidenschaftlich geklagt und geschimpft gegen die Übermacht des alpinen Symbolpotenzials; niemand hat ihm widersprochen, aber genützt hat es nichts. Die Fantasie regiert die Menschheit, also auch die Schweiz, und wenns drauf ankommt, sich mittels Bildern über sich selbst zu verständigen, tauchen auch heute weder die Zürcher Bahnhofstrasse noch das Genfer Bankenviertel noch der Basler Rheinhafen auf, sondern wie eh und je der nebelverhangene Gotthard, dieser helvetische Sinai.

Dass Max Frisch mit seinen Freunden Lucius Burckhardt und Markus Kutter zusammen für die erste Landesausstellung nach dem Krieg eine neue Stadt vorschlug, ein präzises gezieltes Gegensymbol, war auch der Versuch einer Umpolung der nationalen Zentralfantasie, und er scheiterte glorios. Es ist daher von einer verblüffenden Logik, wenn die stärkste nationale Symbolkraft heute vom neuen Eisenbahntunnel durch den Gotthard ausgeht. In diesem technischen Spitzenwerk verschmelzen wieder einmal Ursprung und Fortschritt, und sie setzen auch diesmal mächtige Gefühle frei.

Dabei ist der Gotthard eigentlich kein sehr alter Pass. Die Römer und ihre Kultur kamen über die Bündner Pässe in das Gebiet der heutigen Schweiz. Auch Furka und Grimsel sind in Verbindung mit den Walliser Pässen die historisch ehrwürdigeren Übergänge. Was den Gotthard auszeichnet, ist nur die Nähe zur Landschaft der Gründungsgeschichte um den Vierwaldstättersee und die dramatische, vielbeschriebene Gefahrenzone der Schöllenschlucht. Am seltsamsten aber erscheint, dass dieser exemplarische Berg gar kein Berg ist, sondern ein Sattel zwischen Bergen und also kein markantes Gesicht hat. Das Matterhorn kann man als plastische Gestalt zeichnen, auch die Jungfrau und den Pilatus, den Gotthard nicht. Auf Kollers Bild von der Gotthardpost wird dies zum eklatanten Ereignis. Der Gotthard erscheint als die blaue Lücke am oberen Bildrand, in der ein leichtes Wölkchen schwebt. Wo er wäre, wenn es ihn gäbe, ist nichts. Und trotzdem wurde er während des Zweiten Weltkriegs zum Inbegriff des Widerstandes, und die Mitrailleur, die dort Dienst leisteten, die «Gottertmitr», galten im Volk als die Elitetruppen der Schweiz. Die kollektive Fantasie geht ihre eigenen Wege, und wo nichts ist, kann sie auch dies zum Zeichen machen. Mythisches Potenzial hatte nur der Weg zum Gotthard. Goethe hat ihn mit vier Zeilen in dieser Eigenschaft erfasst, nachdem er am 21. Juni 1775 die Route selbst abgeschritten hatte:

«Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.»

Nicht den Teufel und seine Brücke also erwähnt er, obwohl der genaue Ort dieser Sage ins Blickfeld kommt, sondern das ungreifbar Urtümliche der Drachen, einer schauerlichen Vorwelt, durch die passieren muss, wer in das heiterleuchtende Italien will. Das Stichwort Maultier aber bindet die archaische Vision an die konkrete Praxis des damaligen Passverkehrs. Goethe hat die Maultierkolonnen, die täglich über den Gotthard zogen und mit kleinen Glocken behängt waren, damit sie im häufigen Nebel nicht verlorengehen konnten, mehrfach beschrieben. Die erste Fahrstrasse über den Pass wurde erst 1830 eröffnet. Goethe hat sie nie gesehen.

Im Gegensatz zur gewissermassen zeitlosen Existenz der ragenden Berge war der Gotthard von Anfang an ein Ort der technischen Herausforderungen. Seine Geschichte ist bis heute auch eine der Ingenieurskunst. Schon als Ort der Sage war er zugleich ein Ereignis des Fortschritts: Der Teufel, der die erste Brücke baute, war technisch begabt, während die Urner, die ihn überlisteten, indem sie ihm die versprochene Seele in Form eines Ziegenbocks überstellten, nur Bauernschläue vorweisen konnten.

Erheiternd ist übrigens, dass schon Haller vor der Frage stand, wie er den Gotthard denn beschreiben solle. Dessen symbolisches Gewicht verlangte nach einer Erwähnung. So machte er ihn kurzerhand zu einem himmelstrebenden Berg und liess eine Strophe mit dem Vers beginnen: «Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget...» Ein solches Haupt sucht man auf dem Gotthard nun wirklich vergebens.

Es hätte allerdings die Möglichkeit gegeben, die zwei Gipfel, die dem Pass am nächsten stehen, den Pizzo Centrale im Osten und den Pizzo Lucendro im Westen, zu einer Zwillingengruppe zu stilisieren, mit dem Übergang in der Mitte, und so doch noch ein plastisches Gebilde zu gewinnen. Das ist aber nie versucht worden, obwohl die beiden Berge, je knapp 3000 Meter hoch, von eindrucklicher Kontur sind. Ihre Namen sind indessen nicht ins allgemeine Bewusstsein gedrungen und auch heute nur den Alpinisten und Soldaten bekannt; im 18. Jahrhundert waren sie wahrscheinlich noch namenlos. Dagegen findet sich schon früh, auch etwa bei Scheuchzer, der Versuch, den Gotthard symbolisch aufzuwerten, indem man ihn zum Ursprung aller großen Flüsse Europas erklärte. Rhone und Rhein, Ticino und Reuss, Aare und Inn (mithin die

Donau) sollten seiner Felsenbrust entspringen, wodurch er, in Analogie zum menschlichen Blutkreislauf, als das Herz nicht nur der Schweiz, sondern des Kontinents hätte gelten können. Aber geografisch ist die schöne Vision leider unhaltbar. Haller, den der mythische Gedanke vom zentralen Ursprung der Gewässer durchaus beschäftigt hat, zog dafür nie den Gotthard in Erwägung, sondern zuerst den Furkapass, später überraschenderweise das Schreckhorn. Die sechste Strophe vor dem Ende des Gedichts begann ursprünglich so:

«Aus Furkens kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen
Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen theilt,
Entspringt die helle Aar...»

Wozu Haller in einer Anmerkung erklärt, dass mit den «Seen» zwei Meere gemeint seien: «Der Rhodan nach dem mittelländischen Meere, die Reuß und Aare in den Rhein und die Nord-See.» Der Rhodan ist die Rhone, und was die Furka betrifft, stimmt die Aussage, dass die Wasser von hier zu den «beyden Seen» fliessen. Nur für die Aare trifft es nicht zu, obwohl geografisch wenig fehlt. An der Aare aber war dem Berner sehr gelegen; schliesslich strömte sie mitten durch seine Vaterstadt, und der Rest der Strophe ist ein Hymnus auf sie. Also liess Haller die Aare in den späteren Auflagen am Schreckhorn entspringen, was geografisch nicht ganz falsch ist, obwohl das Lauteraarhorn, das Finsteraarhorn oder das Wetterhorn ebensogut in Frage gekommen wären, aber mit dem Ursprung der Rhone hat das Schreckhorn leider gar nichts zu tun, also auch mit dem Mittelmeer nicht. Die definitive Fassung ist demnach sachlich falsch, auch wenn sie prächtig tönt: «Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen / Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen theilt...»

Das scheinbar kleinliche Kritteln an einem großartigen Gedicht rechtfertigt sich hier insofern, als dabei die Schwierigkeit sichtbar wird, den nationalen Wunschgedanken vom Ursprung der europäischen Flüsse aus einem einzigen Berg im Herzen der Schweiz zwingend zu begründen. Wieder einmal stellt die empirische Wirklichkeit der patriotischen Fantasie ein nüchternes Bein. So hält man sich denn in der Gegenwart lieber an das Werk der Ingenieure und Mineure, an den ruhmreichen Tunnel.

Dieser Beitrag wurde übernommen aus: Peter von Matt, Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz, © Carl Hanser Verlag München 2012, S.62-67.

Verena Stössinger

Heidelbeeren und der heilige Antonius

Hinter Amsteg, nach der Kurve beim schwarzsteinernen Kraftwerk, das wirkt wie eine Kaserne, ist die Strasse fast leer. Nur ab und zu überholt uns noch ein Urner Auto, und zweimal kommt ein Bus entgegen. Wie eng das Tal hier schon ist. Steil bewaldete Hänge, an denen Nebel klebt; darüber sind manchmal Bergwände sichtbar, weiss gesprenkelt von Schnee. Fast wie in Norwegen, denke ich – habe ich schon am Vierwaldstättersee gedacht, der aussieht wie ein Fjord. Grau und streng. Aber hier sind mehr Laubbäume zwischen den Tannen, und die Häuser sehen sehr anders aus: sind dunkler in ihrem Schindelkleid, geduckter und giebliger. Und es gibt mehr Kirchen.

Intschi, Gurtellen-Wiler. Strassendörfer, die wirken, als schliefen sie einen tiefen Schlaf. Die Gasthäuser zu, kein Mensch unterwegs, und alles sieht etwas ärmlich aus, aber schon sind die Häuser wieder verschwunden. Die Strasse steigt an. Ziegen weiden auf schrägen Wiesen, wir sehen ihre dicken weissen Hintern. Ein Bauer mäht mit der Sense. Unter der Strasse schäumt die weissgraue Reuss zu Tal, in Galerien ziehen Güterzüge und elegante weissrote Fernzüge vorbei, und unter dem Himmel hängt das Betonband der Autobahn. Als wir aussteigen auf einem gekieselten Parkplatz, hören wir erst nur den Lärm der Autos. Er ist lauter als das Tosen der Reuss. Wir schauen uns um. Ein gelber Wanderwegweiser, auf dem Waldboden Brennesseln, Farn und Erdbeerpflanzen, und «siehst du die Pilze?», fragt Jürgen. Drei verschiedene Arten sind es; er kennt zumindest die eine. Braunweisse Boviste.

In Wassen hat es einen *Volg*, der offen ist. Wir halten an. Jürgen kauft Birnen und Vogelfutter und ich *e Birewegge*, die sehr gut riecht. Aber die Tankstelle ist auch hier nicht besetzt; niemand da, der uns helfen kann, den Druckabfall beim hinteren rechten Rad zu korrigieren, auf dem ein gelbes Warnlicht auf dem Display hinter meinem Leihwagensteuerrad beharrt. Wir fahren damit weiter, was bleibt uns übrig; sind auf einmal mit der Autobahn auf gleicher Höhe und sehen, wie sich die Autos, die südwärts fahren, stauen. Sind immer noch Herbstferien? Oder gibt es gar keine Zeit mehr, in der nicht gereist wird? Langsam schon gar, und mit Blick für Unerwartetes? Kurz vor Göschenen finden wir nämlich einen wunderba-

ren Stand. Eine Art Kiosk: Berg- und Ziegenkäse gibt es da, Alpenrosenhonig, Rauchwürste, Speck und Heidelbeerkonfi, eingemacht am 1. September 2015, wie auf dem Etikett steht. Wir kaufen Käse und Konfi, denn ja, natürlich: die Heidelbeeren sind aus der Gegend, sagt die Frau im roten Pullover mit eingestricktem weissem Kreuz, die sie verkauft: Sie pflückt sie selbst und mag auch die gezüchteten nicht, obwohl die grösser sind und das ganze Jahr über erhältlich, und wir erzählen von den Beeren, die uns die Schwägerin noch Mitte September vom Luzerner Markt nach Basel brachte. Urner Heidelbeeren aus der Gegend von Gurtellen waren es. Und während die Verkäuferin wissen will, was die denn da gekostet haben, und zu rechnen beginnt, denke ich wieder an Norwegen. An das Häuschen am Austdalvatnet, wo wir schon fünf lange helle Sommer verbracht haben; erst zu dritt, noch mit Nina, danach zu zweit. Schlüsselweise haben wir da Heidelbeeren gegessen, jeden Tag, die Stauden stehen bis vor die Tür, und Jürgen, der sie seit seiner Kinderzeit Blaubeeren nennt, hat jeweils auch Marmelade daraus gekocht auf dem Herd mit dem Holzfeuer und die vollen Gläser dann im Handgepäck nach Hause transportiert, so lange man das noch durfte. Nur einmal hat ihn ein Zöllner am Flughafen angehalten und wollte sehen, was er in der Tasche hatte, die er so sorgsam trug. «Alles Marmelade! Selber gemacht!», sagte er, worauf der Zöllner stotterte: «*P-Potz Cheib!*»

Heidelbeeren schmecken aber nicht nur gut, sie sind auch sehr gesund. Sie enthalten viel Vitamin C und Antioxydantien, was immer das genau ist, und seien damit geradezu eine «Heildroge»: helfen bei Durchfall, stärken das Immunsystem und befördern die Fruchtbarkeit, und zwar bei Mann und Frau. Der Saft ist ein Gurgelmittel und hilft bei Magen- und Darmgeschwüren, und die getrockneten Blätter, als Tee angesetzt und getrunken, tun gut bei Blasenleiden und senken den Blutdruck. In Nordböhmen wird den Beeren, die an Jakobi, also am 25. Juli, geerntet werden, dabei eine besonders gute Wirkung zugeschrieben, im Allgäu dagegen jenen aus dem «Dreissigst», der Zeit zwischen Mariä Himmelfahrt (15. August) und Mariä Geburt (8. September). Das habe ich in einem alten Buch zur «Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen» gelesen, und daraus lernte ich auch, dass sich Schwangere in der Umgebung von Karlsbad hüten sollen, «Schwarzbeeren» zu pflücken, um zu verhindern, dass ihr Kind mit schwarzen Muttermalen auf die Welt kommt.

Heidelbeeren heissen nämlich auch Blaubeeren und Schwarzbeeren; und ausserdem nennt man sie Mollbeeren, Wildbeeren, Waldbeeren, Bickbeeren, Zeckbeeren oder Moosbeeren, das habe ich aus Wikipedia. Und es gibt sie auch da, wo ich aufgewachsen bin. Unser Familien-*Heubeeeri*-Revier lag am Nordhang vom Pilatus, im Eigenthal vor allem; da fuhren wir jeweils hin im hellblauen Opel mit dem weissen Dach, und die Behälter, in die hinein gesammelt werden konnte, lagen im Kofferraum bereit. Es waren die Schachteln, in denen die zusammenklappbaren «Dop-

68

69 pelmeter» gelegen hatten, die mein Vater an seine Kunden verteilte ... und natürlich fällt mir jetzt wie jedes Mal, wenn ich ans Heidelbeerenpflücken denke, die Geschichte von meiner Grossmutter ein.

Meine Grossmutter Anna, die Mutter meiner Mutter, eine schmale, brave Frau, hat einmal beim Heidelbeerenpflücken – wohl eher nicht am Gotthard; sie stammte aus Arth und heiratete nach Luzern – einen Ohrring verloren: Eines der Hängerchen aus Rotgold mit kleinen Granatsteinchen, die rund um einen etwas grösseren angeordnet waren. Wie zu einer Blume. Es waren die einzigen Ohrringe, die sie besass; sie waren ein Geschenk gewesen oder ein Erbstück und sie trug sie immer. Der Verlust war schlimm. Nein, er war unverzeihlich, und sie bekam Angst. Ich weiss nicht mehr, ob sie da schon verheiratet war mit meinem Grossvater, der bei der Polizei war und grobe Hände hatte, oder ob sie sich noch vor dem Zorn ihrer Mutter fürchtete; auf jeden Fall gab es für sie nichts anderes, als den Ohrring zu suchen. Umgehend. Das heisst, ihn zu finden.

Sie ging mit dem vollen Korb den Weg zurück, den sie beim Pflücken gegangen war: immer zwei, drei Schritte talseitig neben dem Pfad (denn bergwärts suchen alle, pflegte sie zu sagen). Sie bog die leeren Sträucher zurück und schaute nach etwas Goldenem, Glänzenden, und als sie lange nichts fand, begann sie zu beten. Rief den heiligen Antonius an, der Verlorenes zu finden weiss, und versprach ihm einen *Fünfliber*, wenn er ihr half, den Ohrring zu finden. Ging weiter und suchte, man rief jetzt schon nach ihr, «*Anni! Wo bisch?*»; wenn sie schon verheiratet war, war es ihr Mann, der rief, und da sie wusste, wie schnell er ungeduldig wurde, versprach sie dem Antonius noch einen zweiten *Fünfliber*. Suchte weiter und tat, als höre sie die immer unfreundlicheren Rufe nicht, «*Herrgottsackermänt!*», und fand tatsächlich bald darauf den Ohrring. Er hing an einer Staude und baumelte.

In Oberösterreich, heisst es im Buch zur «Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen», gehe die Sage, dass gerade dort, wo das Volk der Zwerge einschlüpfte, um seine goldenen Schätze im Boden zu bergen, ein Heidelbeerstrauch stand; und weil die Zwerge wegen ihres Reichtums verfolgt wurden, bot der Heidelbeerstrauch ihnen Schutz und versprach, «die Schätze zu verbergen». Meine Grossmutter Anna dagegen hatte das Glück, auf einen Strauch zu treffen, der ihren Schatz, den Ohrring mit der Granatblume, nicht verbarg. Oder ist es doch Antonius gewesen, der ihr geholfen hat?

Der Ohrring jedenfalls war wieder da und der Ärger, den ihr Wegbleiben geweckt hatte, traf sie nicht. Oder nicht wirklich. Wo sie allerdings das Geld hernahm, um ihre Schuld beim Heiligen zu begleichen, weiss ich nicht; ich kann mir bloss vorstellen, wie schwierig es für sie war, es aufzutreiben. Sie hatte bis in ihre Witwenzeit hinein nie eigenes Geld, obwohl sie immer arbeitete, und auch in der Ehe bloss Zugriff auf das Haushaltsgeld, über das Buch zu führen war. Aber vielleicht hat sie mit Antonius

auch einen Deal gemacht? Hat ihm irgend etwas anderes versprochen oder ihn auf später vertröstet? 70

Er muss den Deal akzeptiert haben, denn die Ohrhängerchen gibt es noch. Beide. Meine Grossmutter trug sie, als sie mir die Geschichte erzählte, und sie hat sie uns vererbt, das heisst, der Nina, sobald sie alt genug dafür sei. Und das ist sie natürlich längst, denke ich stolz, während wir nach Teufelsstein und Teufelsbrücke, diesen Schulreise- und Pflichterinnerungsorten, die Haarnadelkurven nach Andermatt nehmen. Auf dem Hochplateau noch den Kreisel, drei Viertel zu umfahren, dann sind wir angekommen. Neben der Strasse liegt Schnee. Ich habe Lust auf einen Kaffee und etwas Süsses. Hoffentlich gibt es die Konditorei noch an der Kreuzung, da, wo die Strasse zum Oberalppass beginnt. Und irgendwo vielleicht sogar eine bediente Tankstelle.

71

Bahntechnik Gotthard-Basistunnel

Vision und Verwirklichung eines Grossprojekts

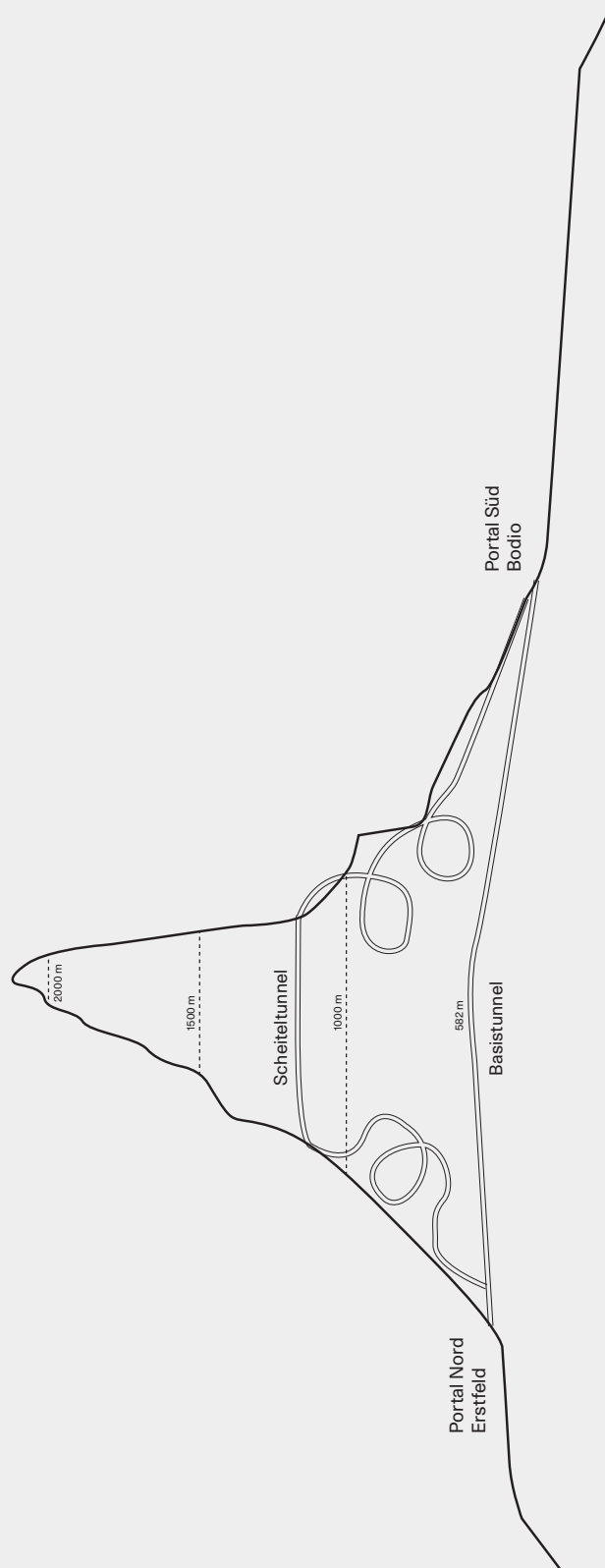
Lars Dietrich

Die neue Bahnverbindung durch die Alpen ist ein Jahrhundertbauwerk, das Rekorde bricht. Bereits vor 135 Jahren gab es am Gotthard einen Weltrekord: Innerhalb von elf Jahren wurde auf 15 Kilometer Länge eine durchgehende Tunnelröhre mit zwei Gleisen geschaffen. Das war die schnellste Alpenverbindung, die es zu diesem Zeitpunkt gab. Zu verdanken hatte sie die Schweiz vor allem einem visionären Unternehmer mit Pioniergeist: Alfred Escher, der einst mit von ihm gegründeten Banken und Versicherungen die erste Eisenbahn durch die Alpen baute.

Wer damals mit 60 Kilometer je Stunde den Gotthard-Scheiteltunnel zwischen den Orten Göschenen und Airolo mit der Eisenbahn durchfuhr, schaffte diese Passage in 17 Minuten. Das gab es vorher noch nie. Seien wir uns dessen bewusst, dass davor Postkutschen das schnellste Transportmittel waren, um das Gotthard-Massiv zu überwinden. Durch die Eröffnung des Gotthard-Scheiteltunnels war eine Alpenquerung neuerdings auch im strengsten Gebirgswinter möglich. (Abb. 2)

Aber es sollte noch besser gehen: 65 Jahre später veröffentlichte ein Schweizer Ingenieur namens Eduard Gruner seine Vision von einer Flachbahn durch den Fuss des Gotthard-Massivs. Er hatte auch schon einen Namen parat: Gotthard-Basistunnel.¹ Erstaunlich ist dabei die Tatsache, dass die heutige Streckenführung noch immer die gleiche ist, wie sie Herr Gruner vor 70 Jahren projektierte. 1947 schätzte er, das Ganze werde eine halbe Milliarde Franken kosten. Aber als 45 Jahre später die Bürger der Schweiz zum Volksentscheid für die Neue Eisenbahn-Alpen-transversale (NEAT) aufgerufen waren, wurde der Gotthard-Basistunnel bereits mit 6,33 Milliarden Franken veranschlagt. Nach 64 Prozent Zustimmung im Jahr 1992 folgte sogleich der erste Spatenstich in Faido. 24 Jahre darauf ist der Gotthard-Basistunnel mit knapp 10 Milliarden Franken um 50 Prozent teurer geworden.²

Was sind die Gründe für diese massive Kostenerhöhung? Niemand kann vorab in ein Felsmassiv auf 57 Kilometer Länge hineinblicken. Eine



2 Die Eisenbahntunnel durch den Gotthard.

Vielzahl von geologischen Problemzonen in relativ weichem Gestein musste bewältigt werden. So wurde beispielsweise die Nothaltestelle Faido aufgrund einer neu entdeckten geologischen Störzone um mehrere hundert Meter nach Süden verschoben. Hinzu kam, dass weltweit jeder Tunnelunfall erhöhte Sicherheitsanforderungen erzwang, die es neu anzuwenden galt. Steigende Löhne, fortschreitende Technik und Preisentwicklungen schlugen zudem bei einer Bauzeit von 24 Jahren bei der Teuerung zu Buche.

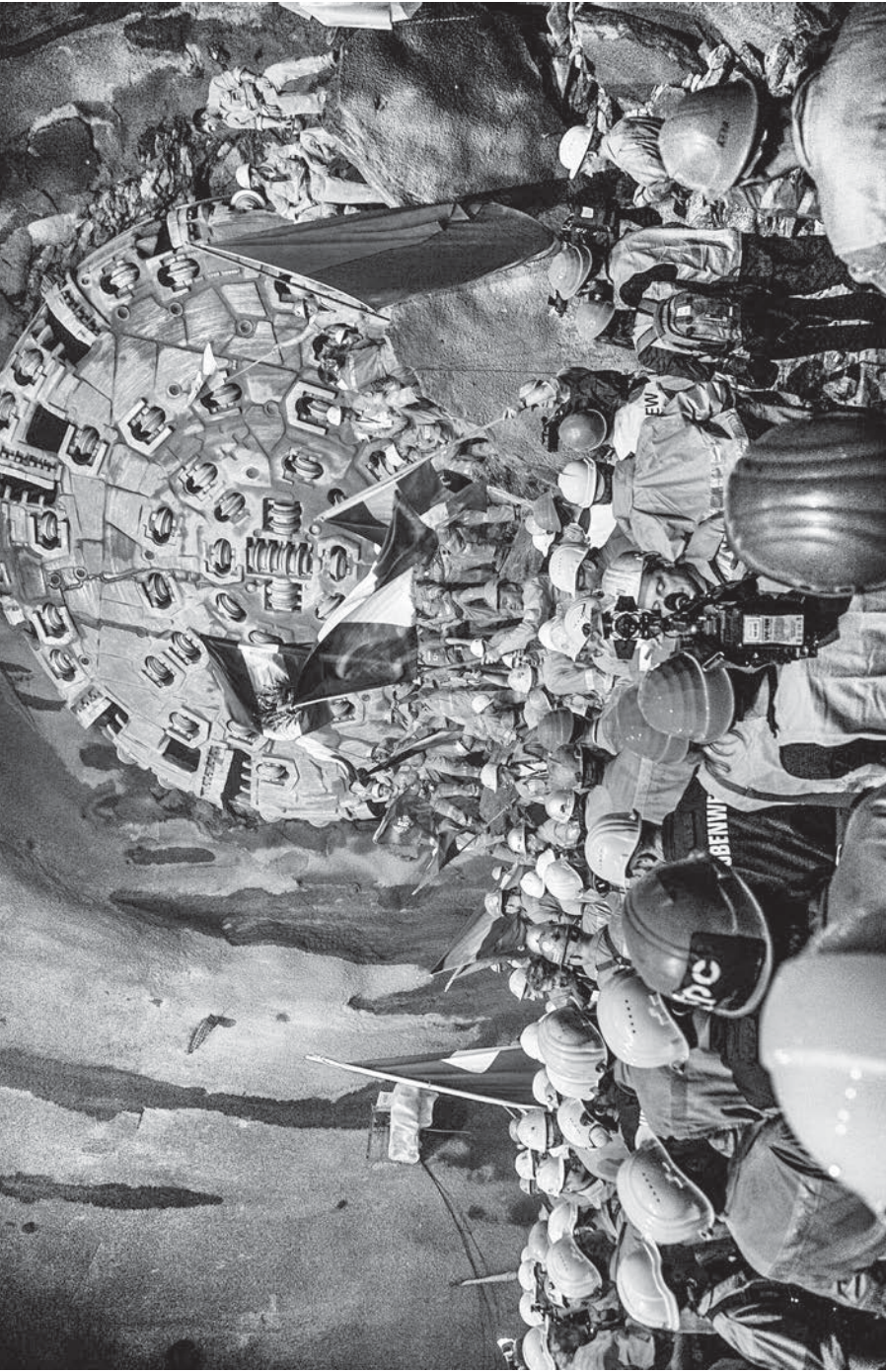
Im historischen Vergleich liessen dazumal beim Bau des Gotthard-Scheiteltunnels 171 Arbeiter ihr Leben. Beim Gotthard-Basistunnel kamen während des Vortriebs acht Arbeiter bei der gefährlichen Arbeit um. Aus Sicht der Angehörigen waren dies vermeidbare Tragödien, die traurig stimmen und nicht mehr ungeschehen gemacht werden können.

Insgesamt wurde Gestein auf 153 Kilometer Länge ausgebrochen, neben den beiden Röhren auch Zwischenangriffe, Schächte, Querschläge und Galerien. 2010 war es dann so weit. Der erste Durchstich in der Ost-Röhre wurde gebührend gefeiert (Abb. 3). Die West-Röhre folgte ein halbes Jahr später: Der letzte Meter war ausgebrochen. 57 Kilometer von Erstfeld nach Bodio, mit einem Tunneldurchmesser von 9,5 Meter und nur drei Millimeter Abweichung vom Sollwert – das war Weltrekord!

Ein Marathonläufer, der nach 42,2 Kilometern ins Ziel wankt und noch weitere 15 Kilometer rennen soll, hätte eine körperliche Vorstellung der 57 Kilometer, die der Gotthard-Basistunnel in Länge misst. Insbesondere, wenn er auch noch knapp fünf Stunden unterirdisch unterwegs wäre.

Nach den Mineuren die Bahntechnik

Erst der Einbau der Bahntechnik macht den Tunnel zu einem Eisenbahntunnel. Im Folgenden möchte ich den erfolgreichen Projektabschluss anhand der Bahntechnik begründen. Die bahntechnische Ausrüstung startete 2010 von Süden in der Weströhre. Ein Jahr später wurde die Oströhre von Norden her ausgerüstet. Der Ausbau erfolgte alternierend in beiden Tunnelröhren, damit der anspruchsvolle Terminplan eingehalten werden konnte. 2014 konnte das System in der Weströhre auf 15 Kilometer Länge in einem Versuchsbetrieb mit einer maximalen Geschwindigkeit von 230 Kilometer je Stunde erfolgreich getestet werden. Nur ein Jahr später war die Bahntechnik komplett eingebaut und konnte vollum-



3 Hauptdurchschlag Ost-Röhre zwischen Sedrun und Faido, zwei Kilometer unter den Alpen.

fänglich und erfolgreich getestet im Mai 2015 an den Besteller Alptransit Gotthard übergeben werden.

Die Alptransit Gotthard (ATG) wurde 1988 als Tochtergesellschaft der Betreiberin Schweizerische Bundesbahnen (SBB) mit dem Auftrag betraut, die Gotthard-Achse zu bauen. Als Bauherrin der Neuen Eisenbahn-Alpentransversale (NEAT) hat die ATG im Jahr 2008 die Transtec Gotthard (TTG) mit der bahntechnischen Ausrüstung des Gotthard-Basistunnels beauftragt.

Der bahntechnische Ausbau dieses Jahrhundertbauwerks erforderte ein perfektes Zusammenspiel aller beteiligten Unternehmen, die sich zum Konsortium Transtec Gotthard zusammengeschlossen haben. Die TTG ist eine Arbeitsgemeinschaft der Firmen Alpiq, Alcatel-Lucent/Thales, Balfour Beatty und Heitkamp. Die vier Konsortialpartner brachten in das Gemeinschaftsprojekt mit einem Volumen von 1,97 Milliarden Franken all ihre marktführenden Kompetenzen ein. Dies erfolgte gesamthaft in allen Phasen der Planung, Ausführung und Inbetriebsetzung, und zwar in den Bereichen Logistik, Fahrbahn, Stromversorgung, Fahrleitung, Telekommunikation, Sicherungsanlagen, Bahn- und Tunnelleittechnik.

Die TTG beschäftigte in Spitzenzeiten weit über 750 Mitarbeiter. Ich bin einer davon. Als Maschinenbauingenieur verfüge ich über eine langjährige Berufserfahrung in der operativen und administrativen Abwicklung von verschiedensten multidisziplinären Grossprojekten. Von der Firma Balfour Beatty Rail 2006 in die Schweiz entsandt, bin ich als Leiter Technik und stellvertretender Leiter Inbetriebsetzung und Projektierung unter anderem für die abschliessende Validierung des bahntechnischen Gesamtsystems verantwortlich. Diese Überprüfung bestätigt letztlich eine funktionale, gebrauchstaugliche und leistungsfähige Anlage für den sicheren Betrieb des Gotthard-Basistunnels.

Lassen Sie mich hier eine Bresche für das Image des Ingenieurberufs schlagen. Die hohen Bedürfnisse der Welt von heute haben einen neuen Typus Ingenieur geschaffen. Einer, der gleichzeitig Manager, Tüftler und Intellektueller ist. Er soll die immer komplexer werdende Welt begreifen, managen und auch noch verständlich erklären können. Mit dem Klischee des bodenständigen Eigenbrötlers hat das nicht mehr viel gemein. Der Ingenieur von heute arbeitet eng vernetzt in grossen internationalen Teams. Begibt er sich auf Jobsuche, hat er die Qual der Wahl. Die Zukunft steht ihm offen, denn da liegen die interessanten Bereiche,

die in aller Munde sind: intelligente Autos, Energiewende und eben auch Grossprojekte wie der Gotthard-Basistunnel.

Warum ein weiterer Tunnel durch die Alpen?

Der Gotthard-Basistunnel ist das Herzstück eines 4100 Kilometer langen Nord-Süd-Korridors quer durch Europa, von Rotterdam nach Genua. Rückblickend auf 2005 wurde auf dieser Strecke mit einer Verdopplung des Transportvolumens von 28 auf 57 Millionen Tonnen bis im Jahr 2020 gerechnet. Für das Jahr 2000 entsprach dies 1,4 Millionen LKW, welche sich über Schweizer Alpenpässe und durch Tunnel quälten. Das erklärte Ziel für 2020 ist die Halbierung auf 650 000 LKW.

Erreicht werden soll das unter anderem durch die Verlagerung des Schwerverkehrs auf die Schiene. In Verhandlungen mit der Europäischen Union wurden zudem Sonntags- und Nachtfahrverbote sowie höhere Transitgebühren für LKW durchgesetzt. Mit diesen Massnahmen gelingt der zentral gelegenen Schweiz, neben dem für sie so wichtigen Schutz der Alpen, ein grosser Schritt in Richtung Europa.

Der Gotthard-Basistunnel

Zwischen dem Nordportal Erstfeld im Kanton Uri und dem Südportal Bodio im Kanton Tessin verlaufen zwei einspurige Tunnel im Abstand von etwa 40 Metern parallel zueinander. Jeweils im Drittel befinden sich zwei Multifunktionsstellen. Die nördliche befindet sich etwa 800 Meter unter dem Ort Sedrun und die andere ungefähr drei Kilometer neben Faido im Fels. In diesen Bereichen sind schnelle Spurwechsel zwischen den beiden Tunnelröhren möglich. Im Notfall könnte ein Zug dort halten, und Passagiere können über grossvolumige Fluchtwege evakuiert werden. Die Beschallungsanlage wurde dort sehr eindrucksvoll mit der 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven in Betrieb genommen. Sollte es ein Zug im Ereignisfall nicht bis zur Nothaltestelle schaffen und ein Halt im Tunnel unumgänglich sein, dann erfolgt die Evakuierung über sogenannte Querschläge. Davon gibt es 178 Stück, die jeweils im Abstand von 313 Metern beide Röhren miteinander verbinden.

Im Vergleich mit dem bestehenden Gotthard-Scheiteltunnel ist die zurückzulegende Gesamtstrecke, um das Felsmassiv zu durchqueren, nun etwa 30 Kilometer kürzer und 600 Meter flacher. Deshalb ist

ein Personenzug eine knappe Stunde schneller zwischen Zürich und Bellinzona. Gerade aber für Güterzüge ist der neue Gotthard-Basistunnel erfolversprechend. Um den Scheiteltunnel zu durchqueren, ist jeder Güterzug auf 1400 Tonnen beschränkt, wofür zwei Lokomotiven erforderlich sind. Auf der Flachbahn des Gotthard-Basistunnels zieht nun eine einzelne Lok bis zu 4000 Tonnen.

Auf der Höhe der Multifunktionsstelle Sedrun befindet sich der Scheitelpunkt des Gotthard-Basistunnels. Die maximale Steigung beträgt 6,8 Promille. Auf den 26 Kilometern vom Nordportal bis Sedrun entspricht das einem Gefälle von 90 Metern. In Richtung Süden sind es auf 31 Kilometer 237 Meter Höhenunterschied. Projektiert wurde der Tunnel für eine Höchstgeschwindigkeit von 250 Kilometer je Stunde. Getestet wurde zehn Prozent schneller, und zwar erfolgreich, mit 275 Kilometer je Stunde. Der Betrieb erfolgt mit einer Maximalgeschwindigkeit von 230 Kilometer je Stunde.

Aus Kapazitätsgründen fahren Reisezüge planmässig aber nur 200 Kilometer je Stunde. In 17 Minuten ist man also durch den Tunnel durch (in der gleichen Zeit, die früher die Züge durch den Gotthard-Scheiteltunnel benötigten). Sind die Güterzüge mit 100 Kilometer je Stunde unterwegs, können alle halbe Stunde in beiden Richtungen je ein Personenzug und drei Güterzüge gleichzeitig durch den Tunnel fahren. Dabei folgen drei langsame Güterzüge in einer Gruppe einem schnellen Reisezug. Nach dem Tunnelende überholt der Personenzug dann die drei vorangefahrenen Güterzüge, welche auf einem Überholgleis warten.

Populär. Komplex. Schwierig

Unter einem erfolgreichen Projekt versteht sich ein termingerechter Abschluss innerhalb des Budgets, verbunden mit einer hohen Reputation aller Beteiligten. Als das Angebot kam, am Projekt Gotthard-Basistunnel mitzuwirken, hatte ich als Berliner zwar interkulturelle Zweifel, nahm die Herausforderung aber an. Zum Glück hatte ich gerade den erfolgreichen Abschluss eines gleichwertigen Grossprojekts im Rücken: die unterirdische Berliner Nord-Süd-Verbindung mit dem Hauptbahnhof. Die dort gemachten Erfahrungen halfen anfangs über viele sprachliche Barrieren und kulturelle Unterschiede hinweg.

Stellen Sie sich vor, Sie kommen Montagmorgen in Ihr Büro. Dort stehen 62 Stück vollgepackte Aktenordner, nebeneinander auf einem

Regal, 9,5 Meter breit, mit einem Post-it versehen. Sie schauen genauer hin und sehen Ihren Namen. Sie arbeiten ab sofort an einem Milliardenprojekt! (Abb. 4)

Wie gehen Sie vor? Zerlegen Sie Ihr Projekt. Aber so, dass jede einzelne Anlage am Schluss wieder im Gesamtsystem integriert ist. Also teilen Sie Ihr Projekt zuerst in Projektphasen. Beginnen Sie mit dem Angebot, dann die Ausführungsplanung, die Realisierung und zum Abschluss die Inbetriebsetzung. Definieren Sie Ecktermine und Meilensteine und deren Nachweise, um zum Ende einer jeden Phase klare Zahlungsbedingungen mit Ihrem Auftraggeber zu vereinbaren. Für die Projektstruktur stehen Ihnen drei Achsen zur Verfügung: örtlich, technisch und zeitlich.

In unserem Fall starten Sie mit der örtlichen Achse. Da ist ein Tunnel. Den teilen Sie in Ost und West auf. Anhand der beiden Multifunktionsstellen dritteln Sie jede Röhre und haben so sechs Sektionen zuzüglich der zwei Abschnitte für die Multifunktionsstellen. Vergessen Sie nicht die beiden Offenen Anschlussstrecken an die Stammlinien Nord und Süd. Nun können Sie alle zu erbringenden Leistungen diesen zehn topologischen Einbauabschnitten zuordnen.

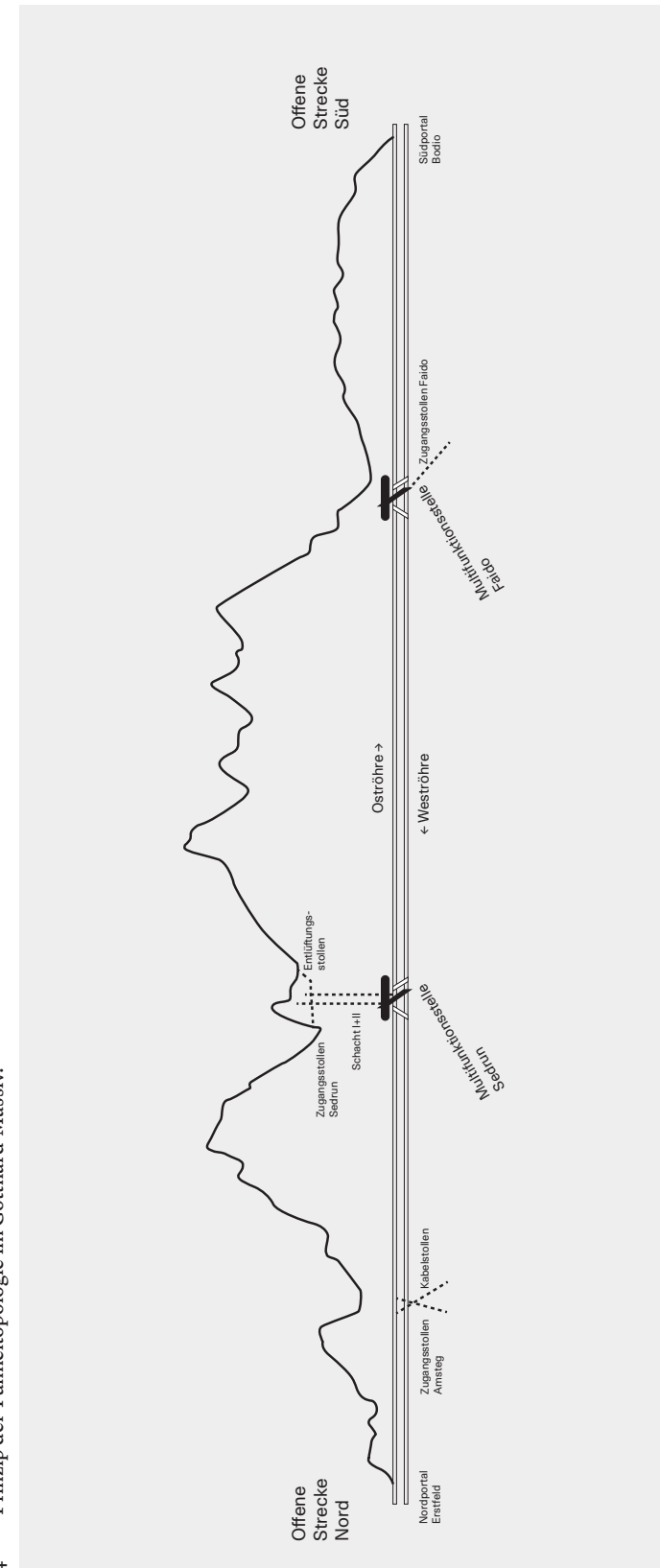
Wer macht was, wo und wann?

Starten Sie nun auf der technischen Achse mit dem Dritteln aller Leistungen. Das ergibt Übergeordnete Leistungen, Temporäre Leistungen und Bleibende Anlagen. Sie stellen fest, dass die übergeordneten und temporären Leistungen zusammen bereits 40 Prozent des Auftragsvolumens ausmachen.

Übergeordnete Leistungen sind für den gesamthaften Support aller Gewerke zuständig. Diese betreffen alles Administrative, wie Management, Dokumentation, Betriebswirtschaft, Prozesse, bis hin zu übergreifender Koordination, Konsolidierung und Integration zu einem bahntechnischen Gesamtsystem.

Zu den temporären Anlagen gehören Bauten, welche während der Einbauphase benötigt werden, wie Strassenverbindungen, Gleisanschlüsse, Bürogebäude, Kantinen, Baufunk, Klima und Lüftung. Eine Hochleistungs Lüftung und -kühlung macht das Arbeiten bei 2500 Meter Felsüberdeckung überhaupt erst möglich. Die beiden temporären Leitstellen auf den Installationsplätzen Rynächt und Biasca sind die Herzstücke der Logistik. Sie haben 24 Stunden am Tag einen reibungslosen

4 Prinzip der Tunneltopologie im Gotthard-Massiv.



«Sackgassenbetrieb» zu organisieren. Denn sechs Jahre lang müssen täglich Mensch und Maschine von diesen zwei Stützpunkten aus gleichzeitig, unfallfrei und punktgenau zu verschiedensten Einsatzorten im Tunnel gebracht werden.

Für die bahntechnische Ausrüstung mit bleibenden Anlagen braucht es vier grosse Gewerke:

Ein Gewerk zur Erstellung der Fahrbahn, auf deren Gleise die Züge fahren, eines für die Stromversorgung, welche alle Anlagen im Tunnel mit Strom 50 Hertz versorgt; eins für die Fahrleitung, welche die Züge mit Strom 16,7 Hertz versorgt; und schliesslich die Telekommunikation und Sicherungsanlagen, die einen sicheren Tunnel- und Zugbetrieb gewährleisten.

Der Einbau der insgesamt 115 Kilometer Tunnelfahrbahn gibt das Tempo für die nachfolgenden Gewerke vor. Umso wichtiger ist eine ausgefeilte Einbautechnologie. Der Betonzug ist eine Spezialkonstruktion, welche frischen Beton direkt im Tunnel produziert. Mit dem 500 Meter langen Mischwerk auf Rädern können mehr als 200 Meter Fahrbahn pro Tag fertiggestellt werden. Der Verlauf des neuen Gleises wird in Zehntel-millimeter-Toleranz eingebaut.

Die Energieversorgung für den Gotthard-Basistunnel entspricht dem Bedarfeiner Stadt mit 15 000 Einwohnern. Insgesamt müssen dafür 3200 Kilometer Kupferkabel in die einbetonierten Kabelschutzrohre der Bankette eingezogen werden. Für die Redundanz von 250 Transformatoren braucht es zudem zehn dieselbetriebene No-Break-Anlagen. Der Strom für Beleuchtung, Tunnelventilatoren, Stellwerke und Kommunikationssysteme muss fließen – immer!

Damit mehrere Züge die 57 Kilometer lange Fahrstromanlage gleichzeitig nutzen können, versorgen vier Verstärkungsleitungen den Fahrdraht mit der notwendigen Energie. Für den Betrieb mit bis zu 250 Stundenkilometern muss der Fahrdraht an 2900 Tragwerken exakt auf 5,2 Meter eingestellt sein.

Ein Netz mit etwa 70 000 Datenpunkten ist das zentrale Kommunikationselement im Tunnel. Damit Passagiere während der Fahrt auch das Internet nutzen können, überträgt ein durchgehendes Strahlkabel Funksignale. Alle Züge werden durch das funkbasierte Zug-Sicherungssystem ETCS-Level 2 dauernd überwacht und gesteuert. ETCS bedeutet European Train Control System. Damit werden Fahrweisungen direkt in den Führerstand übertragen.

Mit Fachwissen und viel Erfahrung erfolgt die weitere Aufteilung auf der technischen Achse. Alle nachzuweisenden Funktionen und Leistungen der bahntechnischen Ausrüstung sind in einem strengen Anforderungskatalog detailliert aufgelistet. Diese Anforderungen teilen Sie nun lückenlos in logischen Leistungspaketen den jeweiligen Gewerken zu.

Wenn Sie jetzt in einer Matrix diese 26 Leistungspakete mit den zehn Einbauabschnitten verknüpfen, erschaffen Sie 150 Objekte, welche den Ort der Leistungserbringung definieren. Die kleinsten Einheiten der Objekte heissen Arbeitspakete. Jetzt haben Sie einen Projektstrukturplan. Nun sind Sie auch auf der Zeitachse angekommen. In etwa 2500 Arbeitspaketen werden alle Leistungen, Verantwortlichkeiten, Preise, Anforderungen, Nachweise und deren Termine hinterlegt. Damit steuern Sie Ihr Projekt über die gesamte Laufzeit. Voilà.

Das übergeordnete Gerüst für alle Arbeiten ist das Gesamtterminprogramm. Dafür nutzen Sie ein Zeit-Wege-Diagramm, wo sämtliche Leistungen übersichtlich den zeitlichen und örtlichen Rahmenbedingungen zugeordnet sind. Dieses Terminprogramm stimmen Sie regelmässig und kontinuierlich mit allen übergeordneten Fachbereichen und den Terminplänen der Gewerke ab. Letztlich darf es nur einen Gesamtterminplan geben: Ihren eigenen! Denn nur mit Ihrem Master-Terminplan lassen sich allumfassende Analysen und Strategien für den Projekterfolg entwickeln. Auf Grundlage dieses Terminplans werden Sie Ihre Ressourcen planen. Da haben Sie plötzlich vier Millionen Arbeitsstunden. Diese müssen alle kalkuliert und dem Budget entsprechend eingehalten werden. Ein einfach strukturiertes Abweichungsmanagement ist da sehr hilfreich. Jede erkannte Projektabweichung wird durch eine Checkliste geschleust. Darin werden die Ursache, die Auswirkungen, die Verantwortlichkeit, die Strategie und der Zeitpunkt, bis wann diese Pendeuz geschlossen werden muss, abgefragt. Seien Sie transparent. Veröffentlichlichen Sie monatlich den Baufortschritt im Internet.

Nach diesen Vorkehrungen sind Sie nun endlich in Ihrem Projekt unterwegs. Es läuft nach ihren Vorstellungen. Sie sind im Plan, und Ihre Ausführungsplanung ist freigegeben. Auf deren Grundlage lassen Sie Produkte fertigen und sogleich in der Fabrik testen. Nach Vorlage der freigegebenen Prüfprotokolle erfolgt der Einbau, auch hier erfolgsversprechende Testergebnisse. Die komplette Telekom- und Bahnsicherungsanlage ist im Labor aufgebaut und wird bereits für alle erdenkbaren Situationen auf Sicherheit und Zuverlässigkeit getestet. Eine

Bestelländerung jagt die andere. Nichts Ungewöhnliches in solch einem Mammutprojekt. Sie bereiten sich gerade intensiv auf die schwierigste Projektphase vor: die gleichzeitige Ausrüstung von allen sechs Tunnelabschnitten, den zwei Multifunktionsstellen und den offenen Strecken. Doch plötzlich ändern sich die Rahmenbedingungen. Kritische Bauabschnitte könnten vom Rohbau ein halbes Jahr früher der Bahntechnik übergeben werden. Prompt kommt die entsprechende Anfrage.

«Können Sie das Projekt ein Jahr früher in Betrieb nehmen?»

Vielleicht fragen Sie sich, ob 25 Jahre zu viel sind für solch ein Bauwerk und ob ein Jahr Beschleunigung in diesem Kontext überhaupt auffällt. Aus Erfahrung kann ich Ihnen versichern, es wird bemerkt... und wie! Aber zuerst gilt es, die Ärmel hochzukrempeln. Ein Parallelprojekt muss im laufenden Baubetrieb streng geheim entwickelt werden. Sie brauchen einen Codenamen: Capricorn tönt nicht schlecht. Der Steinbock, das Wahrzeichen des Kantons Graubünden.

Mit Komprimieren allein ist es nicht getan, denn Anforderungen dürfen nicht geändert und das Risiko nicht erhöht werden. Keinerlei Einschränkungen sind bei der zugesagten Zuverlässigkeit, Verfügbarkeit, Instandhaltbarkeit und Sicherheit möglich. Also: Wie gehen Sie jetzt vor?

Sie benötigen ungefähr ein Jahr. Idee, Konzept, Grobentwurf, Detailentwurf, Diskussion, Diskussion und weitere Diskussionen... Und dies mit wirklich allen Beteiligten! Ebenenübergreifend erfolgt das von den untersten fachlichen bis zu den höchsten politischen Gremien. Alle unter einen Hut zu bekommen, bedarf grösster Koordination und Ausdauer. Der Erfolg stellt sich dabei jedoch nur ein, wenn sich alle auf durchgehende Transparenz jeglicher Massnahmen einigen. Wenn es dann endlich heisst: «Ja, das geht!», wird durch Anwendung eines erfolgreichen Risikomanagements die Projektbeschleunigung eingeleitet.

Für das Risikomanagement starten Sie mit SWOT-Analysen. Damit werden Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken nach innen und nach aussen ausgelotet und detailliert ausgewiesen. Chancen sind natürlich gewollt, müssen aber auch transparent ausgewiesen werden. Hohe Risiken mit grosser Eintrittswahrscheinlichkeit sind streng verboten. Bei jeder erkannten Gefahr müssen abgestimmte Massnahmen die Risiken vermindern. Neu geschaffene Randbedingungen müssen von allen Beteiligten bestätigt werden. Erst wenn alle Zusatzvereinbarungen

unter Dach und Fach sind, wird die Presse informiert. Vielleicht erinnern Sie sich noch an die marktschreierischen Headlines in Richtung Deutschlands Grossprojekte, welche nicht ganz so erfolgreich unterwegs waren.

Stellen Sie sich vor: Eines Tages sind Sie auf der Baustelle unterwegs. Sie treffen dort viele Beteiligte, zu viele, um alle Namen zu kennen. Da Sie vier Millionen Arbeitsstunden kalkuliert haben, heisst das auch, dass sehr viele Leute zur gleichen Zeit arbeiten. Da fällt Ihr Blick auf einen Monteur der Sicherungsanlage, der eine Bohrung in das Gleis der Fahrbahn setzt, für seinen Achszähler. Darfer das an dieser Stelle und zu diesem Zeitpunkt tun? Ja, er darf! Denn Sie haben sehr frühzeitig ein Nahtstellenmanagement in Ihr Projekt integriert. In einer Matrix haben Sie alle Leistungen gegenübergestellt. An den Schnittpunkten wurden relevante Nahtstellen zwischen den Gewerken sowie anderen Partnern identifiziert. Daraus entstanden spezifische Nahtstellendefinitionen. In diesen Dokumenten ist jeweils ein Nahtstellenverantwortlicher benannt, der für die Koordination dieser Nahtstelle verantwortlich und zugleich Ansprechpartner ist. Zudem sind alle beteiligten Nahtstellenpartner aufgeführt. Definition, Abgrenzung, Anforderungen und Massnahmen sind örtlich, technisch und zeitlich festgelegt. Ganz wichtig ist hierbei die Tatsache, dass alle Beteiligten auf diesem Dokument unterschrieben haben. Mit diesen Papieren vermindern Sie die Streitkultur über die gesamte Projektlaufzeit entscheidend!

Falls Sie einer von den Kandidaten sind, für die Qualität, Arbeitssicherheit, Gesundheits- und Umweltschutz sowieso automatisch läuft, dann sollten Sie sich vielleicht doch ganz schnell einen anderen Job suchen. Bedenken Sie: Sieben Tage die Woche, 24 Stunden am Tag sind Sie und Ihre Kollegen auf einer Baustelle unterwegs. Was für eine Verantwortung. Denn ein Jeder soll nach seiner Arbeit gesund nach Hause kommen. Wir von Transtec Gotthard sind sehr froh darüber, keinen schweren Arbeitsunfall und keinen Todesfall verursacht zu haben. Wir hatten darüber hinaus auch keine Umweltunfälle zu beklagen. Das ist nicht selbstverständlich, hatten wir doch eine Menge Bergwasser zu entsorgen. Wir mussten rund um die Uhr Sorge tragen, dass mit dem Einleiten in Flüsse keine Verseuchung einherging oder Fische zu Schaden kamen. Last but not least sind wir mehrfach zertifiziert, da unser hervorragendes Qualitätsmanagement in alle Richtungen erfolgreich nachgewiesen wurde. Unsere vielen Prozesse sind extrem verschlankt, eng aufeinander abgestimmt und allen Beteiligten bekannt.

Sonst würden Sie es kaum schaffen, alle erforderlichen Nachweise für den Start des Testbetriebs vollständig und tagesscharf einzureichen. Wenn dann der Strom im gesamten Tunnel erstmalig eingeschaltet wird, ist es endlich so weit. Jahre haben Sie auf die Inbetriebsetzung hingearbeitet. Also steigen Sie ein, in den Testzug. Sie haben es sich verdient. Seien Sie diesmal selbst mit dabei, wenn Geschichte geschrieben wird. Mit 275 Kilometer je Stunde durch den Gotthard-Basistunnel: auf dieser Tunnellänge ein Weltrekord! (Abb. 5)

Dokumentation und Ausblick

Vor 135 Jahren bestand die Systemdokumentation des Gotthard-Scheiteltunnels aus etwa 30 Mäppchen im A4-Format. Übereinander gestapelt ergab das ungefähr 1,5 Meter Höhe. So eine Systemdokumentation ist für den kommerziellen Betrieb erforderlich. Das ist in etwa so wie der Kauf einer Waschmaschine. Vor dem ersten Waschgang werden Sie die Bedienungsanleitung brauchen, denn Sie suchen das passende Programm, damit sich Ihr weisses Hemd nicht rosa verfärbt. So ähnlich muss man sich das auch beim Betrieb eines Eisenbahntunnels vorstellen. Nur eben viel umfangreicher. Sie ahnen es sicher. Wir mussten etwas mehr Dokumente erstellen. Die Ordner der Systemdokumentation des Gotthard-Basistunnels, inklusive 4000 Dokumente in Deutsch und Italienisch, würden übereinander gestapelt etwa 120 Meter Höhe ergeben. Natürlich werden sie auch elektronisch in Datenbanken hinterlegt.

Wie geht es in 135 Jahren wohl weiter? Gibt es ein neues Projekt? Ob dieser Papierstapel alle anderthalb Jahre weiterhin um anderthalb Meter anwachsen würde? Was sagt der Bedarf? Was gibt die Technik her? Sind wir dann in der Lage, doppelt so schnell durch den Tunnel zu fahren? Oder noch schneller? Eines kann ich bereits jetzt sagen: Mit 500 Kilometer je Stunde wäre man in sieben Minuten da durch! Vielleicht der nächste Weltrekord am Gotthard.

Dieser Text ist meiner Mutter Uta gewidmet.

1 Eduard Gruner: Die Schweizer Bahnen im Jahre 2000. Reise durch den Gotthard-Basistunnel. In: Prisma Nr. 4, 2. Jahrgang, August 1947, S. 99-104.
2 Oberaufsicht über den Bau der Neat im Jahre 2014. Bericht der Neat-Aufsichtsdelegation

der eidgenössischen Räte zuhanden der Finanzkommissionen, der Geschäftsprüfungskommissionen und der Kommissionen für Verkehr und Fernmeldewesen vom 29. April 2015.



5 Mit 275 Kilometer je Stunde durch die MFS Faïdo.

Die Polyfräse

Darf Rad rund nur?

«Palindrom» von André Thomkins
(1930 [Luzern] – 1985 [West-Berlin])

Espresso

sagt der italienische Chef de Service in Dubai im obersten Restaurant des höchsten Gebäudes der Welt Minuten vor der Eröffnung in die Kamera, jetzt brauche ich einen Espresso; als er aber an der eigenen Theke kurz warten muss, herrscht er den staunenden Angestellten, dem indischen Subkontinent entstammend – er muss unzählige Schulungen, Schreckungen durchlaufen haben, um hier oben zu stehen – entspannt an: Espresso, you know, what that means? Espresso wurde am Bahnhof Milano erfunden, Espresso hiess der Dampfzug, der nur kurz hielt, so wurde am Gleisende eine dampfbetriebene Maschine gebaut, die das Wasser mit Druck durch das Bohnenpulver jagt, als Resultat: ein kurzer Kaffee, eingekippt, um sofort wieder zuzusteigen, schon pfeift die Lokomotive, listen, sagt der Chef, und der Thekendiener starrt schreckgläubig zu ihm hoch: the machine needs to be under steam, sie muss immer auf Betriebstemperatur sein, Espresso: you understand, sonst hiesse es: delay.

Spuckmund Südwest

Eine Wallisfahrt vor wenigen Jahren, du hast nicht mitbekommen, dass die erste Transversale bereits eröffnet worden war, du setzt dich in den Speisewagen. Seeb läuen, vor Spiez bestellst du die Speisekarte, zu spät: nur trinken, sagt die Speisewagenfrau in neuer Basissprache, mit Wissensvorsprung, kein Besteck in Spiez und das Getränk hat sofort bezahlt zu sein, vous pourriez payer maintenant, monsieur? Du bezahlst fragenden Auges, die Antwort kommt sofort: ein lautloser Taktschlag, du bist im Berg, keine Vibrationen, Röhrenlichterfahrt, kaum hast du dein Getränk ausgetrunken, wirst du in den Halbsüden entlassen, gespuckt: Sonne etcetera. Du

87 siehst aus dem Augenwinkel seitlich das Betonwerk im ariden Kalkhang, aus dem die Gleise kommen – als würde sich die Anlage selbsttätig weiterbauen. Das Wallis ist unreal nah an Zürich gerückt, Teile des Oberlands entfallen. Visp City findest du bestausgebaut vor, funktional, in Erwartung der Massen. Neuhelle Helvetik. Willkommen im Arth-Goldau des Südwestens.

Das Helmevangelium

Durchschlags-TV Mitte Oktober 2010, du schriebst tagelang mit. Ein internationaler Countdown, Berichterstattungen in allen Zeitungen auf allen Sendern, das Radio blieb live auf Sendung. Berichte über Behausungen der Tunnelbauer. Gesittete Kolonien bei den Installationsplätzen und über den Zwischenangriffen. Am Durchschlagstag sitzt du vor Bildschirmen; es wird Basisgottesdienst gefeiert. Helmlinge versammeln sich im Inneren, bestbeleuchtet; gelber, oranger und weisser Helmglanz. Zu sehen ist der bepinselte Restfels, die sogenannte Tunnelbrust, drei Meter seien noch zu bewältigen. Die Nordhelme berichten auf Deutsch, die Südhelme auf Italienisch, es gibt Wechselschaltungen – wurden die Übertragungskabel aussen herum verlegt, wurden die Zwischenangriffe benutzt oder gab es bereits Kabeldurchstiche? Endlich: Ein Österreicher lässt im Süden die Maschine aufheulen und erläutert fräsend. Jetzt rumort es, sagt der behelmte Moderator im Norden. Andachtsbilder: Helmlinge stehen da in Scharen, man sieht sie nur von hinten, alle schauen sie an die Wand und nach oben, in Erwartung, die Grubenwehr zuvor, gelb behelmt, sie hält starke Schläuche im Anschlag. Wir schauen nochmals auf die Tunnelbrust, sagt der Moderator, wir schauen, ob sich etwas tut. Es tut sich nichts. Da, doch, etwas Farbe ist abgebröckelt. Zoom: Verputz.

Rumor, Rohgegenwart

Zeit muss überbrückt werden, rumor, rumoris, rumori, es wäre der Moment, an mögliche Sprachadern zu gemahnen, lateinische, rhätische, höchstalemannische. Während es weiterrumort, werden Beteiligte interviewt. Der Chefgeologe ist der höchste Schweizer des Inneren, er beschreibt Phasen des Vorstosses, Erfolge, Probleme und Verzögerungen, immer wieder trafen die Mineure auf zuckerartiges Gestein, Mulden, die aufgittert werden mussten. Piora. Pario. Ropia.

Rumoren. Was aber wird erwartet? Da fällt im Norden die Bemalung, es fällt der Putz. Durchschlag: links oben Risse, eine Lücke, ist es Licht? Nein, es arbeitet Stahl hinter Fels, drückt und bricht schon durch, wuchtet die Tunnelbrunnst um. Bruchstaub, Trümmer, Schutt und Jubel,

die Tunnelwehr beginnt zu spritzen. Monstrum, röhrenfüllend, radrund, langsam und im Gegenuhrzeigersinn drehend, mit vielen schnelldrehenden Kleinmeisseln, die jetzt zum Stillstand kommen. Gross ist der Jubel, klein der einzelne Helm. Das Fräsrاد dreht weiter, wird beschwichtigend bespritzt, angestrahlt. Santa Polifresa, sie lehrt uns Urzukunft, sie will nicht beschwichtigt werden, nicht mit Licht, nicht mit Öffentlichkeit, nicht mit Wichtelwasser.

Kopflok

Du, ausgerechnet du, der du brav protokolliert, immer mitgeschrieben hast: Du wurdest errechnet und ausgewählt und durftest heute früh in der Testlok mitfahren, mit einer Gruppe ausländischer Berichterstatter, die zuvor das CERN besucht hatte. Beschreibe, wie du die Lok besteigst, wie sie langsam aus dem Depot zieht. Beschreibe, wie sie vor dem Portal nochmals hält, du hörst den Zugfunk und es klingt nach Weltraum. Die Lok nimmt Fahrt auf, vibrationsfrei, Lichtpunktrhythmen, 250 Sachen, 3500 Schilder, über 10 000 Leuchten, die Inneninstallationen sind zu 97 Prozent abgeschlossen. Landschaften, die unterschossen werden, sind auf einem Bildschirm piktogramatisch eingebildet, so das Maderanertal: Berge und ein Rauschbach. In der Lok sitzend erfährst du, was du 1992 und 1998 in der Zweidrittelsmehrheit mitbestimmt hattest. Irrer Indikativ: Man war sich geradeauseinig. Die Kopflok bringt dich bis zur Porta Nocturna.

Standby

Eines Morgens öffnest du dein elektronisches Postfach. Wesen der Tiefe, liest du bei den Zerstreunachrichten, du siehst ein kleines Neunauge, Urtier, Basalwesen, du klickst aufs kleine Bild: schon hat sich das Rundmaul bildschirmgross festgesogen. Du schaust in einen rötlichen Schlund mit spitzen gelben Hornzähnen, schaust in die Mahlkreise. Dieses aalartige Wesen, heisst es, ist älter als alles, was wir sehen, es hat sich seit 500 Millionen Jahren kaum mehr verändert. Du tippst Texte, seit an diesem Tunnel gebaut wird, die Anfänge liegen bereits in vager Ferne, begonnen hast du mit dem Schreiben in der Eigenzeit, womöglich vor einigen Milliarden Jahren. Nächstes Jahr schon soll der Gotthard-Basistunnel eröffnet werden? Ja, die Arbeiten kamen schneller voran, es wird eine Früheröffnung geben. Selbst wohlinformierte Zeitgenossen sind nicht mehr auf dem Laufenden, haben Daten, Masse, Zeiten nicht mehr präsent, die Strecken sind lang, Lücken sind mit Klickwissen gefüllt.

Du wirst, die grosse Anlage namens Gotthard in wechselnden Fahrzeugen durchkurvend, immer wieder auf sogenannte Gotthardmänner tref-

89 fen, die in anderer, in verlorener Zeit leben, einst tätig, nun untätig, bereit zu erzählen, falls sie gefragt werden. Sie tun nun, was du tust: Sie schauen, sie vergleichen, sie sammeln. Leben im Standby-Modus: Gotthardmänner stehen da, sitzen herum, meist ausgerüstet mit Karten und optischem Gerät, mit Feldstechern, Fotoapparaten. Verlässliche Informanten, mehrheitlich unauffällig gekleidet, einige dienstlich-sportlich, andere sennisch frei, nur in Unterleibchen. Nichts entgeht ihnen. Leben mit Faktenwissen, in starken Indikativstrahlungen. Schau, sagt einer auf einer Terrasse und reicht dir den Feldstecher: Drei Tanten. Du siehst drei dreimotorige Propellerflugzeuge, wie sie über den beiden Mythen den Wolken entbrummen. Sind Sie Jäger?, fragst du, nein, sagt er: Ich spiegle einfach gerne. Gotthardmänner werden selten angesprochen. Du sprichst sie an, da selber im Suchmodus; du erlöst sie mit Interesse, das nicht mal vorgespielt ist. Hörst zu. Mancher erzählt ausholend, ohne Ufer, will dich festerzählen. Portale, Mündungen, Deltas. Passerellen, Brücken und Terrassen. Wo man hinfragt, spricht es. Wo man hinklickt, saugt es sich fest. Wo man aussteigt, liegt vorsortiertes Material. Du sammelst auf dem Weg von Nord nach Süd Dinge, die sich zeigen, und Dinge, die verschwinden. Erfährst Geschichten von Schwund und Glanz.

Leventina

Ein Mann aus der oberen Leventina, weltfreudig, lernt im Ausland eine Frau kennen und will sie seinen Eltern vorstellen. Sie wird ihre Eltern mitbringen. Es ist tiefster Winter, im Winter aber sieht der Heimatort des Mannes wochenlang keine Sonne, die Strassen sind menschenleer, man hört nur das Nassrauschen der nahen Autobahn. Er kann den Tag der Ankunft so lange hinauszögern, bis erstes Vormittagslicht sein Elternhaus wieder erreicht hat. Und fasst einen Plan: Sie sollen am Abend in Milano landen, wo er sie mit einer Limousine abholt, Fahrt über Autobahnen. Seine Eltern sind gute Gastgeber, Wein fliesst, und die Gästezimmer sind schön und ruhig. Am nächsten Morgen weckt er seine Gäste spät. Der erste (und letzte) Sonnenstrahl erreicht das Haus, als sie heraustreten, der Schnee giert nach Licht und flimmert bräutlich. Der Mann verteilt Sonnenbrillen und chauffiert seine Gäste den ganzen Tag entlang der Lichtwege, die er sich erdacht hat, er will sie lichtmüde werden lassen. Er besteigt mit ihnen Seilbahnen, sie sehen Pistenlicht am Mittag, sitzen auf gefluteten Terrassen, spazieren über gefrorene Stauseen. Ein pompöser Sonnenuntergang. Alle sind froh, den Abend im Halbdunkeln verbringen zu können, am Cheminée, es riecht nach Kastanienholz, das Feuer knattert und Funken springen. Der Mann plant, in der Leventina Spiegel zu errichten, Spiegel auf Felsen, die im Winter das Sonnenlicht ins Tal lenken sollen. Tatsächlich, mit der Eröffnung des Basistunnels werden sie da sein, es fliessen Gelder aus

dem Kompensationsfonds. Alle werden auf den Beinen sein, wenn erstes Spiegellicht eintrifft und alte Schatten aufgelöst werden. Mitwandernde, mitdenkende, sich umformende Spiegel: Im Sommer produzieren sie Wende-Energie.

90

Faido

Am Bahnhof, nachdem Kleinpostautos voller Schüler abgefahren sind, diese windreiche Faidostille vor Fassaden der früheren Schmuckhotellerie. Zur Dampfzugzeit balkonselig eröffnet: Hotel Helvetia, nun mit geschlossenen dunklen Läden. Daneben Hotel Milano: chiuso. Talabwärts Dampffantastisches in einer Reihe: Villen, Glaspavillons, Schmiedegitter vor Parkgärten. Talaufwärts wäre der Zugang zum Zwischenangriffsstollen, der Installationsplatz ist bereits rückgebaut. Du weisst: Bald werden hier optische Fasern hochgezogen, sie bringen Geschwindlicht aus der Tunnelbasis, bringen Farbe ins Glas, in die Fenster. Albergo Milano wird UNESCO-Hotel. Es wird Tagestouristen geben, die einen Weg mit der neusten, einen mit der ältesten Bahn machen. Die Rückreise entschleunigt, unter Dampf. Auch das Schlossbuffet Göschenen müsste wiedererweckt werden, hier könnte das verlorengegangene Besteck in grossen Bedienstentenchoreografien zum Einsatz kommen, Suppenlöffel, Dessertgäbelchen, das Spiezer Papstbesteck; es wäre der Ort für Zuspätbestellungen.

Espresso

sagt der Chef de Service einige hundert Meter über dem arabischen Golf zum schreckgläubigen Angestellten – über neublauen Seen, künstlichen Lagunen, Hochhaushäfen; wenn es regnet, wird Wüste ans Glas gewaschen, es entstehen ärgerliche Sandbäche, und der Turm schwankt im Immerwind – you know what Espresso means? Fenster müssen artistisch gereinigt werden, ein Hochalpinist bildet schlanke Fassadenkletterer aus und lässt sie ausserglas abseilen, er dirigiert sie per Funk: Putzartisten, sie erscheinen dann mit ihren Saugnäpfen vor den Wohneinheiten der Möglichmilliardäre. Dem etiketten- und mythengläubigen Chef de Service, der selber im Glasturm wohnt, lässt du pantomimisch mitteilen, via Fensterputzer, in Gekkosprech – leider nein, no: Es gab diesen Mailänder Espressozug nie, zwar waren Mitte des 19. Jahrhunderts Kaffeemaschinen in der Gestalt von Dampflokomotiven gebaut worden, sogenannte Cafetière locomotive, es waren jedoch Filtermaschinen. Espresso leitet sich wohl von *esprimere* her, ist wahrscheinlich eine Folge mehrerer Übersetzungsunschärfen aus dem Französischen und Deutschen zurück in Standard-Italienische, wo es wirksam fixiert wurde, sagen wir: in Mailand.

KONTRAPUNKTE

Der Gotthard im russischen kulturellen Gedächtnis

Die Alpenüberquerung Suvorovs (1799)
als Erinnerungsort

Frithjof Benjamin Schenk

Zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der russischen Hauptstadt Moskau zählt zweifelsohne die Metro mit ihren palastartigen unterirdischen Bahnhöfen. An der Station Komsomol'skaja, die an der Ringbahnlinie liegt und 1952 eröffnet wurde, fällt der Blick des Reisenden auf ein Wandmosaik. Im Vordergrund sehen wir einen Feldherrn mit ergrautem Haar zu Ross, den rechten Arm gebieterisch erhoben. Im unteren Bildteil marschieren Soldaten in Uniformen des späten 18. Jahrhunderts. Der Hintergrund des Bilds wird von einem verschneiten Bergmassiv dominiert. Darüber wölbt sich ein goldstrahlender Himmel. Die Darstellung stammt vom namhaften russischen Künstler Pavel D. Korin (1892–1967). Das Mosaik zeigt die legendäre Alpenüberquerung von Alexander Suworov im September 1799. Bei den Bergen im Hintergrund handelt es sich vermutlich um das Gotthardmassiv.

Auch an anderen Orten in Russland können wir im öffentlichen Raum Bildern begegnen, die an die Alpenpassage Suvorovs erinnern. In St. Petersburg befindet sich am Rand des Taurischen Gartens das staatliche Gedenkmuseum für Alexander Suworov. Der historisierende Bau, der mit seinen Türmen und zinnenbewehrten Mauern an eine Festung aus dem alten Russland erinnert, stammt aus dem frühen 20. Jahrhundert. Bei dem Gebäude, das am 13. November 1904 (nach dem in Russland gültigen Julianischen Kalender) anlässlich des 175. Geburtstags von Alexander Suworov eingeweiht wurde, handelt es sich um das erste einer einzelnen Person gewidmete Museum in Russland. Die Fassade der Eingangsfront schmücken zwei Wandmosaiken: Beide sind mit Suworovs berühmter Alpenüberquerung im Jahr 1799 verbunden. Das rechte zeigt

den Moment des Aufbruchs des Feldherrn nach Italien im Februar, das linke das Alpenmanöver des Generals im September des gleichen Jahres. Der Künstler N. E. Maslennikov schuf das Mosaik 1904 auf Grundlage eines Gemäldes von Aleksej N. Popov (1858–1917).

Die beiden betrachteten Mosaik, die Suvorovs Alpenüberquerung zeigen, stammen aus sehr unterschiedlichen Epochen der russischen Geschichte: Korins Werk aus der Zeit des Spätstalinismus, das Werk von Maslennikov aus dem späten Zarenreich. Beide thematisieren jedoch ein und dasselbe Ereignis: Suvorovs Zug über die Alpen im September 1799. Nimmt man noch die zahlreichen Beispiele für die Erinnerung an dieses Ereignis im heutigen Russland hinzu, so lässt sich mit Fug und Recht behaupten, dass es sich bei Suvorovs Alpenüberquerung um einen prominenten russischen Erinnerungsort, um einen zentralen, identitätsstiftenden Referenzpunkt im russischen kulturellen Gedächtnis handelt, der mehrere Revisionen des offiziellen Geschichtsbildes überlebt hat. Wie lässt sich dies erklären?

Rekonstruktion des Ereignisses

Die historischen Fakten von Suvorovs Zug über die Alpen im Jahr 1799 lassen sich rasch zusammenfassen. Wir befinden uns in der Zeit des Zweiten Koalitionskriegs, in dem sich das Napoleonische Frankreich einem Bündnis unter anderem von Österreich, England, Russland und dem Osmanischen Reich gegenüber sah. Die heutige Schweiz war zu grossen Teilen von Napoleonischen Truppen besetzt. Die Alte Eidgenossenschaft hatte nach dem «Franzoseneinfall» aufgehört zu existieren. An ihre Stelle war die Helvetische Republik getreten. Kurz vor dem Manöver, das den russischen General Alexander Suvorov im September 1799 von Süden über den Gotthardpass in die Schweiz führte, hatte er mit russischen und österreichischen Truppen die Napoleonischen Kräfte aus Norditalien verdrängt. Bereits zu diesem Zeitpunkt war Alexander Vasil'evič Suvorov (1730–1800) in seiner Heimat eine lebende Legende. Der General, dem der Ruf vorauselte, in seiner militärischen Karriere noch keine Schlacht verloren zu haben, war im Jahr 1799 fast 70 Jahre alt. Seinen Ruhm hatte er sich vor allem in der Regierungszeit Katharinas der Grossen (1729–1796) erworben. Legendär waren seine militärischen Erfolge in den Kriegen Russlands mit dem Osmanischen Reich (1768–1774 und 1787). Unbarmherzig hatte er sich auch bei der Unterwerfung Polens (1771 und 1794)

unter die russische Herrschaft und bei der Niederschlagung des Volksaufstandes unter Emeljan Pugačev (1773–1775) gezeigt.

Als sich Suvorov Ende September 1799 mit seiner Armee von etwa 21 000 Mann von Bellinzona auf den Weg nach Norden machte, verfolgte er ein klares strategisches Ziel. Sein Plan sah vor, den Truppen des russischen Generals Alexander Korsakov bei Zürich zu Hilfe zu eilen und gemeinsam mit diesem die Napoleonischen Truppen aus der Schweiz zu vertreiben. Der General erreichte am 24. September die Höhe des Gotthardpasses und kämpfte sich mit seinen Truppen gegen französischen Widerstand bis Altdorf durch. In die Militärgeschichte sind insbesondere die Gefechte zwischen russischen und französischen Einheiten an der Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht am 25. September 1799 eingegangen. In Altdorf angekommen, rief sich Suvorov bereits als «der wahre Heiland, Erlöser, Befreier und Seligmacher der Schweiz»¹ aus. Am Urnersee musste der General allerdings feststellen, dass es den in seinen Landkarten eingezeichneten Weg am Ufer des Sees nicht gab² und die Franzosen Schiffe und Flosse weggeschafft hatten. Die zweite Hiobsbotschaft, die Suvorov wenig später erreichte, war, dass General Korsakov am 25./26. September in der zweiten Schlacht von Zürich von den Franzosen geschlagen worden waren. Suvorovs Ziel war nun nicht mehr, sich mit Korsakovs Truppen in Zürich zu vereinen, sondern die eigene Armee möglichst rasch und unbeschadet vom militärischen Schauplatz Schweiz wegzuführen. Der gewählte Weg zurück auf österreichisches Territorium war lang und gefährlich. Er führte über den Kinzigpass ins Muotatal und dann über den Pragelpass ins Glarnerland. Von hier ging es weiter über den verschneiten Panixerpass ins Vorderrheintal. Am 12. Oktober verliessen Suvorovs Truppen Bünden und marschierten über Prag nach Russland zurück.

Der von Unwettern, Schnee und Gefechten begleitete Alpenzug dauerte zwölf Tage und forderte hohe Verluste. Über 4000 russische Soldaten hatten in den Gefechten und beim Marsch über die unwegsamen Berge den Tod gefunden. Tausende Lasttiere waren verunglückt, und keines der russischen Geschütze erreichte die österreichische Grenze. Das Unternehmen war schlecht geplant, die Soldaten waren weder bergerfahren noch für den Gewaltmarsch über verschneite Alpenpässe ausgerüstet. Lange Zeit erinnerten sich die Bewohner der Alpentäler an die verfrorenen und hungrigen russischen Soldaten, die alles Essbare beschlagnahmten, auf freiem Feld karnierten und Scheunen für ihre

Lagerfeuer abbrechen. Ungeachtet der grossen Verluste und der verfehlten strategischen Ziele sorgte Suvorovs Alpenmanöver in ganz Europa für Aufsehen. Für den Generalissimus bedeutete die Passage allerdings ein «schmachvolles Ende [einer] glänzenden Laufbahn».³ Er starb wenige Monate nach der Rückkehr nach Russland am 18. Mai 1800 zurückgezogen in St. Petersburg. Beim russischen Zaren Paul I. war er wegen seines eigenmächtigen Verhaltens in Ungnade gefallen.

Die Entstehung des Mythos

Suvorovs Alpenüberquerung hat spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Künstler in Russland in ihren Bann gezogen. In diesem Sujet verband sich das Interesse der Historienmalerei an Sternstunden der eigenen Militärgeschichte mit der aufkommenden Faszination für die Alpen als schöne, erhabene, furchterregende und unbezwingbare Landschaft. Besonders augenfällig wird diese doppelte Faszination für die Ereignisse der eigenen Geschichte und die Welt der Schweizer Alpen an den Gemälden des deutsch-russischen Historien- und Schlachtenmalers Alexander E. von Kotzebue (1815–1889). Der in Königsberg geborene Künstler erhielt Mitte der 1850er-Jahre den Auftrag, eine Serie von Bildern zu Suvorovs Italienfeldzug und seinem Alpenmanöver anzufertigen. Kotzebue machte sich selbst auf die Reise, besuchte die historischen Schauplätze in Italien und der Schweiz und produzierte sechs Gemälde gewaltigen Ausmasses.⁴ Eines der ersten Bilder dieser Serie aus den Jahren 1857/58 zeigt die Schlacht an der Teufelsbrücke vom 25. September 1799. Hier lässt sich besonders gut die doppelte Faszination des Künstlers für das militärische Sujet und für die Darstellung der unbezwingbaren und erhabenen Natur der Alpen beobachten. Ein anderes Gemälde zeigt Suvorovs Passage über den Gotthardpass (Abb. 6) und den Feldherrn als ruhende Lichtgestalt zu Pferd (Abb. 7).

Das bekannteste Bildnis, das ein russischer Künstler von Suvorovs Alpenüberquerung geschaffen hat, stammt zweifelsohne von Vasilij Ivanovič Surikov (1848–1916), einem Vertreter der sogenannten Wandermaler (*peredvižniki*). Sein Gemälde «Suvorovs Überquerung der Alpen» entstand 1899, als man in Russland allerorten an den 100 Jahre zurückliegenden Gewaltmarsch Suvorovs über die Alpen dachte. Bis heute prägt dieses in Schulbüchern vielfach reproduzierte Bild die Vorstellung zahlreicher Menschen in Russland von Suvorovs Alpenmanöver. Um sich ein



6 Alexander E. von Kotzebue: «Übergang über die Teufelsbrücke» (1857/58).



7 Alexander E. von Kotzebue: «Suvorovs Überquerung der Alpen» (1857/58).

Bild vom Schweizer Bergpanorama zu machen, reiste der Künstler 1897 nach Interlaken und fertigte dort Landschaftsskizzen an. Das Bild ist im Hochformat gemalt und geprägt vom Moment der Bewegung der russischen Soldaten beim Abstieg (vom Panixer-Pass) (Abb. 8).

Die Entstehung von Surikovs Gemälde ist auch im Kontext des aufblühenden Suvorov-Kultes im späten Zarenreich zu sehen. Während Zar Nikolaus II. 1898 zur öffentlichen Spendensammlung für die Errichtung des eingangs erwähnten Suvorov-Museums in St. Petersburg aufrief, trugen Anhänger des in Russland verehrten Feldherrn dafür Rechnung, dass sich das Andenken an den Generalissimus auch in der Schweiz materialisierte.⁵ So suchte der pensionierte russische Astronom Vasilij Engelhardt (Engel'gart) (1828–1915) Ende des 19. Jahrhunderts alle mit Suvorov verbundenen Orte in der Schweiz auf und finanzierte aus eigenen Mitteln zahlreiche Gedenktafeln, die die Schweizer (und russische Touristen) an den russischen Feldzug im Jahr 1799 erinnern sollten (und die sich mehrheitlich bis heute erhalten haben).

Auch der wohlhabende Fürst Sergej Golycin setzte sich für die Monumentalisierung der Erinnerung an den Feldherrn in der Schweiz ein. Mit Unterstützung des Petersburger Aussenministeriums liess er in den 1890er-Jahren in der Schöllenschlucht ein zwölf Meter hohes Kreuz in den Fels schlagen.

Das Vorhaben, ein Denkmal für einen ausländischen Feldherrn zu errichten, war in der Schweiz nicht unumstritten. Die einen sahen das Ansinnen der russischen Initiatoren im Widerspruch mit der Schweizer Neutralitätspolitik. Die anderen befürchteten, hier werde in einem Denkmal die «Schmach der Eidgenossenschaft» nach dem «Franzosen-einfall» verewigt.⁶ Dessen ungeachtet stimmte der Corporationsrath Ursern am 13. Oktober 1893 dem Denkmalsprojekt mit der Begründung zu, aus dem damaligen Krieg gegen die Franzosen sei schliesslich die Neutralität der Schweiz entstanden. Zudem gab man sich beruhigt, dass das Denkmal nicht in erster Linie an den grossen Feldherrn, sondern an jene Soldaten erinnern solle, die bei den Kämpfen gegen die Napoleonischen Truppen gefallen waren. Gestorben seien diese Männer in Kämpfen, die letztlich zur Unabhängigkeit der Schweiz geführt haben. Erleichtert wurde den Bürgern von Ursern die Entscheidung auch dadurch, dass die Kosten für Bau und Unterhalt des Denkmals vollumfänglich von russischer Seite getragen wurden. Bis heute ist das Grundstück, auf dem das Denkmal steht, im Besitz der russischen Botschaft in Bern.



Das Denkmal in der Schöllenen war bereits im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ein Magnet für russische Touristen. In einem Handbuch für russische Reisende aus dem Jahr 1914 konnte man nachlesen, dass sich am Gotthard im Jahr 1799 ein bedeutsames Ereignis der russischen Kriegsgeschichte zugetragen hatte. Dem Besucher wurde empfohlen, auch das beeindruckende Denkmal in der Schöllenschlucht zu besuchen, das an die militärischen Leistungen General Suvorovs erinnert.⁷ Bis heute erfreut sich das Monument bei russischen Gästen grosser Beliebtheit. Am 22. September 2009 erhielt das Denkmal höchst prominenten Besuch: An diesem Tag erwies der russische Präsident Dmitrij Medved'ev anlässlich seines Staatsbesuchs Suvorov an diesem Ort die Ehre.⁸ Begleitet vom Schweizer Bundespräsidenten lauschte der Präsident an diesem Ort einem Konzert der Suvorov-Kadetten und äusserte sich in seiner Rede dankbar, dass die Schweiz das Andenken an Suvorov in vielfältiger Form in Ehren hält.

Die Erinnerung an Suvorovs Alpenüberquerung nach 1917

Nach der Oktoberrevolution und der Machtergreifung der Bolschewiki im Jahr 1917 schien zunächst ungewiss, ob Alexander Suvorov auch im Geschichtsbild der neuen Machthaber seinen Platz finden werde. Der General war schliesslich ein Feldherr aus der Zeit des Feudalismus, er hatte im Auftrag der Zaren fremde Völker unterjocht und war selbst Gutsherr über mehrere tausend «Seelen». Vor diesem Hintergrund kann es nicht erstaunen, dass es nach 1917 erst einmal ruhig um den grossen Feldherrn wurde. So blieb das ihm gewidmete Museum in Petrograd (vormals St. Petersburg) ab 1918 geschlossen (erst 1951 wurde es wiedereröffnet, allerdings als allgemein gehaltenes Kriegsmuseum).⁹ Auch das Suvorov-Denkmal in der Schöllenschlucht begann zu verwahrlosen, was auch darin begründet lag, dass die Schweiz nach dem Landesstreik von 1918 die diplomatischen Beziehungen zu Sowjetrussland abgebrochen hatte und sich in Bern somit niemand mehr für den Unterhalt des Denkmals verantwortlich fühlte.

Ungeachtet dessen fiel jedoch Alexander Suvorov auch in Sowjetrussland nicht völlig in Vergessenheit. Allerdings hatte sich der Fokus der offiziellen Erinnerung an Suvorov von der Person auf seine Lehre der Kriegskunst verlagert. Die Ausführungen in seinem Werk «Wie man siegt» wurden auch in der Roten Armee für die Ausbildung des militäri-

schen Nachwuchses verwandt. Besonders hervorgehoben wurde dabei stets die Nähe Suvorovs zum einfachen russischen Soldaten. – Eine Renaissance erlebte die mythisierende Erinnerung an Alexander Suworov Mitte der 1930er-Jahre, als die sowjetische Öffentlichkeit von Stalin auf die neue Doktrin des Sowjetpatriotismus eingeschworen wurde. Ablesen lässt sich dies beispielsweise am sowjetischen Historienfilm «Suworov» aus dem Jahr 1940 (Regie: Vsevolod Pudovkin). Der Film ist hier nicht nur deshalb von Interesse, weil er mit Suworov einen Feldherrn aus der Zarenzeit als Identifikationsfigur für das sowjetische Kinopublikum in Szene setzte. Bemerkenswert ist auch, dass der preisgekrönte Film mit Suworovs Alpenüberquerung endet und in der Schlacht an der Teufelsbrücke seinen heroischen Abschluss findet.

Seinen zeitweiligen Höhepunkt erlebte die heroisierende Suworov-Erinnerung in der Sowjetunion schliesslich während des «Grossen Vaterländischen Kriegs» (1941–1945). In seiner Rede anlässlich der Parade auf dem Roten Platz rief Stalin den Soldaten der Roten Armee am 7. November 1941 zu: «Möge euch in diesem Krieg das heldenmütige Vorbild eurer großen Vorfahren beseelen – Alexander Nevskijs, Dmitri Donskojs, Kuma Minins, Dmitri Požarskijs, Alexander Suworovs, Michail Kutusovs! Möge euch das siegreiche Banner des grossen Lenin Kraft verleihen!» In Folge dieser Rede zierte Suworov – an der Seite der anderen genannten Feldherren der vorrevolutionären Geschichte – sowjetische Kriegsplakate (Abb. 9). Im Jahr 1942 erfolgte die Stiftung eines sowjetischen Verdienstordens, der nach Alexander Suworov benannt wurde.¹⁰ Teil der sowjetpatriotischen Suworov-Erinnerung war dabei stets auch das anerkennende Gedenken an die legendäre Alpenüberquerung Suworovs, die in der UdSSR als eine «der ruhmreichsten und heldenhaftesten Episoden der russischen Militärgeschichte» galt.¹¹ Das eingangs erwähnte Mosaik von Pavel Korin legt davon beredtes Zeugnis ab.

Auch im heutigen Russland wird Suworov als einer der grössten Feldherren der Geschichte Russlands, wenn nicht gar der Weltgeschichte gefeiert. So wurde beispielsweise 1998 nach zehnjährigen Renovierungsarbeiten in St. Petersburg das Alexander-Suworov-Gedankmuseum wiedereröffnet. Im Zusammenhang mit der heroisierenden Suworov-Erinnerung hat auch die Erinnerung an das Schweiz-Abenteuer des Feldherrn im Jahr 1799 seinen festen Platz im patriotischen russischen Geschichtsbild. So wurde in den 1990er-Jahren das russische Suworov-Denkmal in der Schöllenschlucht mit (privaten) russischen Mitteln renoviert. Hier



9 Sowjetisches Kriegsplakat aus dem Zweiten Weltkrieg.

fanden 1998 und 1999 auch patriotische Gedenkfeiern anlässlich des 100. Jahrestags der Denkmalseinweihung und des 200. Jahrestags der Ereignisse von 1799 statt.¹²

In den patriotischen Chor der russischen Suvorov-Erinnerung mischen sich seit je jedoch auch kritische Zwischentöne. So vertraute der russische Student German Sandomirski, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Genf Jura studierte und das Suvorov-Denkmal in der Schöllenen-schlucht besuchte, seinen Erinnerungen an, dass das Monument die «ans Fantastische grenzende Grausamkeit des russischen Feldherrn Suvorov in Stein festhält, der hier viele Tausende von Soldaten ins Grab schickte, die er zuvor mit ihrem gesamten Geschütz eine senkrechte Felswand hinaufzuklettern gezwungen hatte. Tausende von Soldatenleichen sollen die Schlucht zwischen diesen Felsen angefüllt haben, die am Leben Gebliebenen seien über die Toten hinweggestapft. Irgendjemand liess hier den Opfern ein Denkmal errichten, ein Symbol für das widerwärtige autokratische Regime.»¹³

Schliesslich gibt es seit 1999 am Gotthard auch noch ein zweites Denkmal, das an Suvorovs Alpenüberquerung erinnert. Es handelt sich um das Werk des russischen Bildhauers Dimitrij Tugarinov, das am 19. Juni 1999 am höchsten Punkt des Gotthardpasses eingeweiht wurde (Abb. 10) (Abb. 11). Es zeigt einen abgemagerten, gealterten, einsamen Feldherrn auf dem Rücken eines etwas störrischen Pferdes, das von Suvorovs Bergführer Antonio Gamma am Zügel geführt wird. Die Darstellung des Feldherrn hat nichts Heldenhaftes. Das Denkmal steht nicht auf einem Sockel, sondern unmittelbar auf dem nackten Fels. Suvorov wirkt eher wie ein Ritter der traurigen Gestalt, ein Antiheld oder – nach alter russischer Tradition – wie ein Gottesnarr. Kaum überraschend, dass sich das Denkmal bei patriotisch gestimmten russischen Besuchern keiner grossen Beliebtheit erfreut.

Rahmenerzählungen des Mythos

Suvorovs Feldzug über die Alpen war aus militärischer Hinsicht ein Misserfolg. Während des zwölf-tägigen Marsches durch die Schweizer Alpen verlor er zwischen 4000 und 5000 Mann. Wie lässt sich, angesichts dieser desaströsen Bilanz erklären, dass Suvorovs Alpenüberquerung trotzdem als Mythos ins russische kulturelle Gedächtnis eingegangen ist? Dieser Frage soll abschliessend mit Blick auf drei Rahmenerzählungen



10, 11. Dimitrij Tugarinov: «Suvorov-Denkmal» (eingeweiht 1999).

nachgegangen werden, in die die Geschichte der Alpenüberquerung in russischen Erinnerungsnarrativen eingebettet ist.

Als erstes ist hier die Rahmung von Suvorovs Alpenpassage durch die allgemeine, mythisierende Erinnerung an Alexander Suvorov und seine militärische Karriere zu nennen. Während er von seinen militärischen Gegnern häufig als blutrünstiges Monster dargestellt wurde, genoss (und genießt) Suvorov in Russland und der Sowjetunion den Ruf als herausragende Persönlichkeit. In der Sowjetunion galt Suvorov 100 Jahre später nicht nur als ein grosser, sondern als ein «herausragender (veličajšij) Feldherr». Teil des russischen beziehungsweise sowjetischen Suvorov-Kults war dabei stets, dass der Feldherr als ein bescheidener Militärführer galt, der keine Privilegien für sich beanspruchte und sich während seiner Kriegszüge auf eine Stufe mit den einfachen Soldaten stellte. Suvorov trug mit seiner Selbstinszenierung selbst zur Entstehung des Bildes von sich als eines «natürlichen Menschen» bei. Eine seiner Lebensdevisen lautete: «Tugend und Heroismus stehen höher als vornehme Herkunft.»¹⁴ Auch die russischen und sowjetischen Darstellungen von Suvorovs Alpenüberquerung sind voll von Erzählungen über den genügsamen Feldherrn, der das einfache Quartier nicht scheut, und von Berichten über loyale Soldaten, die bereit sind, ihre Lanzen zu opfern, um für den Feldherrn ein wärmendes Feuer zu entzünden.

Daneben wird die Erzählung von Suvorovs Alpenüberquerung in russischen und sowjetischen Quellen häufig in einen grösseren, weltgeschichtlichen Zusammenhang gestellt. In einer russischen Darstellung aus dem Jahr 1995 heisst es beispielsweise: «In der Geschichte hatte vor [Suvorov] nur einer dies vollbracht: Der erste, der seine Armee durch dieses unwegsame Gelände führte, war Hannibal, der zweite Suvorov.»¹⁵ Zudem findet sich in neueren russischen Darstellungen über Suvorovs Militärmanöver häufig der Hinweis, Suvorovs Heldentat verdeutliche einmal mehr die Rolle Russlands als «Retter Europas». So lesen wir beispielsweise in einer russischen Publikation zum 200. Jahrestag von Suvorovs Alpenüberquerung (1999):

«Heldenmut und Tapferkeit der Völker Russlands, Macht und Ruhm der russischen Waffen waren schon immer nicht wegzuwendende Teile der Grösse des Russischen Reiches. [...] Wir sind auch nicht weniger stolz auf unsterbliche Grosstaten unserer Landesverteidiger: Sie haben Europa vor Tschinggis-Khan-Horden gerettet, Napoleon gestoppt und die Welt von der braunen Pest des

Nazismus bewahrt. Einer der bedeutendsten Meilensteine der russischen Geschichte ist und bleibt der berühmte Alpenübergang der russischen Truppen, geplant und durchgeführt vom Feldherrn Alexander Suvorov, dem grossen Sohn des russischen Volkes, Europas Befreier.»¹⁶

Neben diesen auf die Person Suvorov und die Rolle Russlands in der Weltgeschichte abhebenden Narrativen bleibt zuletzt die überzeitliche Erzählung vom Kampf des Menschen mit der Natur. Bereits die ersten Berichte der spektakulären Alpenüberquerung sind geprägt von diesem eindringlichen Motiv. Suvorov selbst betonte in seinem Bericht an Zar Paul I. die Grenzerfahrung, die er und seine Männer in den Septembertagen des Jahres 1799 in den Schweizer Alpen machten:

«Bei jedem Schritt in diesem Reich des Schreckens gähnten die Abgründe, die offenen Särge, bereit, alles zu verschlingen. Stockfinstere Nächte, ununterbrochene grollende Donner, strömender Regen und dichte Nebelschwaden über tosenden Wasserfällen, die mit Gesteinsbrocken von den Gipfeln herniederstürzten, vergrösserten noch das Entsetzliche. Dort taucht vor unseren Blicken der Sankt Gotthard auf, der all die anderen Berge überragt, um deren Kämme gewitterträchtiges Gewölk und Wolken schwimmen; [...] Alle Gefahren, alle Schwierigkeiten werden überwunden; [...] Das Heer Eurer Kaiserlichen Majestät durchquert die düstere Felsenschlucht Urner Loch und erobert eine Brücke, die, ein wunderliches Schauspiel der Natur, zwischen zwei Bergen errichtet wurde und den Namen Teufelsbrücke erhalten hat. Sie wurde vom Feind zerstört, aber das hielt die Sieger nicht auf. [...] Kein Gemälde reicht aus, dieses Bild der Natur in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit wiederzugeben.»¹⁷

Bereits in Suvorovs eigenen Schilderungen wird das Motiv des Kampfes des Menschen gegen die Natur (gewalten) überdeutlich. Es ist diese elementare menschliche Grundkonstellation, die erklärt, warum die zwölf Tage, die Suvorov mit seinen Truppen durch die Schweizer Alpen irrte, auch Generationen später in ihren Bann zu ziehen vermögen, und dies unabhängig von Nationalität und politischer Überzeugung.

1 Ester Mottini: Schweizerisch-russische Beziehungen vor 1815, in: Werner G. Zimmermann (Hg.): Schweiz-Russland. Rossija-Švejcarija. Zürich 1989, S. 134–153, hier S. 142.

2 Arthur Dürst: Der Atlas Suworow, in: Cartographica Helvetica: Fachzeitschrift für Kartengeschichte 21–22/21 (2000), S. 3–16, hier S. 3.

- 3 Andres Wysling: Wie Suworows Armee durch die Schweizer Alpen irrte. Der General in der Sänfte, in: Neue Zürcher Zeitung vom 22. 9. 2009.
- 4 Vgl. dazu G. A. Bogoslavskij: Aleksandr Vasil'evič Suvorov v otečestvennom izobrazitel'nom iskusstve. Moskva 1952, S. 12f.
- 5 Heiko Haumann: «Held» und «Volk» in Osteuropa. Eine Annäherung, in: Osteuropa 57/12 (2007), S. 5–16.
- 6 Heiko Haumann: Suworow und Kościuszko: Zwei osteuropäische «Helden» in der Schweiz, in: Wider das «finstere Mittelalter» (FS für Werner Meyer). Basel 2002, S. 207–213, hier S. 212.
- 7 Švejcarija. Podrobnoe opisanie strany (Reihe: Russkij Bedeker. Russkie putevoditeli po Zapadnoj Evropi). Odessa, Sankt Peterburg 1914 (4. Auflage), S. 117.
- 8 Medwedew auf Suworows Spur, in: NZZ online vom 22. 9. 2009. [http://www.nzz.ch/nachrichten/politik/schweiz/medwedew_besucht_die_schoellenschlucht_1.3632060.html] (03. 12. 2015).
- 9 http://suvorovmuseum.ru/istorija_muzeia (03. 12. 2015).
- 10 I. P. Golovenko, V. A. Bogdanovič: Orden Suvorova, in: Aleksandr Vasil'evič Suvorov. K 250-letiju so dnja roždenija. Moskva 1980, S. 196–208.

- 11 G. Gor, V. Petrov: Vasilij Ivanovič Surikov. 1848–1916. Moskva 1955, S. 188.
- 12 E. G. Nikitenko und Herbert Herger (Hg.): Suworows Weg in die Schweiz. 200 Jahre danach / Čerez 200 let. Po švejcarskomu puti A. V. Suvorova. Moskva 1999.
- 13 Zit. nach: Michail Schischkin: Welches Erinnern an Suworow? Ein Kapitel schweizerisch-russischer Denkmalkunde, in: Neue Zürcher Zeitung vom 30. 5. 2003.
- 14 Jurij M. Lotman: Russlands Adel. Eine Kulturgeschichte. Köln 1997, S. 295.
- 15 N. P. Komolova: Predislovie, in: Georgij Petrovič Dragunov: Čertov most. Po sledam Suvorova v Švejcarii. Moskva 1995, S. 3.
- 16 Nikitenko, Herger (Hg.) Suworows Weg in die Schweiz, S. 5.
- 17 Zit. nach: Lotman, Russlands Adel, S. 30f.

Hannibals Manöver in den Wolgasteppen

Brodsky tunnelt Suvorov

Jens Herlth

Als der ehemalige Generalstabschef der Roten Armee Georgij Žukov am 21. Juni 1974 in Moskau mit grossem Pomp (und gegen den Willen seiner Familie)¹ an der Kremlmauer begraben wurde, hielt sich der Dichter Joseph Brodsky gerade in Rotterdam an einem internationalen Lyrik-Festival auf.² Der spätere Literaturnobelpreisträger war zwei Jahre zuvor zur Emigration gezwungen worden, weil er sich nicht auf die Regeln des sowjetischen Literatursystems hatte einlassen wollen. Bereits 1964, im Alter von 23 Jahren, war er wegen «Schmarotzertums» zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, dann aber bereits nach 18 Monaten wieder freigelassen worden. Als man ihn 1972 vor die Wahl stellte, das Land zu verlassen oder sich auf weitere Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt einzulassen, entschied er sich für die Ausreise.

Angesichts der um die Welt gehenden Bilder von der Beerdigung des in Ungnade gefallenen Marschalls holt Brodsky in seinem Gedicht «Auf den Tod Žukovs» zu einer breiten lyrischen Reflexion aus: Es geht um Žukovs Verdienste und Verbrechen, um das historische Schicksal Russlands und der Sowjetunion im 20. Jahrhundert und darüber hinaus – sowie um die Rolle der Dichtung in dem Ganzen. Das historische Bewusstsein der russischen «Intelligenzija», jener besonderen Schicht kritisch gestimmter Intellektueller, die zumeist im nichtöffentlichen Raum Fragen der Moral und der Politik diskutierten, formierte und artikulierten sich im 20. Jahrhundert auch und vor allem in Gedichten. Und Brodskys sarkastische «Ode» auf den grossen Heerführer ist einer der Texte, die in diesem Kontext am erregtesten und kontroversesten diskutiert wurden.

«Auf den Tod Žukovs» erschien noch im selben Jahr in der ersten Nummer der gerade in Paris gegründeten Zeitschrift *Kontinent*.³ Diese verstand sich als überparteiliches Forum der europäischen Intelligenz mit betont antikommunistischer Ausrichtung. Gleich auf die bei einer solchen Neueinführung obligatorischen Vor- und Grussworte der Promi-

nenz (hier: Aleksandr Solženicyn, Eugène Ionesco und Andrej Sacharov) folgte Brodskys Gedicht als erster eigentlicher Beitrag. Damit steht es am Anfang der Geschichte der wichtigsten Zeitschrift der russischen Emigration in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren. Die Klage über die Soldaten, die «mutig in fremde Hauptstädte einmarschierten», um danach «voller Angst in die eigene» zurückzukehren, ist zu einer Art geflügeltem Wort geworden, wenn es darum geht, den skandalösen Umgang mit den Kriegsheimkehrern in der Sowjetunion anzuprangern: Viele von ihnen landeten wegen angeblicher Spionage im Gulag.

Von der Steppe in die Alpen

Nachdem die erste Strophe aus der Vogelperspektive des Odendichters (oder des Fernsehzuschauers) einen Blick auf die Moskauer Begräbnisfeierlichkeiten imaginiert, hebt die zweite an zu einer Rühmung der militärischen Verdienste des Verstorbenen:

«Ein Krieger, vor dem viele Mauern stürzten,
wenn auch sein Schwert stumpfer war als die des Feinds,
der mit dem Glanz seines Manövers in den Wolgasteppen
an Hannibal erinnerte.

Der seine Tage, in Ungnade gefallen, in der tiefen Provinz beschloss,
Wie Velisarius oder Pompeius.»⁴

Žukov war tatsächlich noch unter Stalin «in Ungnade gefallen». Unter Chruščev (Chruschtschow) war er wieder Verteidigungsminister geworden, doch 1957 wurde er aus dieser Funktion entlassen und 1958 – mit 61 Jahren – in den Ruhestand versetzt. Die ausserordentliche Popularität des Kriegshelden schützte ihn vor weiterer Verfolgung; sie war es wohl aber auch, die die jeweiligen Kremlherrscher misstrauisch gemacht hatte.

Der Emigrant Joseph Brodsky war sich der Bedeutung und der Tragweite des Ereignisses von Žukovs Tod bewusst: Es musste in der sowjetischen Bevölkerung die Erinnerung an die Verluste des Kriegs wachrufen. Es warf auch die Problematik und Widersprüchlichkeit des offiziellen Gedenkdiskurses auf, der einseitig auf Heldentum setzte und das Leid der Opfer, das kollektive Trauma ausblendete. Diesen Aspekt konnte Brodsky, der das Geschehen zwar als Betroffener, aber eben aus der Ferne beobachtete, in seinem Gedicht offen zur Sprache bringen. Die Szene, die das Gedicht schildert – «ein Sarg auf einer Lafette, die Kruppe eines Pferdes» – konnte es so übrigens gar nicht geben: Žukov war ein-

geäschert worden;⁵ die Urne wurde mit einem Auto auf den Roten Platz gefahren. Doch dies ist zweitrangig: Die ersten Zeilen des Gedichts sind voller Ehrerbietung für den Verstorbenen. Eigens hebt Brodsky Žukovs Beitrag bei der Einkesselung der sechsten Armee der deutschen Wehrmacht bei Stalingrad – in den Steppen der Wolga – hervor.⁶ In einem Punkt aber operiert Brodsky auf eine Weise, die an Praktiken der sowjetischen Presse erinnert: Er lässt einen Namen ungenannt, der in diesem Zusammenhang fallen müsste. Der *missing link* zwischen dem antiken Heerführer Hannibal und seinem modernen Pendant Marschall Žukov ist niemand anders als der berühmte russische General und Stratege Aleksandr Suworov (1730–1800). In der russischen Geschichtsdarstellung ist der Name Suvorovs überall dort präsent, wo es um glanzvolle militärische Taten zum Ruhm des Vaterlandes geht. Der Adelige Suvorov war schon in der Stalinzeit eine ständige Referenz, wenn es galt, beispielhafte sowjetische Wehrhaftigkeit und russisches kriegerisches Genie zu illustrieren. Žukov wurde denn auch nach dem Zweiten Weltkrieg gerne als «sowjetischer Suworov» bezeichnet. Wenn Brodsky sich durch den «Glanz» von Žukovs Manöver «in den Wolgasteppen» an Hannibals legendäre Alpenüberquerung im Jahr 218 vor Christus erinnert fühlt, dann spielt er damit unweigerlich auch auf Suvorovs Zug über den Gotthardpass von 1799 an. Ganz wie Žukov war Suvorov allen militärischen Erfolgen zum Trotz mehrfach in Ungnade gefallen. Als er von seinem letzten Feldzug zurückkam, verweigerte ihm Pavel (Paul) I. gar die Audienz. Bald darauf starb der Generalissimus. Kein ganzes Jahr später fiel der Zar, der ihm so übel mitgespielt hatte, einer Verschwörung zum Opfer.

Die Behauptung, dass die Verbindung von «Hannibal» und «Wolgasteppen» einen eindeutigen Bezug zur Person Suvorovs setzt, mag weit hergeholt erscheinen. Doch für jeden literarisch gebildeten russischen Leser – und die Angehörigen der Intelligenzija verband nicht zuletzt eine obsessive Begeisterung und Wertschätzung für die Literatur – war und ist der Bezug ganz offensichtlich: Brodsky spielt am Ende des Textes überdeutlich auf eine Ode an, die der russische Dichter Gavrila Deržavin (1743–1816) im Jahr 1800 auf den Tod Suvorovs geschrieben hatte: Deren ursprünglicher Titel hatte «An einen Dompfaff. Nach dem Tod des Fürsten Suvorov» gelautet. In einer Anmerkung zu seinem Gedicht gab der Autor selbst an, dass er einen Dompfaff besessen habe, der eine Passage aus einem Marsch singen konnte. Als er nach dem Tod Suvorovs, mit dem er befreundet gewesen war, nach Hause gekommen sei, habe er

gehört, wie sein Dompfaff den Marsch pfiß. Er habe die Ode geschrieben und dann befohlen, den Käfig aus seinem Zimmer zu schaffen, damit er keine Militärmusik mehr hören müsse. Aus diesem Grund habe er sein Gedenkgedicht für Suvorov nach dem Vogel benannt.⁷ Der Sprecher der Ode wiederholt mehrfach die Aufforderung an den Vogel, mit dem Singen aufzuhören.⁸ Mit dem Verlust des grossen Generals haben die Kriege ihren Sinn verloren. Brodsky wiederum beschliesst sein Gedicht mit der Aufforderung an eine Militärmusik, «laut» zu spielen:

«Marschall! Die gierige Lethe wird diese Worte
Verschlingen wie auch Deine Stiefel.
Nimm sie trotzdem entgegen – ein ärmliches Scherflein
Dem Retter der Heimat, laut gesagt.
Ertöne, Trommel und Flöte,
Pfeife laut nach der Art des Dompfaffs.»

Die letzte Zeile gewinnt dabei einen Doppelsinn. Zum einen widerruft Brodsky den Befehl, den Deržavin an seinen Dompfaff gerichtet hatte: Hier soll die Flöte gerade laut pfeifen. Zum anderen ist der Dompfaff selbst nicht mehr nur der Vogel, sondern das Gedicht selbst. Unter diesem Titel («Snigir'») wird es in den Deržavin-Ausgaben geführt, unter diesem Titel wird es zitiert.

Bei allem Respekt vor den militärischen Verdiensten des Marschalls Žukov ist Brodskys Gedicht vor allem eine sarkastische Abrechnung mit dessen Rolle in der Geschichte. Es soll daher gerade nicht in pietätvollem Schweigen ausklingen: Die Widersprüche zwischen dem offiziellen Heldentum des Marschalls und dem verdrängten und tabuisierten Leid derer, die durch seine Befehle in den Tod gegangen waren, zwischen der überragenden Rolle Žukovs in der Geschichte der Sowjetunion, seiner Kaltstellung in den Jahren vor seinem Tod und dann wieder dem pompösen Staatsbegräbnis, schliesslich auch das Dilemma einer Grossmacht, die ihre Soldaten in ferne Länder schickt, damit sie dort kämpfen – all dies wird bei Brodsky nicht überdeckt, sondern laut zum Tönen gebracht.

Nicht nur das plötzliche Auftauchen des Dompfaffs am Ende von Brodskys «Auf den Tod Žukovs» macht die Verbindung zu Deržavins Suvorov-Ode zwingend. Das Metrum von Brodskys Gedicht lehnt sich deutlich am deržavinschen Vorbild an: Die Verse der Dompfaff-Ode sind in einem vierhebigen Logaödis gehalten, in dem daktylische und trochäische Versfüsse alternieren. Brodsky signalisiert die metrische Verwandtschaft jeweils in der ersten Zeile seiner Strophen, danach erlaubt

er sich immer wieder auch regelmässige daktylische Verse (die Interlinearübersetzungen, die ich für diesen Artikel erstellt habe, geben diesen Effekt leider nicht wieder). Es handelt sich um ein in der russischen Lyrik seltenes Metrum, das Brodsky in seinem Schaffen sonst nicht verwendet hat.⁹ Allen mit russischer Poesie vertrauten Lesern musste sofort auffallen, dass Brodsky hier den Dialog mit Deržavin aufnahm. Er stellte Žukov symbolisch auf eine Stufe mit dem legendären Feldherrn des 18. Jahrhunderts, was seiner Kritik nur umso grösseres Gewicht gibt:

«Wie viel Soldatenblut hat er vergossen
in fremde Erde! Tat es ihm Leid?
Hat er gedacht an sie, als er im weissen
Zivilistenbett starb? Völlige Fehlanzeige.
Was wird er antworten, wenn in der Hölle
er sie trifft? «Ich habe gekämpft.»»

Das ist eine recht bittere Abrechnung mit Žukov, dem immerhin viele sowjetische Bürger ihr Leben verdankten, wie Brodsky später in einem Interview unterstrich.¹⁰ Žukov hatte nicht nur Hitler besiegt, sondern sich auch nach Stalins Tod auf die Seite Chruščevs (Chruschtschows) geschlagen und so verhindert, dass der Schlächter Berija das Erbe des Diktators antreten konnte. Die Annahme, Žukov werde dereinst in der Hölle landen *und* dort auch noch auf die Soldaten treffen, die unter ihm gekämpft hatten, enthielt daher einiges an geschichtspolitischem Zündstoff.

Gavrila Deržavins Ode: «Alpenüberquerung»

Die «Hölle» könnte aber wiederum eine Anknüpfung an Deržavin sein, allerdings an eine andere Ode, die just jenem Ereignis gewidmet ist, das bei Brodsky so unüberhörbar verschwiegen wird: In Deržavins enthusiastischer Preisung von Suvorovs «Alpenüberquerung» ist die «Hölle» in ihrer Eigenschaft als «Höllenschlund» mehrfach präsent: Das Gott-hardmassiv wird bei Deržavin als ein «Gigant» personifiziert, der mit den Füssen in der Hölle steht.¹¹ Der Name der «Teufelsbrücke», die ebenfalls im Text vorkommt, mag seinen Beitrag zu dieser Assoziation geleistet haben. Reihenweise werden Helden der griechischen Mythologie herbeizitiert, nur um im Vergleich mit dem «russischen Herkules» Suvorov als zu leicht befunden zu werden. Die Ode ist eine begeisterte Feier des russischen Imperiums, das sich über Europa und Asien erstreckt und zu dessen Herrscher, Pavel (Paul) I., die Völker um Hilfe bittend die Hände

ausstrecken, um dann Zeugen seiner Barmherzigkeit zu werden.¹² Hannibal selbst steigt aus den «Tiefen des Styx» hervor, weil ihn die Kunde von der ruhmreichen Alpenüberquerung der russischen Truppen erreicht. «Wer ist grösser als wir?», rufen die alten Helden, und die Antwort des Gedichts ist klar: «Dein Glanz, Suvorov, hat ihre Köpfe gebeugt.»¹³

Dieser «Glanz» der Alpenüberquerung Suvorovs und seiner Truppen ist es, der in Brodskys Gedicht das «Manöver in den Wolgasteppen» beleuchtet. Die erhabene Landschaft der Alpen wird ausgetauscht gegen die Steppe. Der Raum der «Steppe» gilt in der russischen kulturellen Selbstrepräsentation als in besonderer Weise russisch: Er ist die instabile und durchlässige Grenze zwischen Europa und Asien; mit ihm verknüpfen sich die sprichwörtlichen Vorstellungen von der unendlichen russischen Weite und der inneren Freiheit des russischen Menschen: Die Steppe ist mindestens so russisch, wie der Gotthard schweizerisch ist. Ende des 18. Jahrhunderts aber hatten die Russen noch kein Konzept, noch keinen Ansatzpunkt für eine nationalidentifikatorische Aufladung der eigenen Landschaft.¹⁴ Daher funktionalisiert Deržavin am Ende seiner Ode die Schweizer Berge kurzerhand zu Denkmälern um, die an die grossartigen Taten der «Russen» gemahnen:

«Solange die durchsichtige Rhône fliesst,
Wird die Nachkommenschaft später unbeirrt
In ihr den Widerschein Eurer Schlachten erblicken;
Von nun an werden die Berge der Alpen
Für immer der Russen Obelisken sein [...]»¹⁵

Der imperiale Kontext ist bei Brodsky eigentümlich umgekehrt: Die militärischen Verdienste Žukovs siedelt er in Russland an, seine Schuld gegenüber den eigenen Soldaten liegt aber darin, dass diese ihr Blut «in fremde Erde» vergossen. Von der Überzeugung, dass «der Russe für das allgemeine Gut» kämpfe, «für seinen eigenen Frieden und den aller anderen»,¹⁶ ist bei Brodsky keine Spur. Suvorov bleibt ungenannt; aber er wird so verschwiegen, dass jeder aufmerksame Leser bemerkt, dass er *bewusst* nicht genannt wird.

Brodsky war fasziniert von der Kategorie des Imperiums; seine eigene Emigration beschrieb er in einem Gedicht als einen «Wechsel des Imperiums». Der Geschichte Russlands als Imperium stand er aber kritisch gegenüber: Früh interessierte er sich für die polnische Kultur und Literatur, und natürlich wusste er, dass es Suvorov gewesen war, der 1794 die Niederschlagung des Kościuszko-Aufstands befehligte. Im rechts

der Weichsel gelegenen Vorort Praga, heute ein Stadtteil von Warschau, verübten die russischen Truppen damals ein Massaker an der Zivilbevölkerung, dem etwa 10 000 bis 20 000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen.¹⁷ Knapp 40 Jahre später liess Aleksandr Puškin anlässlich der Niederschlagung des polnischen Novemberaufstands Suvorov aus dem Grab aufstehen, damit er das erneut von russischen Truppen bezwungene Warschau in Augenschein nehmen konnte:

«Aus seinem Grabe aufgestanden,
Sieht Suvorov die Eroberung Warschaus;
Sein Schatten wurde aufgeweckt
Vom Glanz des Ruhmes, dessen Grundstein er einst legte!»¹⁸

Nicht nur Dichter, auch Militärs haben einen Sinn für Traditionen: Die Nachricht von der endgültigen Kapitulation der polnischen Truppen liess der siegreiche Feldherr Paskevič von einem Enkel Suvorovs nach Petersburg übermitteln. Dieses Detail erwähnt Puškin am Ende seiner Ode auf die Zerschlagung des polnischen Freiheitskampfes, die 1831 pünktlich zum Sieg in einer von der Petersburger «Armedruckerei» gefertigten Broschüre publiziert wurde.¹⁹

Sowjetische Suvorov-Fantasien

Suvorov dürfte für den bekennenden Polen-Liebhaber Brodsky durch seine Rolle bei der Niederschlagung des Kościuszko-Aufstands diskreditiert gewesen sein. Dies umso mehr, als der legendäre Heerführer bereits seit der Zeit des Stalinismus von der sowjetischen Propaganda vereinnahmt worden war. 1938 erschien eine Suvorov-Biografie in der populären Reihe «Das Leben bemerkenswerter Menschen». Die Figur des zaristischen Generals, Gutsbesitzers und Sklavenhalters wurde hier für die Anliegen der sowjetischen Kultur anschlussfähig gemacht.²⁰ 1940, als die Rote Armee schon in Ostpolen stand, realisierte der berühmte Regisseur Vsevolod Pudovkin den Film *Suvorov*, der 1941 auf die sowjetischen Leinwände kam. Der Film beginnt mit dem Marsch auf Warschau im Jahr 1794; weite Teile sind der Alpenüberquerung gewidmet. Seit der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre hatte man sich vermehrt auf den Generalissimus besonnen, der als aufrechter Verfechter des Russischen gegen verhängnisvolle preussische Einflüsse gefeiert wurde. Schon die Zeitgenossen des Generals hatten Suvorovs asketische Lebensweise gerühmt. Er sei im einfachen Hemd vor die Soldaten getreten, habe mit

ihnen das Essen geteilt und in Hütten und auf Stroh geschlafen.²¹ Darüber hinaus machte ihn seine latent schwierige Beziehung zum Hof attraktiv für die Propaganda des sowjetischen Staates, der zwar gern das imperiale Erbe angetreten hatte, sich aber nicht in der moralischen Nachfolge der Zarenherrschaft sehen wollte. In den 1930er-Jahren vollzog sich im offiziellen sowjetischen Diskurs eine Abkehr von revolutionär-internationaler Romantik und eine Hinwendung zu Kategorien des Nationalen und des Volks.

Markant ist in diesem Kontext Konstantin Simonovs Verserzählung «Suvorov», von der im Oktober 1938 ein Ausschnitt in der *Literaturnaja gazeta* (Literaturzeitung) publiziert wurde (natürlich geht es um den Schweizer Feldzug).²² Es ist eines der frühen Werke dieses Dichters, der später zu einem der berühmtesten und repräsentativsten Autoren der russisch-sowjetischen Literatur werden sollte – Simonov wurde allein sechs Mal mit dem Stalinpreis ausgezeichnet. Nach einer kurzen Einführung, die den von der preussenfreundlichen Stimmung bei Hofe angewiderten, in Ungnade gefallenen Suvorov zeigt, widmet sich der Text detailliert dem Feldzug von 1799. Hier «kriecht der Nebel über die Gletscher», und es fällt kalter Schnee «wie in Pskov oder in Tula».²³ Die Rekruten wundern sich, dass die Bauern am Fluss die Sensen schwingen «wie in der Gegend von Kaluga» und die Bauernweiber an Feiertagen «fast Rjazaner Tücher tragen».²⁴ Suvorov wird gezeigt, wie er in einer «Uniform aus grobem Stoff» inmitten seiner Soldaten durch das unwegsame Gelände reitet und dabei zu deren Aufmunterung auch schon einmal ein Volkslied aus der Region Tver' anstimmt.²⁵ Der Text lässt keinen Zweifel daran, dass ein russischer Soldat zwar anderen vergeben kann, aber niemals selbst um Gnade bitten (will sagen: sich in Gefangenschaft begeben) wird und dass es für die russischen Truppen nur *ein* Kommando geben kann, nämlich: «Vorwärts!». Angeleitet vom Beispiel ihres alternen, aber bitter entschlossenen Generals sind die Soldaten gewiss, «dass die Russen überall durchkommen». Und der schlaflose Suvorov sieht über die Kante des Eises hinweg die «hundertfach verfluchte heimatliche Erde».²⁶ Hier ist die Schweiz nur eine Allegorie, gewissermassen eine Extremsituation des Russischen, das durch die Schweizer Realien hindurchscheint: Hinter jedem Alpbauer ein «mužik», hinter jeder Flocke ein russischer Schneesturm.

Das Ende von Simonovs Verserzählung zeigt den vereinsamten Suvorov, der wegen seiner verschleppten Erkältung, die er sich in der

Schweiz zugezogen hat, im Sterben liegt und durch die Winkelzüge des Zaren zur persona non grata geworden ist. Alles könne man dem Menschen nehmen, lesen wir, «Ränge, Preise, Orden»:

«Doch das kalte Land,
In dem er ein Dreivierteljahrhundert lang lebte,
Die blauen Wälder in der Ferne,
Des Flüsschens morgendliche Feuchte
Und drei Arschinen dieser Erde,
Dieser kärglichen und armen, in der er aufwuchs,
Der Erde, in die man ihn gemeinsam
Mit seinem Degen legen wird – ...»

... – diese Erde wird man ihm nicht nehmen können. Die letzten Träume Suvorovs handeln von dieser Landschaft im Gouvernement Novgorod, im Nordwesten Russlands, wo das Landgut Končanskoe lag, auf das er 1797 für einige Monate verbannt worden war. Auf die reale Gotthard-Querung folgt bei Simonov eine Fieberfantasie der russischen Landschaft. Diese wird als ärmlich und karg, aber gerade durch die Abwesenheit von Schönheit und Erhabenem als wertvoll und spirituell reich geschildert. Allerdings dürfte der historische Suvorov eine solche nationalistisch grundierte Zuneigung zur russischen Landschaft kaum empfunden haben. Die entsprechenden Modelle zur *Wahrnehmung* dieser Landschaft wurden erst in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts entwickelt.²⁷ Dem Dichter der Stalinzeit ging es darum, den erhabenen Zauber der Schweizer Alpen mit der metaphysischen Leere der russischen «Erde» zu überschreiben – und zu überbieten.

Lyrik schreibt Geschichte

Der begeisterte Sprecher von Deržavins Ode «Auf den Alpenübergang» wählt den Flugmodus, um die Heldentaten Suvorovs und seiner Soldaten angemessen zu rühmen: «Mit meinem Geist flieg ich dem seinen / Durch Täler, Berge, Wälder nach.»²⁸ Scheinbar gibt hier die Topografie des Gotthardmassivs die Orientierung vor. Doch im Grunde ist sie nur Anlass für den qua Genrekonvention immer schon begeisterten Odendichter. Die geografische und metaphysische Reichweite des Textes fällt mit den Koordinaten des Imperiums zusammen: Himmel und Hölle, Europa und Asien – und all das verdeutlicht an den Schweizer Bergen. Einmal wird «Helvetien» sogar direkt angerufen: «Sei unser Zeuge: / Wer ist ein grös-

serer Wohltäter als der Russe? / Wo gibt es mehr Höhe des Geistes?»²⁹ Simonovs Suvorov ist eigentlich nur an der heimatlichen Erde interessiert, die er «hinter den Bergen, hinter den Tälern / Hinter den Grenzpfosten, / In Tränen, Schlamm und Frost» erahnt.³⁰ Brodsky wiederum kümmert die Landschaft wenig. Es geht ihm um den militärisch-imperialen Komplex, der in den Gedichten Deržavins und der Verserzählung Simonovs verhandelt wird. Die odische Spannweite markieren bei ihm die «fremden» Hauptstädte und die «eigene». Den Himmel gibt es nicht, nur die Hölle, wo Žukov auf seine Soldaten treffen wird, und die Lethe, die – so viel ist sicher – Žukovs Stiefel und die Worte des Gedichts verschlingen wird. Damit zieht Brodsky gleich eine ganze Tradition der Symbiose aus militärischem Erfolg und lyrischem Überschwang in den Abgrund. Seine Ode auf den Tod Žukovs von 1974 ist einer der letzten Momente, in denen die russische Lyrik *Geschichte schrieb*.

- | | | | |
|----|--|----|--|
| 1 | Boris Sokolov: Georgij Žukov: Pobeditel', despot, ličnost'. Moskva 2013, S. 721. | | S. 131. Adam Zamoyski: The Last King of Poland. London 1998, S. 429f. |
| 2 | Lev Losev: Iosif Brodskij. Opyt literaturnoj biografii. Moskva 2006, S. 363. | 18 | Aleksandr Puškin: Borodinskaja godovščina. In: ders.: Sobranie sočinenij v desjati tomach. Bd. 2. Moskva 1959, S. 341–343, hier S. 343. |
| 3 | Iosif Brodskij: Na smert' Žukova. In: Kontinent. Literaturnyj, obščestvenno-političeskij i religioznyj žurnal 1 (1974), S. 13f. | 19 | Na vzjatje Varšavy. Tri stichotvoreniija V. Žukovskogo i A. Puškina. Sanktpeterburg: Voennaja tipografija, 1831. |
| 4 | Brodsky, Na smert' Zhukova (Übersetzungen hier und im Folgenden von mir, J.H.). | 20 | K. Osipov (= Iosif M. Kuperman): Suvorov. Moskva 1938 (Žizn' zamečatel'nych ljudej. Vyp. 7–8). |
| 5 | Vgl. Soobščenie pravitel'stvennoj komissii o pochoronach G. K. Žukova. http://www.alexanderyakovlev.org/fond/issues-doc/1004914 (Zugriff: 9. 11. 2015). | 21 | Aleksandr Šiškov: Stichi dlja načertanija na grobnice Suvorova (1805). In: Jurij M. Lotman (Hg.): Poëty 1790–1810-ch godov. Leningrad 1971, S. 359f. |
| 6 | Vgl. Antony Beevor: The Second World War. London 2014, S. 369–373. Vgl. Georgij Žukov, Vospominanija i razmyšlenija. Moskva 1969, S. 429–462. | 22 | Konstantin Simonov: Suvorov. Iz počmy. In: <i>Literaturnaja gazeta</i> , 15. 10. 1938. Der vollständige Text wird im Folgenden zit. nach: Konstantin Simonov: Suvorov. In: ders.: Sobranie sočinenij v šesti tomach. Bd. 1. Moskva 1966, S. 391–422. |
| 7 | Gavrila R. Deržavin: Sočinenija. Sankt-Peterburg 2002, S. 618f. | | Simonov: Suvorov, S. 401. |
| 8 | Deržavin, Sočinenija, S. 288f. | | Simonov: Suvorov, S. 402. |
| 9 | Mikhail Yu. Lotman: «On the Death of Zhukov». Na Smert' Zhukova. In: Lev Loseff u. Valentina Polukhina (Hg.): Joseph Brodsky. The Art of a Poem. Basingstoke 1999, S. 44–58, hier S. 48. | 23 | Simonov: Suvorov, S. 416. |
| | | 24 | Simonov: Suvorov, S. 417. |
| | | 25 | Simonov: Suvorov, S. 417. |
| 10 | Solomon Volkov: Conversations with Joseph Brodsky. A Poet's Journey through the Twentieth Century. Trans. Marian Schwartz. New York 1998, S. 50f. | 26 | Vgl. Ely, This Meager Nature, S. 87–133. |
| | | 27 | Deržavin, Sočinenija, S. 281. |
| | | 28 | Deržavin, Sočinenija, S. 286. |
| | | 29 | Deržavin, Sočinenija, S. 286. |
| | | 30 | Simonov, Suvorov, S. 417. |
| 11 | Deržavin, Sočinenija, S. 282. | | |
| 12 | Deržavin, Sočinenija, S. 285. | | |
| 13 | Deržavin, Sočinenija, S. 286. | | |
| 14 | Vgl. Christopher Ely: This Meager Nature. Landscape and National Identity in Imperial Russia. DeKalb 2002, S. 5. | | |
| 15 | Deržavin, Sočinenija, S. 288. | | |
| 16 | Deržavin, Sočinenija, S. 286. | | |
| 17 | Jerzy Lukowski, Hubert Zawadzki: A Concise History of Poland. 2nd ed. Cambridge 2006, | | |

denkmal

ein sprung

und das
edle rossliesse reiter
und sockelhinter sich
wäre es nicht

aus stein

im sandkasten

wild stossen
die knaben
ihre schaufeln
in den sandals ob sie
auf der anderen seite
der welt auftauchen
müssten

bevor mutter ruft

Ein Gotthard auf dem Balkan?

120

Wie sich die Schweiz von der südslawischen Romantik inspirieren lassen kann

Anna Hodel

Gibt es einen südslawischen Gotthard, und wenn ja, kann die Eidgenossenschaft etwas von ihm lernen? Will man beide Fragen mit ja beantworten, gibt es zunächst einige geografische und historische Hürden zu passieren.

Grenzen, Geografien, Gegensätze

Auch wenn sich im Gotthardraum verschiedenen Sprachen und Kulturen treffen, so gehörte der Gotthard (mit dem Tessin) ab dem 15. Jahrhundert zur Eidgenossenschaft und blieb bei ihr. Der südslawische Raum hingegen teilte sich bis ins 20. Jahrhundert hinein grösstenteils auf multireligiöse, multiethnische und multilinguale Imperien auf, die Habsburgermonarchie und das Osmanische Reich.¹ Im 20. Jahrhundert entstanden in seiner Mitte zwei ebenfalls transnationale Staaten, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später unbenannt in Königreich Jugoslawien) in der Zwischenkriegszeit, sowie das sozialistische Jugoslawien. Kurz: Zu kaum einer Zeit in der bewegten Geschichte dieser pluralen Grenzregion waren die Raumverhältnisse eindeutig und unbestritten, boten sich imperiale Einflusszonen, nationale Widerstandsbewegungen und transnationale Kompositionsversuche keine Reibungsflächen. Kein Wunder deshalb, dass der Raum und mehr noch: die schiere Geografie der Region als Thema einen gewaltigen Niederschlag in der südslawischen Kultur gefunden hat – besonders intensiv in Zeiten des Übergangs. Es ist nur wenig übertrieben zu sagen, dass dann kaum ein kulturelles Erzeugnis ohne geografische Positionierung auskam: «Wer sind wir?» hiess stets auch «Wo sind wir?» und «Wo sind nicht wir?».

Angesichts dieser Komplexität lässt sich die Region kaum in eine einzige räumliche Symbolfigur einschmelzen, wie etwa die Schweiz in den Gotthard. Im Gegenteil: Es lagern sich in diesem Raum, der geolo-

121

gisch von den verkarsteten, gefalteten Dinarischen Alpen geprägt ist, diverse historische Erfahrungsschichten zu einer symbolisch geschichteten Topografie ab. Und wenn Berge für die Identitätsnarrative dieser Region gleichwohl eine wichtige Rolle spielen (worin die Vergleichbarkeit zur Schweiz doch klar gegeben ist), dann ist es eine ambivalente.

Folgt man Peter von Matt, ist auch der Gotthard als Symbollandschaft einer Schweizer Identität von Gegensätzen geprägt. Der Gotthard stehe immer wieder für ein Spannungsfeld zwischen Ursprung und Fortschritt; an ihm treffen sich bukolischer Stillstand und technische Beschleunigung, urchige Freiheit und transalpine Eingebundenheit, Idylle und Katastrophe.²

Das Gegensätzliche ist prinzipiell am Berg zu Hause und montane Symbolräume durchziehen als anthropologische Konstanten dauerhaft die geistigen Topografien dieser Erde.³ Und dennoch entfalten sie sich immer an realen Topografien und zeigen damit eine Durchdringung von Universalität mit Lokalität und Historizität. Für das geschichtete südslawische Selbstbild am Berg, das keinen einheitlichen Text bildet, wohl aber eine sich fort- und weiterschreibende Textur zu erkennen gibt, lässt sich in Anlehnung an von Matt der Kontrast zwischen Ursprung und Differenz zugespitzt als prägend bestimmen. Von der damit verbundenen *transkulturellen* Erfahrung könnte die Schweiz, gerade im Moment einer nochmals intensivierten *transversalen* Einbindung in Europa durch die bald eröffnete NEAT, durchaus profitieren. Zunächst aber nochmals die Frage: Gibt es einen südslawischen Gotthard?

Die zentripetale Kraft des Lovćen

Es gibt einen Gipfel in Montenegro, der bis heute einen wichtigen mythopoetischen Ort der Region darstellt und mit dem eine ganze Reihe von nationalen Identitätstexten der südslawischen Literaturen verbunden ist: der Lovćen, 1749 Meter hoch und seines Zeichens Teil der subadriatischen Dinariden. Angesichts dieser für uns Zentralalpengewohnte eher mässig beeindruckenden Elevation mag es erstaunlich scheinen, dass sowohl das kroatische als auch das serbisch-montenegrinische Nationalepos ihn ins Zentrum ihrer Vision eines südslawischen Ursprungs-(t)raums stellen. Wie sehen diese Visionen aus, und warum ist es problematisch, sie als Nationalepen zu bezeichnen, was die jugoslawischen Nachfolgestaaten heute aber meistens tun?

Ivan Mažuranić (1814–1890), einer der zentralen kulturellen und politischen Akteure im südslawischen Raum des 19. Jahrhunderts und heute kroatischer Nationaldichter, verfasste 1846 auf dem Höhepunkt seiner schriftstellerischen Karriere das Epos *Smrt Smail-Aga Čengića* (*Der Tod des Smail-Aga Čengić*). Das Stück spielt in der Herzegowina und dann hauptsächlich auf dem Lovćen. Auf der Figurenebene steht ein montenegrinischer und damit immer schon montaner Kampftrupp (Četa genannt) im Zentrum. Die Četa verfolgt als einziges Ziel, dem lokalen osmanischen Statthalter, Smail-Aga Čengić, welcher die slawischen Untertanen offenbar brutal misshandelt, den Kopf abzuschlagen. Das Osmanische Reich beherrscht zu dieser Zeit einen grossen Teil des Südens des südslawischen Raums – jedenfalls nominell. Diese Četa vollzieht damit eine Bewegung in einem kleinen Raum, dennoch verkörpert sie auf ihre Art die ganze südslawische Region – einer der Gründe, warum das Stück nur schwer mit der Bezeichnung Nationalepos zu fassen ist.

Der Text entwirft die radikale Vision einer ursprünglichen Eintracht: die Četa, stets nur kollektiv im Singular auftauchend, stellt eine komplett vereinheitlichte, komplett synchron agierende und gemeinsam schweigende Menschengruppe dar: «Ot sto glasa glasa čuti nije» heisst es, «Hundert Kehlen will kein Laut entspringen». ⁴ Eine Menschengruppe, die damit jeglichen Möglichkeiten von interner Differenz oder schon nur Diversität spottet. Es wird ausserdem in extenso die Wiedereingliederung eines Verräters, eines zum Islam Konvertierten geschildert, der kniend vom Priester die christliche Taufe – mit Bergwasser – entgegennimmt, während «als Paten die Bergeshöhen stehen und der Berge Söhne». ⁵ Dieser Priester wird auch als «Hirte» bezeichnet, wie er sich «sanften Schrittes der geliebten Herde nähert». ⁶ Es kommt hier aber nicht nur ein christlicher Subtext zum Zug; die Četa wird tatsächlich in einer Art Vorbewusstseinsstufe dargestellt. So fragt das lyrische Ich, wohin die Četa ziehe:

«Vorwärts – doch wohin? Vergebens / Wirst die Četa selbst du fragen. / Fragst vergebens auch die Blitze / Und des Donnerst lautes Rollen, / Wo sie hinziehn von den Höhen? / Immer lautet ihre Antwort: / «Nicht uns – frag den Donnerherrscher, / Dem die Welten unterstehen!» / Vorwärts – doch wohin? Es weiss nur / Jener dort am Himmelsthron.» ⁷

Konstitutiv für diese Ursprungsvision ist neben der entrückten Einheit offensichtlich das Montane. An den Berg ist die Četa nicht nur gebunden.

Sie wurde von ihm geboren: «Meine Kinder, euch hat diese Erde geboren, felsig, aber euch lieb.» ⁸ Sie wird von ihm genährt: «[w]enn euch kühlend winkt der Quelle Labung, / wenn auf Triften fette Herden brüllen und auf Bergen muntre Schafe blöcken.» ⁹ Mehr noch, sie verschmilzt regelrecht mit ihm. Als die Četa über den Fels schreitet:

«Und o Wunder! durch das Dunkel / Scheint's, der todte Stein belebt sich / Streckt sich, kriecht, erhebt das Haupt und / Hebt vom harten Stein die kräft'ge Faust, den Fuss allmählig; ja es / Scheint im starren Steingeäder / Blut im heissen Quell zu glühen.» ¹⁰

Auf diese Weise macht sich der anthropologisierte Berg auf, gemeinsam mit der Četa in den Kampf zu ziehen. Der zu einem Körper verschmolzene Berg-Mensch trägt seiner Elevation gemäss ein von Gott auserwähltes, in seinem Tun dadurch legitimates Volk dahin. In Form einer realisierten Metapher bildet dieser Berg-Mensch ausserdem einen weiteren Diskurs ab: das gegen die «Türkengefahr» schützende «Bollwerk der Christenheit» (*Antemurale Christianitatis*), mit dem die Kroaten bereits ab dem 16. Jahrhundert identifiziert wurden. ¹¹ Im «Türkenscheussal» lokalisiert der Text auch seine wichtigste Differenz am Berg:

«Möchten doch des Erdballs Völker alle, / Aus den Thälern dort, den nebelgrauen, / Seh'n dies Kreuz, das nie besiegte. / Das dort ragt zum Himmel über Lovćen – / Wüssten sie auch, wie das Türkenscheussal / Seinen eklen Rachen nach ihm kehrt, doch / Stets sich bricht am Felsen seine Zähne: / Traun, nicht lässig kreuzten sie die Hände, / Wenn ihr leidet für die Kreuzesspende. / Nie mehr nannten sie euch dann Barbaren, / Dass ihr starbet, als sie müssig waren.» ¹²

Der Lovćen ist damit ein idealer Ort für die (National-)Mythenbastler der Zeit und entwickelt eine besondere Anziehungskraft: In der Rolle des südslawischen Piemont im Türkenreich erscheint Montenegro mit seinem Lovćen als Spitze des Märtyrermassivs Europas; nicht ohne dasselbe Europa zugleich mit Müssiggang und Zivilisationsverdorbenheit negativ zu markieren und sich damit in einem noch erhabeneren Licht zu präsentieren. Doch nicht nur dank dieser Bedeutungszuschreibung bildet der Lovćen als Teil des Ganzen die Heimat aller (zumindest christlichen) Südslawen. Mažuranić war ein Anhänger des Illyrismus, einer kulturpolitischen Bewegung, die eine der wichtigen Vorläuferinnen eines geeinten Jugoslawismus war. Durch die Fokussierung auf den osmanischen Grenzraum, in dem die Selbstbestimmung der montenegrinischen Stämme

immer wieder bedroht ist, schafft der Zagreber Mažuranić einen durchaus politischen Präzedenzfall für die südslawische Solidarität. An der Wiener Zensur vorbei thematisiert er ausserdem die eigene Lage im Habsburgerreich, in dem ein starker Druck zur Ungarisierung die Eigenständigkeit der slawischen Kulturen (hauptsächlich der Kroaten, Dalmatiner, Slowenen und Slawonen) bedroht. Nicht zuletzt vermag er es in seinem Bestreben, die illyrische (das heisst die südslawische) Kultur zu einer vollwertigen (National-)Kultur zu machen, den transkulturell leicht verständlichen Freiheitstopos der Berge¹³ mit der in Westeuropa beliebten orientalisierenden Romantik zu verbinden,¹⁴ die der positiven Rezeption der südslawischen Literatur zu dieser Zeit zusätzlichen Schub verlieh.¹⁵

Ist aber die Četa in ihrer topografisch äusserst begrenzten Verankerung und in ihrer ebenso unzweideutigen Identifizierung als Ursprungsgesellschaft (im Kontrast nicht nur gegen das Osmanische Reich, sondern auch gegen das islamische Moment in seinem Innern) wirklich *die* Schlüsselidentität für den in den multikulturellen städtischen Milieus Zagrebs und Wiens wirkenden Schriftsteller Ivan Mažuranić? Oder ist gerade ihre Vorbewusstseinsstufe Voraussetzung, um eine solche Einheit zu imaginieren in einem Raum, der äusserst vielfältig ist? Eine freche Frage: Bleibt die Četa stumm, weil man sonst die verschiedenen Sprachvarianten der Region hören würde? Handelt es sich gar um ein Bild von kindlichen «Edlen Wilden», die zwar dazugehören, *uns* gar in einer Reinform darstellen, denen *wir* gleichzeitig aber überlegen sind?

Diese Fragen werden greifbarer, betrachtet man eine weitere Poetisierung des Lovćen, das zweite ihm gewidmete «Nationalepos», das eine Art Dialog mit Mažuranićs Text eröffnet, wenn auch über die gegenseitige Rezeption der beiden Autoren keine eindeutigen Fakten überliefert sind. Es handelt sich um den *Gorski Vjenac* (*Bergkranz*), verfasst 1847 von Petar II. Petrović Njegoš, dem montenegrinischen Fürstbischof, der heute als montenegrinischer wie als serbischer Nationaldichter vereinnahmt wird. Njegoš prägt den mythopoetischen Ort des Lovćen nochmals mehr, als es Mažuranić bereits tat, lebte und wirkte er ja schon als historische Person auf diesem Berg. Seine sterblichen Überreste ruhen noch heute dort, hoch oben auf dem Gipfel, in einem beeindruckenden von überall her sichtbaren Mausoleum.

Die Kerngeschichte vom *Bergkranz*, der eine originelle Mischung aus Drama, Lyrik und Epik darstellt (und in dieser formalen Transgres-

sion auch etwas echt Romantisches hat), erzählt mehrere Geschehnisse vor und nach einer Ausrottungsaktion von Montenegrinern gegen zum Islam Konvertierte. Am und auf dem Berg entsteht so zunächst ein ähnlicher Symbolraum wie bei Mažuranić: ein Ort heldenhafter Kämpfe gegen das Osmanische Reich, ein ethisch erhabener Ort, wovon immer auch die geografisch-geologische Position Zeugnis ablegt:

«Alles ist von Wolken schwer verhangen, / Allwärts hört man tosen
es und krachen, / Unter uns loh'n überall die Blitze, / Aber uns allein
bescheint die Sonne, / Ist sogar schon tüchtig schwül geworden, /
Wo doch dieser Berg sonst immer kühl ist.»¹⁶

Damit wird hier ebenfalls das «Bollwerk der Christenheit» thematisiert sowie auf eine von der Zivilisation verdorbene europäische Kultur angespielt. Lagert nun aber Mažuranić das Differenzmoment grösstenteils aus dem montanen, maximal vereinheitlichten Eigenraum aus, positioniert es Njegoš ins Innere desselben, wenn es um die Frage der Konversion beziehungsweise des Umgangs mit (zum Islam) Konvertierten geht. Diese Konzentration der Differenz im Innern des Wir-Raumes führt interessanterweise wieder zu einer Pluralisierung desselben. Die Montenegriner sind bei Njegoš keine stumme Herde, sondern in verschiedenen Versammlungen am Berg kontrovers sich äussernde Individuen. Statt sie wie bei Mažuranić kämpferisch durch die Landschaft ziehen zu lassen, findet man sie in Streitgespräche und Diskussionen verwickelt. Dabei mag der mit Bergmotiviken verbundene Topos eines entrückten Versammlungsorts anklagen.¹⁷ Gleichzeitig versinnbildlicht der montenegrinische Anführer, der Fürstbischof, nichts Göttliches; vielmehr leidet er an seiner menschlichen Beschränkung, die verfahrenere Situation nicht anders als mit Gewalt lösen zu können. Wir treffen hier auf einen höchst reflexiven Denker, der mit dem historischen Njegoš einige Ähnlichkeiten zu haben scheint:

«Mond und Kreuz, zwei schreckliche Symbole – / Ist auf Gräbern
doch ihr Reich gegründet; / Ihnen auf dem blutigen Strom zu folgen
/ In dem Schiffelein unsägliches Leidens, / Das gebeut das eine
wie das andere. / Doch der Ahnen Heiligtum zu lästern, / Das von
Kindheit an die Seele nährte, / Das verwandelt mir die Brust zur
Hölle.»¹⁸

Indem dieser Text keine expliziten Kampfhandlungen, sondern tagelange Diskussionen auf dem Berg zeigt, zu welchen auch Konvertierte eingeladen und angehört werden und wo auch gleich übernachtet, gese-

sen und gefeiert wird, entwirft er eine komplett andere Berggesellschaft. Wenn sich die Četa bei Mažuranić in ihrer Verschmelzung mit dem Berg gewisse monolithische, monotone Züge des Montanen angeeignet hatte, entfaltet sich bei Njegoš eine durchfurchte Berglandschaft und eine Berggesellschaft, welcher die am Berg sich spaltenden, aber auch sich treffenden Raumidentitäten zwar nicht zu vereinen, doch in ihrer Pluralität und Ambivalenz auszuhalten und sie für den heimatlichen Grenzraum konstitutiv und in einem dramatischen Sinne als gleichberechtigt zu erachten gelingt.¹⁹ Denn ohne das innerlich Gespaltene dieser Berggesellschaft gäbe es hier gar nichts zu erzählen.

Nicht zuletzt weiss dieser Text um die Beschaffenheit und Funktionsweise von Symbolen. Als gegen Ende des Epos ein Klosterschüler zum Abt, der dem Fürstbischof nahesteht, gerannt kommt, um von Schüssen zu berichten, die er am Lovćen gehört habe, erhält er zur Antwort:

«Und der Berg ist wie ein hohler Kürbis, / Der den Schall von überall her einfängt; / Ist ja auch zu anderem nicht nütze, / Als, was er gehört, nur nachzuplappern / Grad wie jener überseeische Vogel.»²⁰

Der Berg kennt seine zentripetale Kraft, denn das Original spricht nicht wie in der Übersetzung von «Schall», sondern von «Stimmen» von überall her, die er auffängt. Handelt es sich vielleicht sogar um eine Kritik an Mažuranićs Text und an seiner literarischen Vereinnahmung des Lovćen? Auf jeden Fall homogenisiert Njegošs Lovćen diese verschiedenen Stimmen nicht. Er lässt sie in einem polyphonen Stimmengewirr nebeneinander erklingen – ein wertvoller Beitrag zum montanen südslawischen Identitätsnarrativ (und zu Identitätsfantasien am Berg allgemein): Gegensätze, wie hier zwischen Ursprung und Differenz, werden rhetorisch geschickt kombiniert, ideologischen Makrotexten, wie sie mit dem «Mond» und dem «Kreuz» exemplarisch aufgerufen sind, wird ein zwar lokal und historisch ambivalent und dramatisch geschichteter, aber umso konkreterer Berg entgegenstellt, der auf der metatextuellen Ebene enthüllt, wie in einer Landschaft Mythen gemacht und wie sie gebraucht werden können.

Zentrifugale Weitung am Berg

Die diskursiv geschichtete, zentripetale Dynamik des Symbolraums am Lovćen, der verschiedene Stimmen der Zeit als symbolischen Ursprungsraum einfängt, macht noch nicht den ganzen südslawischen Bergtext

aus. In vielen, meist lyrischen Texten der Zeit kommen neben dem Lovćen andere Berge vor. Es sind immer die gleichen, nämlich die höchsten Erhebungen in den verschiedenen Teilregionen des südslawischen Gesamtgebiets: der Velebit an der kroatischen Küste (1757 Meter hoch), der bulgarische Vitoša (2290 Meter über Meer), der slowenische Triglav (2864 Meter hoch) oder das Balkengebirge im heutigen Bulgarien (2376 Meter über Meer).

Diese Gipfel werden nun aber nicht mehr als ethische Überlegenheitsräume an oder auf der Grenze konzipiert. Sie üben eine gegensätzliche Funktion aus, eine transgressive, worin sich auch das *gotthardeske* Moment des südslawischen Raums etwas aufzulösen scheint. Als natürliche Blickbegrenzer, als Gipfel, die den Dichtenden am nächsten sind, bilden sie den Ausgangspunkt für Raumerweiterung. Der Blick hebt ab vom Gipfel und schwebt hinüber in andere Sphären – oder Räume. So dichtet Dragutin Rakovac 1841:

«Solang in dir der grosse Velebit / Vom Velebit hast eine grossartige Sicht, / Wo das Meer den heimlich Himmelschoss liebkosend / Dem Auge bemerkenswerte Wunder öffnet [...]»²¹

Auf diese Eröffnung hin vertieft sich das lyrische Ich in verschiedene Landschaften der Region, die es als Panorama vor dem inneren Auge vorbeiziehen lässt. Indem Rakovac den Berg als Wahrnehmungsparadigma dem lyrischen Ich einverleibt («solange in dir der grosse Velebit»), kreiert er einen Bergmenschen, einen Bergbetrachter, um mit dem Berg zwar auf eine spezifische Art eins, aber nicht um auf ihn zurückgeworfen zu werden, sondern um ihn zu überwinden, ihn in der Weite mit anderen Räumen zu verschmelzen. Und obschon alle diese Räume in den Eigenraum (der «domovina», der «Heimat») eingetragen werden, resultiert daraus keine Vereinheitlichung oder nationale Homogenisierung, wie uns das aus den Nationalgeschichten Westeuropas zu Genüge bekannt ist.

Um diese Raumpoetik zu verstehen, muss nochmals betont werden, dass die Nationalprojekte des 19. Jahrhunderts im südslawischen Raum über eine starke transnationale Dimension verfügten. Der bereits erwähnte Illyrismus in seiner Vision eines gemeinsamen, kulturellen Raums für alle Südslawen bildete nur eine Variante. Andere Projekte zielten auf den Austroslawismus, eine föderative Struktur aller Slawen innerhalb Österreich-Ungarns (Mažuranić war zeitweise ein Befürworter), oder auf den Panlawismus – einen wie auch immer gearteten Zusammenschluss aller Slawen bis und mit Russland (Njegoš reiste einige Male

nach Moskau). Unabhängig davon, wie genau sich verschiedene Autoren und Autorinnen diesen transnationalen Visionen gegenüber positionierten, spielten sie für die Zeit eine zentrale Rolle – und sei es auch als Negativfolie; es waren symbolische Topografien, mit denen zu rechnen war.

Der Grossraum, der bei Rakovac wie auch bei vielen anderen Dichtern der Zeit vom Berg aus in den Blick gerät, nennt sich oft «Slava» oder «Slavija». So beginnt Stanko Vraz, einer der zwei wichtigsten slowenischen Dichter der Romantik, sein Hauptwerk «Đulabije» von 1838 mit den Worten: «Schau vom Velebit, / Vitoša und Triglav, / mit lauter Trompetenstimme / ruft dich Slava.» Während mit diesen Bergen die einzelnen Regionen aufgerufen werden, verwendet Vraz das Wort «Slava» hier nicht nur als Namen für einen bestimmten Sprach- und Volksraum, der auf den einenden panslawischen Grossraum hindeutet. Mit dem Lexem, das in den slavischen Sprachen «Ruhm» bedeutet und ausserdem auf eine Mutterfigur aus der slawischen Mythologie anspielt, ruft Vraz das gesichtete Gebiet auch lexikalisch als plurilingualen und plurireligiösen Raum auf.

Die Triglavs, Velebits und Vitošas dieser Texte führen indes nicht nur zu einer Raumerweiterung, sie stehen ausserdem für eine bestimmte Art von Struktur, wie sie zwischen den Elementen innerhalb eines Grossraums entstehen kann. Das beste Beispiel hierfür, in dem Berge zwar eine Nebenrolle spielen, das aber für das angesprochene geopoetische Verfahren ein ideales Bild kreiert, ist ein Text des beliebten romantischen serbischen Dichters Branko Radičević (1824–1853), nach dem heute die zweitgrösste Brücke in Belgrad benannt ist (die Brankov Most). Er entfaltet in seinem Text *Đački rastanak* (*Schülerabschied*) einen Reigen, den bis heute viele auswendig aufsagen können. Der Reigen, kolo, ist eine im ganzen südslawischen Raum weitverbreitete Tanz- und Singform und ausserdem der Titel einer bis heute wichtigen literarischen Zeitschrift, welche damals unter anderem von Rakovac und Vraz herausgegeben wurde. Der Refrain von *Đački rastanak* lautet:

«Kolo, kolo / naokolo / vilovito / pla'ovito / napleteno / navezeno / okićeno / začinjeno! / Brže, braćo, amo, amo / dase skupapoigramo! [Kolo, kolo / rundherum / feenhaft / zögerlich / geflochten / gestrickt / verziert / gewürzt / Schneller Brüder, hierher, hierher / tanzen wir gemeinsam!]»²²

In den Strophen werden die einzelnen Regionen und Völker aufgerufen und zum Mitdrehen, zum Mittanzen aufgefordert. Der kolo kann damit

erneut als metatextueller Kommentar zum Integrationsverfahren von Pluralitäten gelesen werden, wie es in den lyrischen Bergtexten der Zeit poetisch verwirklicht wurde: Es dehnt sich ein Raum aus, der die Verschiedenheiten integriert, ohne sie zu homogenisieren oder hierarchisch anzuordnen. Eine kreisförmige entgrenzende Inkorporationsbewegung und gleichzeitig eine Begrenzung, weil Differenzierung, eine zentripetale und zentrifugale Bewegung gleichzeitig, die stets auf ein Zentrum verweist, dieses aber über verschiedenen Raumpunkten schweben lässt.

Ursprung und Differenz: Chancen jenseits des Nationalen

Das südslawische montane Imaginarium des 19. Jahrhunderts zeigt, wie Heimat am Berg lokalisiert und erlebt, gleichzeitig aber auch transgressiv überwunden werden kann zugunsten eines polyphonen und polysemen, transnationalen oder transregionalen Symbolraums, der das Heimatliche nicht tilgt, es aber innerlich differenziert dramatisieren oder spielerisch in vielfältige Kontexte ausweiten kann. In dieser räumlichen und poetischen Öffnung erscheint der Berg mal als «hohler Kürbis», als ein um sich wissender Resonanzraum, der verschiedenen Stimmen und ihren Echos gleichzeitig Plattform bieten kann, mal als Ausgangspunkt und schwebendes Zentrum in einer spielerisch beweglichen Grossstruktur.

Wie eine solche Topografie, in welcher Differenzmomente bis in die Ursprungsvisionen hineinreichen und Figuren der kreisenden Erweiterung des Ursprungsraumes eng neben solcher zur Verengung und Differenzbelegung von Aspekten des Wir-Raumes wohnen, geopoetisch aufgelöst werden kann, haben die Beispiele gezeigt. Welche Rolle spielen dabei geopolitische Ordnungen? Eines ist klar: Die hier durchscheinende Wirkmächtigkeit transnationaler imperialer Ordnungen, wie sie ebenso durch verquickte Inkorporations- und Differenzpraktiken und ein (oft bedrohtes) Gleichgewicht zentrifugaler und zentripetaler Dynamiken definiert werden können,²³ ist nicht unproblematisch. So ist etwa auch die zwischen vereinnahmenden und differenzierenden Polen schwankende Praktik der EU gegenüber den Ländern des heutigen südslawischen Raums oft undurchsichtig und heikel.

Umso wichtiger aber scheint es, in einem solchen Raum, der dennoch offensichtlich schwerlich nur allein national zu bestimmen ist, das Bewusstsein für die eigenen zentripetalen Kräfte stark zu halten, ohne sich vor sorgfältiger Differenzarbeit zu scheuen und so das geschichtete

und teilweise auch ambivalente Spannungsfeld einer vielfältig eingebundenen (symbolischen) Heimatlandschaft als Chance zu reflektieren.

Wo die heutigen jugoslawischen Nachfolgestaaten ebenfalls mehr aus ihren romantischen Bergfantasien zu profitieren vermöchten, könnte auch die Schweiz ihre neue Transversale am Gotthard zum Anlass nehmen, den Blick über ihn hinaus in die Weite schweifen zu lassen und wahrzunehmen, wie sich das heimatliche Eigene erst in der verbindenden Öffnung zum vielfältigen Anderen hin und zugleich in der Offenheit gegenüber dem Gefurchten innerhalb des Eigenen richtig schön zum Tanzen bringen lässt.

- 1 Vgl. die kompakte Kurzbeschreibung der Region und seiner Nationsfrage bei: Holm Sundhussen: Staatsbildung und ethnisch-nationale Gegensätze in Südosteuropa, in: Politik und Zeitgeschichte, 6.5. 2003. (<http://www.bpb.de/apuz/27752/staatsbildung-und-ethnisch-nationale-gegensaeetze-in-suedosteuropa?p=0>. Zuletzt besucht: 29.10.2015).
- 2 Vgl. Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. München 2012, S. 16f.
- 3 Vgl. Hartmut Böhme: Berg. In: Ralf Konersmann (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt 2014, S. 49–63, hier S. 50f.
- 4 Ivan Mažuranić: Smrt Smail-Age Čengića. In: Ivan Mažuranić, Matija Mažuranić: Smrt Smail-Age Čengića, Stihovi, Proza. Pogled u Bosnu. PSHK 32, Zagreb 1965, S. 43–74, hier S. 50. Deutsche Übersetzung: Ivan Mažuranić: Čengić Aga's Tod. Übersetzt von Wilhelm Kienberger, Agram 1876, S. 29.
- 5 Mažuranić, Tod, S. 39.
- 6 Mažuranić, Tod, S. 32.
- 7 Mažuranić, Tod, S. 28.
- 8 Mažuranić, Tod, S. 33.
- 9 Mažuranić, Tod, S. 31.
- 10 Mažuranić, Tod, S. 27.
- 11 Vgl. z. B. Paul Srodecki: *Antemurale Christianitatis*. Zur Genese der Bollwerksrhetorik im östlichen Mitteleuropa an der Schwelle vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Matthiesen 2015.
- 12 Mažuranić, Tod, S. 35.
- 13 Vgl. Fernand Braudel: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Phillips des II. Frankfurt a. M. 2001, S. 39f.
- 14 Vgl. Gun-Britt Kohler: Der osmanisch-muslimische «Orient» in der kroatischen Literatur der «Romantik» im Spannungsfeld von Poetik und nationaler Identität. In: Wolfgang Stephan Kissel (Hg.): Der Osten des Ostens. Orientalismen in slavischen Kulturen und Literaturen. Frankfurt a. M. 2012, S. 369–388, hier S. 384.

- 15 Vgl. z. B. Reinhard Lauer: Volksliteratur und Kunstdliteratur bei den Südslawen. In: ZfB 44 (2008), S. 58–66, S. 62.
- 16 Petar II Petrović Njegoš: Gorski Vjenac. Luča Mikrokozma. (Celokupna dela Petra II Petrovića Njegoša. 3. Knjiga.) Beograd 1974, S. 19. Deutsche Übersetzung: P. P. Njegoš: Der Bergkranz. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von A. Schmaus. München, Belgrad 1963, S. 13.
- 17 Vgl. Böhme, Berg, S. 53.
- 18 Njegoš, Bergkranz, S. 31.
- 19 Vgl. zur Grenze Dževad Karahasan / Markus Jaroschka (Hg.): Poetik der Grenze. Graz 2003, S. 7.
- 20 Njegoš, Bergkranz, S. 108.
- 21 Dragutin Rakovac: Ljubav domovine. In: Franičević, Marin (Hg.): Hrvatski narodni preporod II, Ilirska knjiga. PSHK 29, Zagreb 1965, S. 83. Übersetzung A.H.
- 22 Branko Radičević: Pesme. Knjiga prva, Beograd 1903, S. 57ff. Übersetzung A.H.
- 23 Vgl. z. B. Jane Burbank / Frederick Cooper: Empires in World History. Power and the Politics of Difference. Princeton 2010, S. 16f.

Sasoun

Mythos eines armenischen Bergréduits

Elke Hartmann

Sasoun ist eine Hochgebirgsregion westlich des Van-Sees im Südosten Kleinasien, die historisch zu den Kernregionen Armeniens gehört. Dabei liegt die besondere Bedeutung Sasouns für Armenien als historische Kulturlandschaft vor allem auf der symbolischen Ebene. Sasoun gilt als Inbegriff des armenischen Freiheitswillens und Widerstands gegen Unterjochung – ein Mythos, der vor allem im 19. und 20. Jahrhundert in politischen Kontexten immer wieder aktiviert wurde.

Im Osmanischen Reich gehörte Sasoun zu den Regionen, die besonders lange – bis weit ins 19. Jahrhundert hinein – ihre Autonomie gegenüber Istanbul bewahren konnten.¹ Als Ende des 19. Jahrhunderts die osmanische Zentralregierung direkte Steuern einforderte, gleichzeitig aber die regelmässigen Übergriffe der kurdischen Stämme weiterhin duldeten, entzündete sich der Widerstand der Sasounioten.² Den lokalen Widerstandsgestirben der Sasounioten interpretierten die armenischen Revolutionäre, die sich seit den 1880er-Jahren vor allem in den beiden in der Diaspora gegründeten Parteien Sotsial Temokrad Hntchagian Gousagtsoutiun (Sozialdemokratische Partei der Glocke) und Hay Heghapokhagan Tashnagtsoutiun (Armenische Revolutionäre Föderation; im folgenden ARF) formiert hatten,³ nun als armenischen nationalen Freiheitsdrang und versuchten, das Geschehen in Sasoun für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Eine grössere revolutionäre Bewegung konnten sie jedoch nicht entfachen. Im Gegenteil: Die Rebellion der Sasounioten endete im Desaster.

Die osmanische Regierung konstruierte aus dem lokalen Aufbegehren gegen doppelte Besteuerung, anhaltende Übergriffe, Landraub und Unsicherheit einen Aufstand, den sie mit einer grossen Militärmacht und einem anschliessenden Massaker der Bevölkerung, das tausende von Opfern forderte, unterdrückten. Dieses überharte Vorgehen schlug allerdings internationale Wellen. Die europäischen Grossmächte protestierten, verlangten Aufklärung und schliesslich umfassende Reformen, die den Armeniern in den östlichen Provinzen Sicherheit und Schutz garantieren sollten. Diese Reformen drohten aber auch das lokale Machtgefüge zu ihren Gunsten zu verschieben und – was für die auf Zentralisie-

rung bedachte osmanische Regierung noch gravierender war – das Tor für regionale Autonomieregelungen zu öffnen. Auf das europäische Drängen auf Reformen antwortete der Sultan, Abdülhamid II., schliesslich 1895/96 mit reichsweiten Armeniermassakern mit hunderttausenden Opfern. Es war ein Signal nach innen und aussen, das Thema dezentralisierender Reformen zugunsten der Armenier tunlichst nicht mehr auf die Tagesordnung zu setzen.⁴

Ursprungsmythen, Heldenmythen

Die Faszination, die die Sasounioten auf die armenischen Revolutionäre ausübten, ihre Erhöhung als unbeugsame Freiheitskämpfer, die weit über die revolutionären Kreise hinausreichte und bis in unsere Tage fortbesteht, speiste sich aus mehreren Mythen, die im 19. Jahrhundert aktualisiert wurden. Sie hatten verschiedene Ursprünge, verbanden sich jedoch schliesslich zu einem Gesamtbild Sasouns als uneinnehmbares Bergrefugium und Bastion der Freiheit. Seine Bewohner waren in diesem Bild unbeugsam, stark und mutig, gleichzeitig auch ursprünglich und unverdorben, edel, freiheitsliebend, von niemandem zu vereinnahmen. Der Ursprungsmythos bezieht sich zunächst nicht speziell auf Sasoun, sondern auf Armenien insgesamt als das in der Bibel beschriebene Land Ararat, auf dem Noahs Arche landete und das neue Leben auf der Erde begann. Armenien firmiert auch als Land des Paradieses, als biblischer Garten Eden, als Quellgebiet des Euphrat und Tigris. Dieses biblische Bild der Wiege der Menschheit wird begleitet von einer spezifisch armenischen, nationalen Ursprungserzählung.

Ein zweiter Strang der armenischen Ursprungserzählung wurde im 5. Jahrhundert nach Christus von Movses Khorenatsi niedergelegt, dessen «Geschichte der Armenier» bis heute die Referenzerzählung für die «überlieferte armenische Geschichte» darstellt, die parallel zur wissenschaftlich begründeten Geschichte des armenischen Volkes auch an den armenischen Schulen vermittelt wird. Movses Khorenatsi führt in seiner «Geschichte» die biblische Genealogie auf die Ahnenväter der Armenier hin und verwebt diese Abstammungsreihe anschliessend mit der altarmenischen, vorchristlichen Schöpfungserzählung, deren Schauplatz die Region um den Van-See ist, wozu auch Sasoun gehört.⁵

Die Heldensage, die den eigentlichen Ursprung des Mythos Sasoun ausmacht, weil Sasoun ihr historischer und erzählter Schauplatz ist und

zugleich der Ort ihrer jahrhundertelangen mündlichen Bewahrung und Überlieferung, ist das armenische Nationalepos «Sasna Dzer» (in etwa: «Sasouner Querköpfe»), das vor allem unter dem Namen eines seiner Teil-Zyklen, «David von Sasoun», bekannt wurde. Dieses Epos hat seine historische Wurzel im 8. Jahrhundert. Die Araber waren in den 630er-Jahren erstmals bis nach Armenien vorgedrungen. In den folgenden Jahrzehnten unterwarfen sie zwar nach und nach die armenischen Fürsten, etablierten aber keine direkte Herrschaft, sondern installierten einige der Fürsten als Statthalter. Dies änderte sich mit Beginn des 8. Jahrhunderts, als Armenien, wiewohl immer noch unter der Verwaltung armenischer Fürsten, enger an das Kalifat angebunden wurde. Eine armenische Revolte wurde niedergeschlagen. Die administrative Erfassung der armenischen Bevölkerung in den Folgejahren führte zu beträchtlichen Steuererhöhungen zur Finanzierung weiterer Feldzüge und entsprechend wachsendem Unmut in der armenischen Bevölkerung. Zum Ende des 8. Jahrhunderts nahmen die armenischen Erhebungen gegen das Kalifat, aber ebenso auch Machtkämpfe zwischen den rivalisierenden armenischen Fürsten (vor allem der Pakradounis [Bagratiden] und Mamigonians) zu. Mitte des 9. Jahrhunderts erlangte Ashot Pakradouni schliesslich Autonomie und die Vorherrschaft über die anderen Fürsten.⁶

Die arabische Herrschaft bildet den Hintergrund des Nationalepos von Sasoun, das den anhaltenden armenischen Kampf gegen die Araber über vier Generationen hinweg thematisiert.⁷ Das Epos ist unterteilt in vier Zyklen, die sich jeweils dem Helden einer Generation widmen. Der erste erzählt, wie Dzovinar sich bereitfindet, in die Ehe mit dem greisen König von Bagdad einzuwilligen, um ihr Volk zu retten, wie aus dieser Ehe zwei Söhne entspringen, Sanasar und Baghdasar (Balthasar), und wie Sanasar sich in der Feste Sasoun niederlässt. Der zweite Zyklus geht dem Schicksal der drei Söhne Sanasars nach, von denen der Erstgeborene, Mher der Löwe, über übermenschliche Kräfte verfügt, auf einen Erben aber lange warten muss. Mher zeugt schliesslich zwei Söhne. Der Preis für die Geburt seines Erben David ist – gemäss der Voraussage des Engels, der ihm den Erben versprochen hatte – der eigene Tod. Die Mutter des anderen Sohnes indessen ist die «Königin von Ägypten». So stehen sich die beiden Brüder, David von Sasoun und Msra Melik («Ägypterkönig»), als Todfeinde gegenüber.

Der dritte Zyklus, der von David von Sasoun handelt, ist das Kernstück des Epos. Er schildert, wie David als Kind von seinem Onkel und

Vormund Ohan in die Berge geschickt wird, damit er nicht die Regentschaft seines Vaters antritt. Er berichtet, wie David mit den wilden Tieren vertraut wird und unbändige Kräfte entwickelt; wie er damit, gepaart mit seinem Eigensinn und seiner Unkontrollierbarkeit, in seiner Umgebung Angst verbreitet; wie David schliesslich erfährt, wer sein Vater war, und beschliesst, seine Herrschaft zu erringen und Sasoun gegen Ägypten in die Freiheit zu führen; und wie die beiden Brüder und Antipoden sich über viele Jahre hinweg bekriegen, bis David den Msra Melik erschlägt. Das Epos endet mit dem vierten Zyklus über Davids Sohn Mher den Jüngeren. Auch er ist, wie sein Vater und Grossvater, mit übergrossen Kräften ausgestattet, erhebt sich aber gegen den eigenen Vater und wird von diesem durch einen Fluch in einen Felsen verbannt, wo er eingeschlossen warten muss, bis er am Ende der Zeiten hervortreten wird, um die aus den Fugen geratene Welt zu ordnen.

Das Epos hat eine fast 1000-jährige mündliche Überlieferungsgeschichte. Verschriftlicht wurde die Geschichte der Unbeugsamen von Sasoun aber erst 1873 von Bischof Karekin Srvantsdians. Srvantsdians (1840–1892) bereiste im späten 19. Jahrhundert mehrmals im Auftrag der armenischen Kirche sowie der weltlichen Vertretung der armenischen Gemeinschaft (*millet*) die armenischen Provinzen des Osmanischen Reiches und schrieb zahlreiche Berichte darüber. Er verarbeitete seine Beobachtungen darüber hinaus in mehreren ethnografisch-literarischen Werken. Zu seinen ethnologischen Studien gehörte schliesslich auch die Sammlung und Niederlegung mündlicher Überlieferungen. Nachdem er in Sasoun und der angrenzenden Ebene von Moush auf das Heldenepos aufmerksam geworden war, suchte er so lange, bis er einen Barden fand, der es in seiner Gesamtheit rezitieren konnte. Einen solchen fand Srvantsdians schliesslich in dem Bauern Grbo. Dessen Version notierte Srvantsdians im Dialekt von Moush und publizierte sie erstmals 1874. In der Folge wurden weitere Versionen und Teilversionen niedergeschrieben, die ab 1939 von der Sowjetarmenischen Akademie der Wissenschaften in einer dreibändigen Gesamtausgabe zusammengefasst wurden.⁸

Weithin popularisiert wurde das Epos – allerdings nur sein Kernstück, der dritte Zyklus um David von Sasoun – durch die Adaptation von Hovhannes Toumanian aus dem Jahr 1902. Toumanian (1869–1923), der «Barde von Lori», war einer der populärsten Schriftsteller seiner Zeit, der unter anderem – ähnlich wie die Brüder Grimm in Deutschland – durch eine umfangreiche Sammlung von Märchen und Fabeln hervorgetreten

war.⁹ Rasch erfuhr das Epos auch zahlreiche Übersetzungen in andere Sprachen.

Politische Aktualisierungen

Zur selben Zeit erfuhr der Mythos von Sasoun auch eine politische Aneignung durch die armenische revolutionäre Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts. Roupen Der Minasian, der als Parteikader und Kämpfer (*fedayi*) selbst in Sasoun aktiv war, später aber vor allem durch seine siebenbändigen Memoiren bekannt wurde, flicht in seine «Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs» einen ganzen Band ein, der nicht von seinen persönlichen Erlebnissen, sondern von der Geschichte des Freiheitskampfes in Sasoun handelt. Roupen rekurriert darin auf die Tradition und den Mythos Sasouns als Bergfeste, als Réduit und Refugium. Der moderne Freiheits- und Überlebenskampf der osmanischen Armenier wird zur unmittelbaren Fortsetzung des Kampfes der «Sasouner Querköpfe» gegen die arabische Herrschaft. Indem Roupen die Erlebnisse früherer Revolutionäre und *fedayis* mit seinen Lebenserinnerungen verwebt, stellt er sich selbst in ihre Tradition. Indem Roupen in seinen Beschreibungen und Charakterisierungen immer wieder Motive des Sasoun-Epos aufruft, nimmt er dieselben Eigenschaften auch für seine *fedayis* und somit letztlich auch für sich in Anspruch. Er zeichnet die Revolutionäre als pars pro toto des ganzen Volks und überträgt die Tugenden der epischen Helden auf die Armenier insgesamt.¹⁰

Die Charaktereigenschaften, die den Mythos Sasoun beziehungsweise seiner Bewohner ausmachen, verdichten sich im titelgebenden substantivierten Adjektiv «dzour». In der wörtlichen Übersetzung heisst dies «krumm, nicht gerade», was hier aber zu verstehen ist als nicht stromlinienförmig, nicht angepasst, sich nicht unterordnend, nicht zähmbar. In diesem Sinn: unbeugsam, stur, querköpfig, eigensinnig, störrisch, von unbändiger Freiheitsliebe, dabei aber auch unkorruptierbar, rein, ursprünglich, unverfälscht, wild, im Einklang mit der rauen Bergwelt. Zum unbezwingbaren Freiheitsdrang gesellt sich so ein Element der über sich selbst hinauswachsenden Kraft und Kühnheit, die eine über die eigenen, eigentlich limitierten Kräfte hinausgehende Anstrengung des Überlebenswillens ist.

Der Mythos Sasoun verbindet das Motiv des Beharrungsvermögens und der Widerständigkeit gegen jedwede Vereinnahmung und

Unterwerfung mit jenem des Ursprungs, das sowohl auf die heidnisch-armenische als auch auf die biblische Tradition und Schöpfungsgeschichte zurückgreift. Auch das Epos von Sasoun greift auf den biblischen Text zurück, am vordergründigsten bereits in der Namensgebung des David, dessen goliathhafter, übermächtiger Antipode mit der Bezeichnung als «König der Ägypter» zum Pharaon wird, der Israel gegenübersteht. Mit dem reichen Repertoire an Geistern und Feen, die das Epos bevölkern, werden die Bezüge zur heidnischen Tradition und zur Natur geschaffen, aus der im altarmenischen Schöpfungsbericht das Leben entspringt. Das Heldentum des Epos ebenso wie jenes der *fedayis*, die Epos und Mythos für sich aktualisieren, ist indessen keines, das primär auf expansives Ausgreifen oder Aufbruch zu neuen Abenteuern abhebt. Das Heldentum Sasouns besteht vielmehr schlicht im Überleben, es besteht darin, angesichts ständig drohender äusserer Übermacht eigen zu bleiben und sich nicht zu beugen. Das Epos tituliert seine Helden deshalb nicht als Sasouner «Kühne», «Starke» oder «Wagemutige», sondern als «Sasouner Querköpfe» (Sasna Dzrer), als Unbeugsame.

Das armenische Sasoun existiert nicht mehr. Im Zuge des Völkermords an den Armeniern im Osmanischen Reich während des Ersten Weltkriegs sollten auch die Armenier von Sasoun deportiert werden. Die Bewaffneten auf armenischer Seite waren einmal mehr die Revolutionäre der ARF. Sie beschlossen – gegen die heftigen Einwände vieler lokaler Gemeindevorsteher –, ihre Kräfte auf Sasoun, das legendäre Réduit, zu konzentrieren und damit die Ebene von Moush preiszugeben. Mehrere tausend Armenier aus der Umgebung zogen sich mit ihnen in die Berge Sasouns zurück. Anfangs konnten die Armenier in Sasoun den sie umzingelnden osmanischen Armeen noch trotzen. Als schliesslich die Munition und vor allem die Lebensmittelvorräte aufgebraucht waren und die Verteidigung damit zusammenbrach, setzten sich die revolutionären Kader ab und retteten sich in russisches Gebiet. Die Bevölkerung fand zu grossen Teilen den Tod.¹¹ Die Überlebenden siedelten sich in den ostarmenischen Regionen Ashtarag und Talin an.

Das armenische Sasoun existiert nicht mehr, doch der Mythos blieb unbeschadet. Er war in Sowjetarmenien gegen das sowjetische Regime abrufbar, als der Dichter Kevork Emin (1919–1998) seinen populären «Tanz der Sasounioten» (Sasountsineri bare) verfasste.¹² Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde er erneut aktualisiert, als im Krieg mit Aserbaidschan die armenische Enklave Berg-Karabakh

(Artsakh) in die Rolle der unbeugsam-widerständigen, heroischen Bergfeste schlüpfte – und die ARF Roupens «Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs» an die Kämpfer verteilte.

Nationale Interpretationen imperialer Realitäten

Die modernen politischen Aktualisierungen des Mythos Sasouns verkürzen indessen nicht nur die Realität, sondern auch die Komplexität des Mythos selbst. Zum einen war in der Spätzeit des Osmanischen Reiches unter den verschiedenen Bevölkerungsgruppen ein nationales Bewusstsein, wenn überhaupt, allenfalls im Keim vorhanden und längst nicht so ausgeprägt, wie es in der nachträglichen Betrachtung erscheinen mag. Auch die Armenier lebten im Osmanischen Reich im gegebenen imperialen Rahmen, der auf mehreren Ebenen gleichzeitig verschiedene identifikatorische Zuordnungen bot. Die gewichtigsten Referenzrahmen waren die lokale Gemeinschaft, das Dorf, die Region, die eigene Glaubensgemeinschaft. Darüber stand als weitaus abstraktere Grösse der Staat. Eine mögliche Nation als kulturell-politische Entität begann sich gerade erst unter den Armeniern zu entwickeln.

1894 und 1904 hatten die armenischen Revolutionäre verkannt, dass die Bergbauern Sasouns – wie wohl die grosse Mehrheit der osmanischen Armenier insgesamt – keineswegs aufgeschlossen waren für eine revolutionäre Bewegung. Ihr Anliegen war rein lokaler Natur und als solches eng begrenzt. Der ideologische Überbau der Parteikader war ihnen fremd. Sie kämpften nicht für eine neue Ordnung, nicht für eine grundsätzliche Veränderung ihrer Lebensbedingungen, sondern lediglich für ihren Schutz vor Überfällen. Eigentlich kämpften sie damit für den Erhalt der überkommenen Ordnung, ihrer lokalen Autonomie, die durch die osmanische Zentralisierungspolitik mit ihren neuen Forderungen und die kurdischen Überfälle in ihrer neuen Ausprägung gestört und aus dem Gleichgewicht gebracht worden war. In diesem Sinne waren sie gerade in ihrem Widerstand konservative Bewahrer.

Zum anderen bedeutete die moderne Nationsbildung auch innerhalb der armenischen Gemeinschaft eine gewisse Vereinheitlichung, für die jegliche Übergangs- und Mischformen, wie etwa arabisch-, kurdisch- oder türkischsprachige Armenier oder auch nach aussen islamisierte Armenier in ihrer Zuordnung problematisch waren. Die modernen Nationsbildungsprozesse implizierten zudem eine stärkere Abgrenzung vom

Anderen, welche an die Stelle der selten konfliktfreien, jedoch immer aufeinander bezogenen Lebensform und Weltansicht trat, die sich entsprechend eher durch eine Pluralität von «Mischformen» als durch die Homogenität von «Reinformen» charakterisieren lässt. So unterschied sich die Lebenswirklichkeit der Sasounioten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert beträchtlich von dem Bild, das der Mythos in seiner nationalistischen Deutung von den Bewohnern Sasouns entwarf. Gerade die Armenier Sasouns waren in besonders hohem Maße arabisiert, kurdisiert oder auch islamisiert. Sie waren also eigentlich das Gegenteil dessen, was man als ursprünglich und unverfälscht Armenisch annehmen könnte, sowie es der Mythos zeichnet. Die noch heute so beliebten Sasouner Volkstänze und Trachten, die zur profanen Verkörperung des Mythos Sasoun geworden sind, teilten sich die Armenier Sasouns mit den Kurden derselben Region.

Diese plurale Perspektive, die das Selbst immer in Beziehung und auch im Konflikt noch im Austausch mit dem Anderen wahrnimmt, prägt jedoch auch das Volksepos, aus dem der Mythos Sasouns entspringt. David von Sasoun und Msra Melik, die Protagonisten des Volksepos, sind Brüder. So ist die hervorstechendste Eigenschaft des Réduits – nur scheinbar paradoxerweise – gerade nicht die Abgeschiedenheit und Abschottung. Ganz im Gegenteil vollzieht sich die Verteidigung der Freiheit nicht in Abgrenzung, sondern in Korrespondenz zum Anderen. Die Bewahrung des Eigenen wird erst möglich in der steten Anpassung, im Austausch und in der Befruchtung durch Durchzügler, Nachbarn und sogar durch Gegner. Das Réduit bewahrt nicht vor der wechselseitigen Bezogenheit und der daraus resultierenden Herausforderung der steten Auseinandersetzung und Veränderung. Im Gegenteil: Es wird zur Verdichtung dieses dynamischen und kommunikativen Verständnisses von Bewahrung und Eigenart.

1 Zur Geschichte Sasouns, der Ebene von Moush und der Region Daron siehe v. a. Garo Sasouni: *Badmoutiun Daroni Ashkharhi*. Beirut 1956 (Reprint Antelias 2013); Haygaz M. Boghosian: *Sasouni Badmoutiun 1750–1918*. Yerevan 1985; Sarkis und Misak Pteyan / Aghan Daronetsi: *Harazad Badmoutiun Daroni*. Kairo 1962; Jean-Michel Thierry: *Sasun. Voyages archéologiques*. In: *Revue des études arméniennes* 23 (1992), S. 315–391. Für einen historischen Überblick zur Geschichte Armeniens allg. siehe Richard G. Hovannisian (Hg.): *The Arme-*

nian People from Ancient to Modern Times. New York 1997; Robert H. Hewson: *Armenia. A Historical Atlas*. Chicago 2001.
2 Vgl. Donald Quataert: *An Economic and Social History of the Ottoman Empire*. Cambridge u. a. 1999, S. 880.
3 Eine englischsprachige Überblicksdarstellung zur Geschichte der armenischen revolutionären Parteien ist Louise Nalbandian: *The Armenian Revolutionary Movement. The Development of Armenian Political Parties Through the Nineteenth Century*. Berkeley / Los Angeles 1963. Zur Geschichte der ARF

- siehe auch Hratch Dasnabedian: *History of the Armenian Revolutionary Federation Dashnaksutiun 1890/1924*, Milano 1989/90. Die armenischsprachige Literatur ist umfangreich. Herausgehoben werden müssen für die Geschichte der Hntchag: Armen Gidour: *Badmoutiun S. T. Hntchagian Gousagsoutian 1887–1962/63*, 2 Bde., Beirut 1962/63, und für die Geschichte der ARF: Mikayel Varantian: *H. H. T. Badmoutiun*, 2 Bde., Paris 1932 und Kairo 1950.
- 4 Elke Hartmann: *The Central State in the Borderlands: Ottoman Eastern Anatolia in the Late Nineteenth Century*. In: Omer Bartov / Eric D. Weitz (Hg.): *Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*, Bloomington, Indiana 2013, S. 172–190.
- 5 Robert W. Thomson: *Moses Khorenats' i, History of the Armenians*. Translation and Commentary on the Literary Sources, Revised Edition. Ann Arbor 2003 (zuerst 1978). Die erste deutsche Übersetzung ist: *Des Moses von Chorene Geschichte Gross-Armeniens*. Aus dem Armenischen übersetzt von Dr. M. Lauer, Regensburg 1869.
- 6 Einen knappen Überblick bietet George A. Bournoutian: *The History of the Armenian People*. Costa Mesa 1993, Bd. 1, Kap. 8; vgl. auch Khalid Yahya Blankinship: *The End of the Jihād State. The Reign of Hishām ibn ʿAbd al-Malik and the Collapse of the Umayyads*. New York 1994.
- 7 Neuere, europäischsprachige Forschungsarbeiten sind Dickran Kouymjian / Barlow Der Mugrdechian (Hg.): *David of Sassoun: Critical Studies on the Armenian Epic*. Fresno 2013; Azat Yeghiazaryan: *Daredevils of Sasun: Poetics of an Epic*, Costa Mesa, CA 2008.
- 8 Emma A. Gosdantian: *Karekin Srvantsdians*. Gyanke yev kordzouneoutiune. Yerevan 1979.
- 9 Kevork B. Bardakjian: *A Reference Guide to Modern Armenian Literature, 1500–1920. With an Introductory History*. Detroit 2000, S. 180–182.
- 10 Vgl. ausführlicher Elke Hartmann: *Shaping the Armenian Warrior: Clothing and Photographic Self-Portraits of Armenian fedayis in the Late 19th and Early 20th Century*. In: Claudia Ulbrich / Richard Wittmann (Hg.): *Fashioning the Self in Transcultural Settings: The Use and Significance of Dress in Self-Narratives*. Würzburg 2015, S. 117–148.
- 11 *Zwei konträre Perspektiven bieten Roupen: Hay Heghapokhagani me Hishadagnere*. Bd. 7, S. 49–122; Aghan Daronetsi: *Badaskhanadounere Daroni Yeghernin*. San Francisco 1966.
- 12 Bardakdjian, *Reference Guide*, S. 229f.

Arno Camenisch

Über den Gotthard

140

Vom Gotthard weiss ich nur, dass ein geheimer Stollen von Airolo bis auf den Pass führt, knapp zwei Meter hoch, steil und feucht und breit wie eine Kuh, dass die Brieftauben auf die andere Seite vom Gotthard gefahren und losgelassen werden, und wenn sie den Weg zurück finden, sie gut genug sind, dass im Sommer die Rekruten in den Hügeln um den Pass herumliegen, die Tage abwarten und den Frauen nachhängen, dass die Soldaten sich im Winter die Hände mit Melkfett einreiben, bevor sie die Lederhandschuhe anziehen und das zweite Paar Handschuhe darüber, dass wir auf dem Weg in den Süden einen Kaffee im Hospiz auf dem Pass tranken und dass vor dem Hospiz die Fahnen im Winde wehen und eine davon die Urner Fahne ist, dass es auf dem Gotthard manchmal auch im Sommer schneit, dass nach dem langen Winter der Mazzacauras* von Norden her über den Pass zieht, dass die Füsiliere ihre Panzerfäuste in den Seitentälern vom Gotthardmassiv abfeuern und dass sie danach die steilen Hänge nach Schiessmüll durchstreifen, dass in den Stollen um das Gotthardmassiv die Jugendlichen zwischen Weihnachten und Neujahr ihre Rockkonzerte spielen, wenn die Maschinen stillstehen, und dass zuunterst in den Stollen stets der Franz mit seinem Crêpes-Stand steht, dass der Gotthard mir manchmal fremd ist wie der Mond und dass ich, seit sie nicht mehr ist, nur noch durch den Tunnel bin.

*Mazzacauras bedeutet wörtlich übersetzt Geissentöter und steht für einen kalten, eisigen Frühlingsnordwind.

141

Vom «Felsenthron Europas» zum neuen Kanton Tessin

Gotthard-Reisen von 1770 bis 1800

Thomas Fries

Das Jahr 1513 brachte, zwei Jahre vor Marignano, die definitive Etablierung der «ennetbirgischen Vogteien» der alten Eidgenossenschaft, die sich im 15. Jahrhundert nach und nach gebildet hatten. Die vier Vogteien entlang der Gotthardroute bis Bellinzona und im Bleniotal wurden nur von den Urkantonen, die vier anderen in der übrigen italienischen Schweiz jedoch von den zwölf Alten Orten (ohne Appenzell) gemeinsam verwaltet. Sie trugen deutsche Namen, die heute fremd geworden sind: Livinen (Leventina, von Uri allein beherrscht), Bollenz (Blenio), Reffier (Riviera), Bellenz (Bellinzona) sowie die von den zwölf Orten verwalteten Gebiete Luis (Lugano), Mändris (Mendrisio), Luggarus (Locarno) und Mainthal (Valle Maggia). Das eidgenössische Regime beschränkte sich auf den Landvogt, der jeweils für zwei Jahre abwechselungsweise von einem der zwölf Orte gestellt wurde, seinen Statthalter, den Fiskal, den Dolmetscher und den Landschreiber. Deren Aufgaben betrafen in erster Linie das Gerichtswesen (mit dem die Ämter sich auch zu finanzieren hatten); im Übrigen verwalteten sich die Gebiete selbst und hatten selbst gewählte Regenten. Für Justiz und Verwaltung hatte jede Vogtei ein eigenes Statut, die demokratischen Rechte wurden teils direkt (Landsgemeinden), teils indirekt durch Kongresse der gewählten Dorfvorsteher (Konsuln) wahrgenommen. Diese Gremien waren zuständig für Finanzverwaltung mit Steuern und Abgaben, Korn- und Salzversorgung, Sanität, Forstwesen, Strassen und Brücken. Die Oberaufsicht über die Landvogteien übte das Syndikat der herrschenden Kantone aus. Dieses fungierte auch als Appellationsinstanz, Letztinstanz war aber die eidgenössische Tagsatzung. Die jährliche Versammlung des Syndikats im Spätherbst war ein festliches Ereignis, das für die gemeinsam verwalteten Gebiete zuerst in Lugano und dann in Locarno stattfand.

Die konfessionelle und kulturelle Ausrichtung nach Süden blieb dagegen während dieser Zeit erhalten, Leventina, Blenio und Riviera gehörten zum Erzbistum Mailand, die übrigen Gebiete zum Bistum Como. Der Einfluss von Carlo Borromeo (1538–1583), dem Mailänder Erzbischof, hat bis heute viele Spuren in der Südschweiz hinterlassen. Von ihm stammen dann auch die ersten Ausbaupläne für das Gotthard-Hospiz im 16. Jahrhundert, dessen Gebiet im Spätmittelalter zum Kloster Disentis gehört hatte;¹ von da an aber wurde das Hospiz ganz klar von Süden aus bewirtschaftet, und für den Wiederaufbau zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die neue Tessiner Regierung zuständig.

Die «ennetbirgischen Vogteien» (die Bezeichnung «Tessin» kam erst mit der Kantonsgründung 1803) waren nicht nur geografisch, sondern auch wirtschaftlich und politisch *jenseits* (des Gotthards). Die demokratischen Volksrechte wurden zwar durchaus respektiert, und das Gebiet blieb drei Jahrhunderte lang weitgehend von Kriegen verschont, doch in politisch-wirtschaftlicher und bildungspolitischer Hinsicht geschah wenig. Bestrebungen nach mehr Selbständigkeit wurden im Keim erstickt, so bei der Niederschlagung des Aufstands in der Leventina 1755. Korruption und Rechtsmissbrauch waren gang und gäbe. Bis zum Frühjahr 1798, nach der Französischen Revolution und mit Beginn der Helvetischen Republik, lag die Südschweiz in einem 300-jährigen Dornröschenschlaf und wurde nördlich der Alpen kaum wahrgenommen. Stefano Franscini, der grosse Tessiner Liberale und Mitglied des ersten Bundesrats von 1848, beklagt sich in der Rückschau bitterlich über die allgemeine Misere der italienischen Schweiz unter dem Regime der zwölf Orte:

«Welch unermessliche Wohltat für uns, wenn sie uns die auf ihren guten Ordnungen gegründete Freiheit geschenkt hätten! Aber sie wollten *Landvogteien*: schlecht regiert und armselig hielten sie uns, mit keinem wirklichen Nutzen für die Eidgenossenschaft, als dass in ihrem Namen gefräßige Harpyien von den Alpen herabstiegen, zum größten Schaden des ausgebluteten Volks, zur ewigen Schmach des beherrschenden Volkes.»²

Man kann davon ausgehen, dass es in diesen drei Jahrhunderten im Sommer und im Winter einen regen Reiseverkehr über den Gotthard als direkteste Nord-Süd-Verbindung gab: Kaufleute, Säumer, Pilger, Verwaltungsbeamte, Kuriere, Truppen, Viehtransporte, Grand-Tour-Reisende. Das ständige Anwachsen bestätigt die fortschreitende Pflasterung

des Saumwegs auf fünf Meter Breite, der Neu- und Ausbau von heiklen Stellen (Schluchtweg Monte Piottino und Verbesserung Biaschina 1560, Durchbruch Urnerloch 1707, Granit-Stufenweg Tremola) und die Fahrbarmachung auf beiden Seiten bis Airolo beziehungsweise Göschenen. Doch von 1513 bis 1770 haben sich, im Vergleich mit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, nur wenige Berichte über diese zum Teil gewiss abenteuerlichen Reisen erhalten. Die Überquerung des Gotthards wurde als beschwerliche und gefährliche Bewältigung eines Hindernisses wahrgenommen, von der allenfalls die überstandenen Strapazen erwähnenswert waren. Ein Beispiel dafür bildet die *Jenseiths Bürgische Reiss Beschreibung* des Basler Syndikators Hans Jakob Faesch (1638–1706), der 1682 als Abgesandter Basels nach Lugano und Locarno reiste.³ Doch für Land und Bewohner der «Machtbereiche über den Bergen» gab es kein eigenständiges Interesse.

Der berühmte 23. Brief im ersten Teil von Rousseaus *Nouvelle Héloïse* (1761) mit St-Preux' Schilderung seines Aufenthalts in den Bergen des Wallis weckte das *literarisch-ethnografische* Interesse für Landschaft und Bewohner der Alpen. Die Alpen vermittelten zudem eine faszinierende Erfahrung von atemberaubender Höhe und Tiefe und wurden, neben dem Meer, zur privilegierten Landschaft des *Erhabenen*. Damit ergab sich der Horizont für eine neue Form von Alpenreisen und Alpen-texten. Der Gotthard wird nach 1770 selbst zum Reiseziel, zu einem oder *dem* Höhepunkt der Reise in den Süden. Die Gotthardroute erhält von Amsteg bis Biasca ihre klassisch-pittoreske Topologie: Pfaffensprung, Schöllenen mit Teufelsbrücke und Urnerloch (Abb. 12), Urseren, Passhöhe mit Kapuzinerkloster, Tremola, Airolo, Dazio Grande (Mautstation am Monte Piottino), Biaschina, Giornico mit Waffenlager. Häufig verbindet sich die Darstellung von Landschaft und Leuten mit einer pointierten Selbsterfahrung des Autors.

Gleichzeitig nimmt das *Interesse an der Südschweiz* zu, diese wird nach 1770 von der schweizerischen Aufklärung entdeckt. Hans Rudolf Schinz aus Zürich (1745–1790), der zwei Jahre mit dem Zürcher Landvogt Johann Ludwig Meis in Locarno lebte und die Tessiner Landschaft mehrmals intensiv bereiste, schreibt: «Die italienische Schweiz ist wol unter allen Landschaften, welche jtz zu Helvetien gerechnet werden, der unbekannteste Theil. Die deutschen Schweizer kennen ihn selbst nicht; [...]»⁴ Seine *Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes*, die fast ausschliesslich dem Tessin gewidmet sind, liefern die erste umfas-

sende ethnografische Untersuchung über die Südschweiz und gleich zu Beginn die eindruckliche Darstellung einer Reise vom Gotthard bis Chiasso im Jahr 1777.

Naturwissenschaftliche Interessen stehen im Vordergrund der Berichte von Horace-Bénédict de Saussure⁵ und von Alessandro Volta,⁶ die beide den Gotthard von Süden kommend erkundeten. Eine ganze Reihe von illustren Reisenden schildern in der Folge ihre Gotthard-Erfahrungen, unter ihnen Johann Wolfgang Goethe (1775, 1779 und 1797), Johann Georg Sulzer, William Coxe, Johann Heinrich Meyer, Leandro Fernández de Moratín. Zu ihnen stossen dann auch zwei Frauen, die englische Autorin Helen Maria Williams (1794)⁷ und Karl Viktor von Bonstetens Freundin Friederike Brun (1795).⁸ Während Williams, unmittelbar nach ihrer eigenen Erfahrung der Französischen Revolution in Paris, sich für alle politischen und ethnografischen Besonderheiten der durchwanderten Gebiete interessiert (und ebenso anschaulich wie witzig schreibt), wird Brun von einer sentimentalischen Begeisterung getrieben, welche manchmal dem Kitsch nahe ist.

Gegen Ende des Jahrhunderts, mit den Reisen der Syndikatore Franz Leonhard Ziegler aus Zürich (Syndikator 1789–1791 und 1797 sowie bevollmächtigter eidgenössischer Gesandter 1797)⁹ und Karl Viktor von Bonstetten aus Bern (Syndikator 1795–1797)¹⁰ sowie von Heinrich Zschokke (helvetischer Kommissär 1800)¹¹ tritt die politisch-ökonomische Situation des Tessins und dessen Erhaltung als Teil der Schweiz in den Vordergrund. Bonstetten engagierte sich von 1795 bis 1797 für dringende wirtschaftliche Reformen, noch in der Annahme der Weiterführung der Landvogteien. Dagegen konnte Ziegler 1797 sich vor dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft in Verhandlungen mit Bonaparte in Mailand für den Verbleib des Tessins bei der Schweiz einsetzen. Und 1800 wurde Zschokke als Kommissär der Helvetischen Republik ins Tessin geschickt, um in einer zwischen verschiedenen Mächten und Parteien chaotisch gewordenen Situation für Ordnung zu sorgen und den Verbleib des Tessins in der Schweiz zu sichern. Franscini würdigt ihn als eigentlichen Retter des Tessins in diesem schicksalhaften Jahr.¹²

Aus Platzgründen kann die ganze Vielfalt der verschiedenen Berichte nur mit kleinen Schwerpunkten zur Darstellung kommen, etwas ausführlicher werden die erste Reise von Schinz 1777 und die letzte von Zschokke 1800 gewürdigt.

Markante Wahrnehmungen

Saussure und Volta nehmen erstmals genauere *Messungen* (Höhen, Strecken) und *Verortungen* vor; Saussure besteigt auch Seitengipfel der Gotthardroute und kommt zum Schluss, dass der Mont Blanc wesentlich höher als das Gotthardmassiv sein muss. Den Titel *Alpes summae* verdiene sich dieses nicht wegen seiner Höhe, sondern wegen seiner zentralen Lage. Saussure definiert diese in allen vier Himmelsrichtungen mit den entsprechenden Flüssen und Tälern bis zu den Grenzen der Schweiz, Goethes Bild des Kreuzes mit dem Gotthard als Zentrum ist darin präsent. Saussure gibt auch die erste genauere Definition der Bedeutungen von *Gotthard* und unterscheidet den Gotthardpass, die Gotthard-Hochebene und das Gotthardmassiv zwischen Vierwaldstättersee, Rhonetal, Valle Maggia und unbestimmter Begrenzung im Osten.¹³ 1775 hielten die Kapuziner Saussure, der zu geologischen Zwecken überall Steine einsammelte und seinem Maulesel auflud, noch für verrückt, zwölf Jahre später ist das normal geworden. Als Verrückte gelten auch die beiden Engländer, die 1775 und 1794 den Gotthard im Reisewagen erreichen wollten. Helen Maria Williams beschreibt, wie im Sommer 1794 eine ganze Karawane von Pferden, Maultieren, Ochsen und anderen Tieren einen englischen Lord mit Wagen auf den Gotthard zog.¹⁴ Williams selbst trifft am Dazio Grande auf ein heiteres Erntefest, bei dem «ein halbes Dutzend fröhliche italienische Priester [...] einen Chor anführten» und, «wie an ihren geröteten Gesichtern und ihren flammenden Blicken zu sehen war, sich an Dichtung erfreuten, die von sehr anderer Art war als diejenige der Hymnen in ihren Breviarien und Messbüchern».¹⁵

Die beiden Durchgänge durch die Schöllenen und die Piottino-Schlucht erfahren bei allen Autoren besondere Beachtung, am eindrucklichsten sind die Beschreibungen von Helen Maria Williams und von Alessandro Volta (Dazio Grande). In herrlicher Dramatik beschreibt Friederike Brun den Wechsel vom grauenerregenden Schlund der Schöllenen durch die finstere Höhle des Urnerlochs ans hell-sanfte Licht des Urserentals, erwähnt aber in einer Anmerkung, eine Zeitungsmeldung zitierend, auch das Schreckensbild, welches das ganze Reusstal im Sommer mit den Kämpfen zwischen den Franzosen und den mit den Österreichern verbündeten Russen darbot.¹⁶ Der winterliche Aufstieg zum Gotthard im November 1779, vom baumlosen, schneebedeckten Urserental bis zu den Kapuzinern, unter blitzendem Eis und tiefblauem Himmel,

fasziniert Goethe auf seiner zweiten Schweizer Reise. Es ist ein absoluter Höhepunkt für ihn; man kann sich den vereisten, «mit Erde überfahrenen» und mit Stangen markierten Saumweg mit den klingelnden Maultierkolonnen gut vorstellen. In verschiedenen Berichten werden die grossen Lawinenkatastrophen von 1478 und 1624 (mit 60 beziehungsweise 300 Todesopfern) und jährlich wiederkehrende schwere Unfälle erwähnt. Die Reisenden waren im Winter grösseren Gefahren und zum Teil extremer Kälte ausgesetzt, aber laut Bonstetten gab es auch Vorteile: «Schön ist der Gotthardt im Winter. Da fährt man auf Schlitten, von Pferden und Stieren gezogen, über alle Abgründe sanft dahin. Der stärkste Pass für die Waaren ist der Winter.»¹⁷ Bonstetten bemerkt die Unterschiede von Wetter und Wind nördlich und südlich des Gotthards und versucht deren Gesetzmässigkeiten zu deuten.¹⁸

Aufstieg zu einem Schauspiel, Abstieg nach Süden

Das erste Heft der *Beyträge zur nähern Kentniß des Schweizerlandes* von Hans Rudolf Schinz,¹⁹ mit denen der Pfarrer aus Zürich seine 20-jährige persönlich reflektierte Reiseerfahrung in allen Regionen der Schweiz zur Darstellung bringen wollte (aber nur in Bezug auf den Tessin zur Ausführung bringen konnte), setzt gewiss nicht zufällig bei seiner Reise 1777 direkt auf dem Gotthard ein, als er sich drei Tage («die ich unter die angenehmsten meines Lebens zähle»)²⁰ bei den Kapuzinern aufhält. Von dort aus will Schinz, im Hochgefühl eines ersten Bergsteigers, den Monte Prosa (für ihn «Gotthardberg») im Nordosten des Passes besteigen, immer in der Meinung, er strebe jetzt dem höchsten «Gipfel» Europas zu. Er berichtet von der zunehmenden Atemnot im zweistündigen Aufstieg und der plötzlichen Wahrnehmung von grauenvoller Tiefe hinter und fürchterlicher Höhe über sich. Ein weiterer Kraftakt bringt ihn auf einen Vorgipfel, wo sich ihm eine herrliche Szenerie eröffnet: «Was das für ein Schauspiel war!» Die Sicht vom «Felsenthron Europas» wird von Schinz auf fast 20 Seiten²¹ entwickelt. Zuerst die je andere Wahrnehmung der Alpen und der Täler aus Distanz und Nähe, von unten und von oben, von Norden und von Süden; auf eindrückliche Weise werden unzählige Gipfel in allen Himmelsrichtungen benannt und die Formen von Gipfeln und Bergketten nachgezeichnet. Wie in einem inneren Monolog (mit Gedankenstrichen hervorgehoben) richtet sich die Aufmerksamkeit immer wieder auch auf das eigene, erhebende und erhabene Sehen: «– Die Aus-

sicht auf dieser Berghöhe, und auf allen andern höchsten Bergen, ist also vielmehr fürchterlich, als angenehm – vielmehr verwirrend, als deutlich. Man sieht nur von Gebürg zu Gebürg, von Gipfel zu Gipfel –».²² Bemerkenswert ist dabei, im Unterschied zum stufenweisen Aufstieg auf der Passstrasse, die Plötzlichkeit des ganz anderen Ausblicks: Eine erhabene Distanz zu allem Gewohnten tritt ein, die den tiefsinnigen Beobachter in eine eigenartige Stimmung versetzt und in der sich die Erhabenheit von Schöpfer und Schöpfung zeigt.

Daran schliesst sich eine ethnografische Fantasie von der «ersten Bewohnung der höchsten Alpen» und der Besiedlung der Täler aus allen Himmelsrichtungen zum Gotthard hinauf. Wirtschaft, Topografie, Klima, politische Macht, Psychologie, Verkehr und vor allem die Sprache werden als Kriterien berücksichtigt. Doch wird Schinz, auf dem Monte Prosa meditierend, immer wieder von der Erhabenheit des *Standpunkts* überwältigt. Die Dämmerung lässt ihn dann endlich wieder absteigen, «müde, nass und schwermüthig» kommt er zum Hospiz zurück und freut sich – ein anderer Topos der Gotthard-Reise – des sicheren kleinen Zufluchtsorts bei den Kapuzinern inmitten der Gebirgswüste. Ganz ausführlich beschreibt Schinz im Folgenden, wie das Hospiz der Kapuziner, mit der Mischrechnung von gemeinnützigem Angebot für alle Mittellosen und dem normalen Gasthaus-Betrieb, durch Geld- und Nahrungsmittelkollekten sowie durch Alpnutzung finanziert und bewirtschaftet wurde. Ein besonderes Problem stellte die Holzversorgung dar.

Im Abstieg nach Süden ist der mit «rohen Steinen und Felsstücken gepflasterte» Weg so steil, dass man besser zu Fuss geht. Wegen der Lawinengefahr ist die Wegführung im Sommer und im Winter stellenweise unterschiedlich, und die im Winter problemlosen Schneebrücken werden im Frühjahr bis weit in den Sommer hinein zu einer steten Gefahr, der man sich freilich oft erst im Nachhinein gewahr wird, wenn man «den Abgrund mit Entsetzen erblickt, in den man gesunken, wenn das fundamentlose Gewölb eingestürzt wäre».²³

Wie viele andere Reisende versteht Schinz das Gebiet der oberen Leventina vom Gotthard bis Faido als Schwellenraum, von den Bewohnern sagt er, sie «schiene gutherzig, treu und menschenfreundlich, und weit mehr von dem Charakter der deutschen Nation und der Bergbauern, als von dem Verdächtigen der Italiener zu haben».²⁴ (Die abwertende Nord-Süd-Typologie des tüchtig-ehrlichen «Deutschen» und «Bergbauern» gegenüber dem eher faulen, listigen «Italiener» ist in dieser Zeit

ein trotz Widersprüchen nie hinterfragter Gemeinplatz, der auch bei Bonstetten und Zschokke zu finden ist.) Sehr aufmerksam nimmt Schinz nach dem Passieren des Dazio Grande die stufenweisen Veränderungen in der Landwirtschaft und im Hausbau sowie der Vegetation wahr: «Die Luft, die Pflanzen und Thiere zeigen mit jedem fortrückenden Schritt das wärmere Klima an.»²⁵ Unterhalb des Dazio Grande stehen die ersten Kastanienbäume, von Faido an wachsen Weinreben und Kirschbäume. Auch die «Lebensart» folgt jetzt mehr «italienischer Sitte», viel Reis und Dörrfleisch werden gegessen, Kastanien und Polenta («türkisch Korn-Brey») ersetzen dem «gemeinen Mann» das Brot.²⁶ Unterhalb von Giornico beginnt man die «grosse Sonnenhitze» zu spüren, Maulbeer-, Pfirsich- und Feigenbäume zeigen sich. Die Grenze der Leventina wird bei der «Abläschger-Brücke» vor Biasca erreicht, wo erneut eine Maut zu entrichten ist. Das Gebiet der Riviera leidet noch immer unter den Folgen einer Naturkatastrophe im Bleniotal: Nach dem grossen Bergsturz von 1512 bildete sich ein Stausee, der sich zwei Jahre später plötzlich entleerte, das ausbrechende Wasser verwüstete die ganze Riviera. Nur das Dorf Claro unmittelbar vor Bellinzona hinterlässt einen freundlicheren Eindruck in der Geschiebe- und Sumpfwüste.

Ausführlich beschreibt Schinz die Stadt Bellinzona und das pompöse Zeremoniell des Syndikats der Urschweizer Kantone (das Helen Maria Williams 20 Jahre später auf bissige Weise karikieren wird), später den Viehmarkt in der Ebene von Magadino, auf dem im Herbst vor allem Bauern aus der Innerschweiz ihre vielgerühmten Kühe nach Süden verkauften. Der Monte Ceneri war gefürchtet wegen des schlechten Wegs und wegen Raubüberfällen. Von Lugano aus reist Schinz am 18. August weiter auf dem Schiff, mit prachtvollen Ausblicken, nach Capolago und zu Pferd ins Mendrisiotto, das mit der Fruchtbarkeit des Bodens, seinen Weinstöcken, Getreidefeldern und Gebäuden wie ein kleines Paradies erscheint. Am Zollhaus in Chiasso endet der Reisebericht.

Kriegselend und Bewahrung des Tessins

Am 21. Mai 1800 wurde Heinrich Zschokke vom «Vollziehungs-Ausschuß» der Helvetischen Republik als «bevollmächtigter Regierungskommissär» eingesetzt, um das französische Heer «über die Alpen des St. Gotthard hinab in die italienische Schweiz zu begleiten, und dieses Land wieder in Gemäßheit der schweizerischen Staatsverfassung herzu-

stellen».²⁷ Zschokke hatte zuvor bereits in anderen Regionen der Schweiz mit und ohne Auftrag eingegriffen, um die durch den Krieg in der Schweiz entstandene Not zu bekämpfen. 1799 war er in Altdorf Suvorov und dessen Armee begegnet, die von Süden her den Gotthard überschritten hatte und dann von den Franzosen nach Osten abgedrängt wurde. Die einleitende Übersicht, die Zschokke von der chaotischen wirtschaftlichen und politischen Situation des Tessins – unter Bonapartes Diktat und im Clinch zwischen Cisalpinischer und Helvetischer Republik sowie dem kaiserlichen Österreich – vermittelt, prägt den dramatischen Charakter seines Rechenschaftsberichts ebenso wie eine gewisse Ungeduld des Tatkräftigen aus dem Norden gegenüber südlichem *dolce far niente*.

Zschokke schildert eindrücklich die Überquerung des Gotthards durch die französische Armee des Generals Moncey zum Kampf gegen die österreichischen Truppen am Lago Maggiore mit 20 000 Mann. Im Vordergrund steht die Not der Alpenbewohner angesichts der von den Truppen angerichteten Verwüstungen: Die zum Teil hungernden Soldaten schlachteten massenweise das Vieh der Bergbauern; um Brennholz zu gewinnen, wurden Häuser und Ställe abgebrannt. Der im späten Mai noch liegende Schnee erschwerte das Vorwärtkommen, erleichterte aber den Transport der zerlegten leichten Kanonen. Soldaten und Pferde stürzten ab, doch der Zug ging ungerührt weiter. «Hier tönnten die Flüche der Verunglückten; dort zogen jauchzend mit Gesang zwischen den Felsen die Bataillone hinab.»²⁸ Symbolisch für die rücksichtslose Zerstörungswelle des Kriegs erscheint Zschokke das Abbrennen des Hospiz, der gemeinnützigen, lebensrettenden Institution: «Die französischen Truppen hatten daselbst im Winter Vorposten gegen die Leventina gehabt, und ungeachtet ihnen die beklagenswürdigern Bewohner Airolo's und des Urserenthals das Holz auf dem Rücken heraufgeschleppt hatten, war doch diese Hilfe nicht ausreichend gewesen, die Brennholz-Bedürfnisse der Krieger zu befriedigen. Sie hatten die Dächer, Säulen, Thüren, Fussböden, und Alles, was brennbar gewesen, abgerissen und in Asche verwandelt.»²⁹ Da die Franzosen nur ganz ungenügend ausgerüstet (teilweise barfuss) waren und fast keine Lebensmittel bekommen hatten, kam es zu Plünderungen in grossem Stil, aber auch zu Requisitionsbegehren, welche die Tessiner Gemeinden völlig überforderten.³⁰

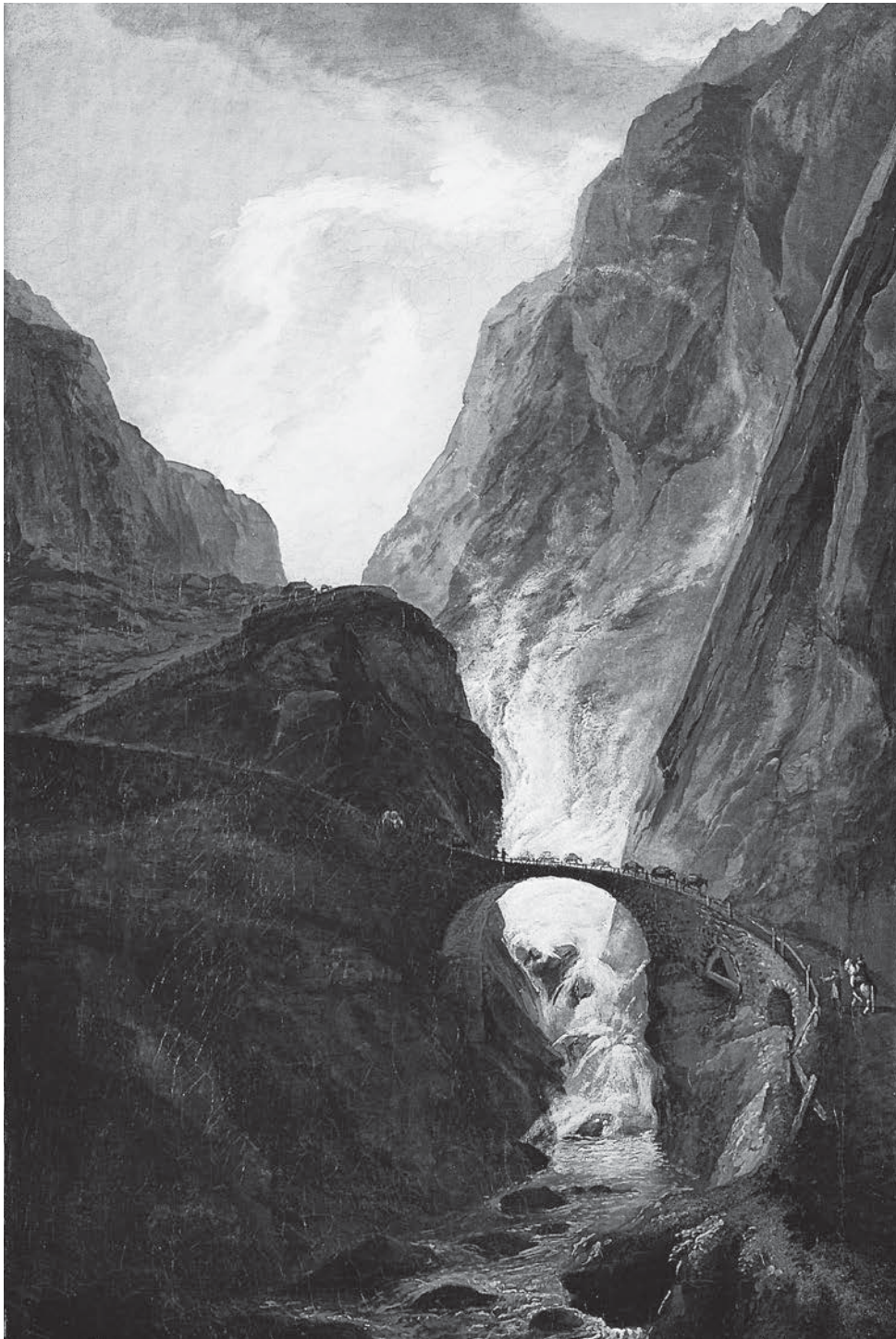
Der Hauptteil des Berichts betrifft dann allerdings die völlig unübersichtliche Lage des Tessins nach Erlangung der Unabhängigkeit von 1798. Während die einen sich der neuen Cisalpinischen Republik in der

Lombardei und die anderen (die Mehrheit) sich der Helvetischen Republik anschliessen wollten (nebst Vertretern der österreichischen Interessen und einem Klerus, dessen Einnahmequellen bedroht waren), konstituierten sich, in der Begeisterung der Freiheitsbäume, verschiedene Kleinregionen und sogar Einzelgemeinden als «Republickchen» und «intriguierten und puissancelirten» wechselseitig, «gleich den großen Mächten Europas».³¹ Zschokkes wichtigste Aufgabe bestand darin, fast ohne eigene Macht begangenes Unrecht zu schlichten, zwischen den auseinanderstrebenden Kräften zu vermitteln und auf gut eidgenössische Weise ein Gleichgewicht von Gewinn und Verlust zu schaffen. Das gelang dann auch einigermassen, politisch mit der vorläufigen Bildung zweier Verwaltungskommissionen für die beiden «Departemente» Bellinzona (entsprechend den vier Urschweizer Landvogteien) und Lugano (mit Mendrisio, Locarno und Valle Maggia) und der Auflösung der Teilrepubliken, juristisch mit einer Mischung von Strafverfolgung und Amnestie gegenüber begangenen Unrecht. Franscini charakterisiert Zschokkes abwägende Befriedungsaktion wie folgt: «Er machte es den Hitzköpfen keiner Partei recht; aber er nützte unserem armen Land unglaublich viel und gab ihm ein wenig Ordnung und Ruhe zurück.»³²

30 Jahre nach Schinz' europäischem Höhenflug auf dem Monte Prosa, über viele kühne Perspektiven und Positionsbezüge hinweg, wird der Gotthard nüchterner als Übergang zum neuen Kanton Tessin gesehen, der dank dem Ende der Fremdherrschaft (und mit dem Engagement von Ziegler, Bonstetten und Zschokke und vielen anderen) im 19. Jahrhundert seinen eigenen, selbständigen Weg innerhalb der Schweiz finden wird.

- | | | | |
|---|--|----|---|
| 1 | Stefano Franscini: <i>La Svizzera Italiana</i> (1840). Hg. v. Piero Chiara. Lugano 1973, S. 602. | 6 | (Gotthardüberquerung 1783 mit Rückblicken 1775 und 1777). |
| 2 | Franscini, <i>Svizzera Italiana</i> , S. 18f. Für grosszügige Hilfe bei diesem Artikel danke ich der Tessiner Übersetzung M.O. | 7 | Alessandro Volta, <i>Viaggi in Svizzera</i> . Como 1991. |
| 3 | Zit. in Auszügen von Werner Vetterli: <i>Frühe Freunde des Tessins. Sechs Reiseberichte aus zwei Jahrhunderten</i> . Zürich 1944, S. 27–50. Die meisten Reiseberichte des 18. Jahrhunderts in Auszügen bei Renato Martinoni: <i>Viaggiatori del Settecento nella Svizzera italiana</i> . Locarno 1989. | 8 | Helen Maria Williams: <i>A Tour in Switzerland; or, A View of the present State of the Governments and Manners of those Cantons: with comparative Sketches of the present State of Paris</i> . London 1798. |
| 4 | Hans Rudolf Schinz: <i>Beiträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes</i> . Zürich 1783–1791, H. 1, S. 1. | 9 | Friederike Brun: <i>Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz</i> . Kopenhagen 1800. |
| 5 | Horace-Bénédict de Saussure: <i>Voyages dans les Alpes [...]</i> . Bd. 4. Neuchâtel 1796, S. 3–38 | 10 | Franz Leonhard Ziegler: <i>Viaggio in Vallemaggia e Lavizzara nell' anno 1790</i> . Übers. und Hg. Clemente Vedova. Locarno 1915. Vgl. Martinoni, <i>Viaggiatori del Settecento</i> , S. 315f. |
| | | | Karl Viktor von Bonstetten: <i>Briefe über die</i> |

- | | | | |
|----|--|----|---|
| | italienischen Ämter Lugano, Mendrisio, Locarno, Valmaggia. 3 Bde (1795–1797). Kopenhagen 1801. Dok. Neuausg. Ascona 1982. | 24 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 108. |
| | | 25 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 115. |
| | | 26 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 118. |
| | | 27 | Zschokke, <i>Denkschrift</i> , S. 343. |
| 11 | Heinrich Zschokke: <i>Denkschrift: «Der Bürgerkrieg in der italienischen Schweiz»</i> (1801), in: Heinrich Zschokkes ausgewählte Schriften. Bd. 1. Aarau 1825, S. 284–422. | 28 | Zschokke, <i>Denkschrift</i> , S. 384. |
| | | 29 | Zschokke, <i>Denkschrift</i> , S. 386. |
| | | 30 | Zschokke, <i>Denkschrift</i> , S. 389: Aufstellung eines Requisitionsbegehrens für einen Tag in Bellinzona, u. a. je 21 500 Rationen Brot, Reis und Wein. |
| 12 | Franscini, <i>Svizzera Italiana</i> , S. 33. | | |
| 13 | Saussure, <i>Voyages</i> , Bd. III, S. 13f. | | |
| 14 | Williams, <i>Tour</i> , S. 175. | 31 | Zschokke, <i>Denkschrift</i> , S. 396. |
| 15 | Williams, <i>Tour</i> , S. 194f. | 32 | Franscini, <i>Svizzera Italiana</i> , S. 33. |
| 16 | Brun, <i>Tagebuch</i> , S. 355f. | | |
| 17 | Bonstetten, <i>Briefe</i> , Bd. III, S. 5. | | |
| 18 | Bonstetten, <i>Briefe</i> , Bd. III, S. 15. | | |
| 19 | Schinz, <i>Beyträge</i> . | | |
| 20 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 3. | | |
| 21 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 4–21. | | |
| 22 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 6. | | |
| 23 | Schinz, <i>Beyträge</i> , S. 101. | | |



152

Caspar Wolf: «Die Teufelsbrücke in der Schöllenen» (um 1777).

12

153

«Kennst du das Land?»

Goethes transalpine Rätsel

Daniel Müller Nielaba

Johann Wolfgang von Goethe und der Alpenübergang St. Gotthard konstellieren sich über eine äusserst intensive physische, emotionale und vor allem künstlerische Beziehung. Goethe, das sei diesem kurzen Essay als These vorangestellt, lebt und leidet insbesondere in seinem Werdegang zum Dichter ebenso am Gotthard, wie er *Gotthard* schreibt und dichtet: *Gotthard* bildet dabei eine beidseitig kodierte Demarkationslinie von individueller Biografie und Kulturgeschichte, von Sollen und Sehnen, ebenso wie von bildnerischem Gestalten von Welt und von deren sprachlicher Konstituierung, von Zeichner und von Sprachkünstler also. Dreimal befindet sich Goethe auf der Passhöhe des Gotthards, dreimal überquert er diese nicht, aus jeweils ganz unterschiedlichen Gründen, dreimal nimmt er den Rückweg auf der Nordseite. Gründlich erforscht und weitgehend ohne dunkle Stellen sind die drei Schweizer Reisen, die jeweils den Kontext für die Passbegehung am Gotthard bilden: Die erste Schweizer Reise vom 14. Mai bis zum 22. Juli 1775, die zweite Schweizer Reise vom 12. September 1779 bis zum 13. Januar 1780 sowie die dritte Schweizer Reise vom 30. Juli bis Ende November 1797. Dazwischen fällt, von September 1786 bis Mai 1788, die erste Italienreise und damit auch Goethes erste tatsächliche Alpenüberquerung, die ihn allerdings – bezeichnenderweise – nicht über den ihm bereits wohlbekannten St. Gotthard führt, sondern über die Brenner-Route.

Über den Gotthard: nach Italien, «wie es sich fügen und schicken wollte»

Goethe widmet seiner ersten Begehung des Gotthards, die er selber mit Tagebucheinträgen und vor allem mit seinem Skizzenbuch bestens dokumentiert hat, wesentliche Passagen des Schlusses von *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* im 18. und 19. Buch des Vierten Teils, um die es hier im Folgenden gehen soll. Es wird zu zeigen sein, dass diese erste Gotthard-(Nicht-)Passage in der rückblickenden Neudichtung nicht bloss die Dokumentation eines biografisch begründeten Dilem-

mas bildet – der Frage nach dem richtigen Lebensweg: der Rückkehr ins vertraute Frankfurt und zu der Verlobten oder dem Aufbruch in das verlockende Italien –, sondern dass sich in der dichterischen Fiktion der Autobiografie zugleich die Dichtung selber als die mediale Epistemologie einer vordergründig bloss biografisch begründet scheinenden Zerrissenheit ins Recht setzt: Goethe, der gereifte Dichter seiner Autobiografie, dichtet seine eigene Dichterwerdung – zugespitzt formuliert – seiner ersten Begegnung mit dem Gotthardpass entlang zu einer notwendigen Entelechie, zu einem Prozess also, der den Kern seiner Vollendung bereits am Ursprung in sich trägt. Goethe, nochmals anders formuliert, dichtet sein erstes Nichtüberqueren des Gotthards zu jenem zentralen Ereignis um, das ihm erst erlaubt, als die allegorische Topografie seiner künftigen Dichtung den nicht beziehungsweise *nicht über den Gotthard* betretenen Raum Italien zu derjenigen metafikionalen Chiffre zu machen, für die wiederum als dramatische Person die Figur der Mignon aus dem «Wilhelm Meister»-Opus, insbesondere mit dem Lied «Kennst du das Land?» ihren präzisen Einsatz finden wird. Betrachten wir also die erste Schweizer Reise im Kontext der nachmaligen Autobiografie als eine Dichtung, genauer als eine dichtungsallegorische Passage, in deren Verlauf der junge Goethe erkennen muss, dass er entgegen seiner Überzeugung kein erfolgreicher Maler, sondern nur Dichter werden kann, so liegt es nahe, die Reise von ihrem Ausgangspunkt her auf ihren poetologischen Gehalt hin zu überprüfen:

«In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah und mir empfahl, einen Übergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Lili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.»¹

Durch die Formulierung, «einen Übergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen», wird Goethes Gotthard insofern a priori zum Schicksalsberg – und dies ohne dass dabei zusätzlich noch auf die, allerdings kaum zu überlesende, anagrammatische Überlappung von Dichternamen und Alpenpass Bezug genommen werden müsste –, als die Reise von Anfang an unter dem transitorischen Leitaspekt des Überganges steht, der *metaphora* also, und zwar der *metaphora* im Zeichen eines «sich fügen[s] und schicken[s]», im Zeichen von Fügung und/als Schicksal mithin: Der Name «Gotthard» wird damit, nach der schicksalshaften Verweigerung des Übergangs auf der Passhöhe und dem fast schon panisch anmutenden Abstieg des jungen Goethe zurück nach Norden, seinerseits zur Trope, zur metaphorischen Wendung nämlich des Ausdrucks *Übergang*, von der Bezeichnung für einen direkten Weg, *über den Pass* nach Italien hinunter, zur Veranschaulichung eines dichterischen Verfahrens im Umgang mit Welt, das sich spätestens nach dem Romanerfolg von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* als das (neue) Kunstprinzip von Goethes Schreiben und damit auch als eine Überwindung der poetischen «Werther»-Aporien bezeichnen lassen wird. Genau auf diesen Punkt nämlich nimmt, keineswegs planlos, die erste eigentliche Vertikalpassage der Schweizer Reise in *Dichtung und Wahrheit* ganz explizit Bezug:

«Am 16. Juni 1775, denn hier find' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Öde. Abends $\frac{3}{4}$ auf Achte standen wir den Schwyzer Hacken gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum erstenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehblichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit mutwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den «Werther» schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuskript jenes wunderbaren Werks entzün-

det hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Fantasie durchschwelgend – dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: «Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht.»²

Auch hier lohnt sich eine genaue Lektüre, insbesondere unter dem Gesichtspunkt der auffälligen Selbсталterierung des Erzählsubjektes in die dritte Person Singular, zu dem «jungen Mann, der [...] den «Werther» schrieb», exakt so, als wäre dieser an jener Stelle der Erzählung eben bereits nicht mehr identisch mit dem Schreibenden, sondern nunmehr die dichterische Konstruktion desselben, eine Fiktion nämlich, die sich «denke[n]» und schreiben und damit zum Autor-Ich in die ästhetische Distanz eines Kunstwerks setzen lässt. Der den «Werther» schrieb, wird damit zu einem anderen, allerdings nicht zu einem beliebig anderen, sondern präzise zu demjenigen, den das Sprachkunstwerk möglich macht, den also dasjenige Schreiben ermöglicht, welches es ohne den «Werther» nicht gegeben haben würde. Dass das Naturszenario hierzu das Erhabene ist, kann nicht als Zufall taxiert werden: «[...] Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehbaren Schluchten, in die wir hinab sollten.» Die personifizierte – und das signalisiert unmissverständlich: die gedichtete! – Natur auf dem Hinweg zum Gotthard wird zur Szene eines *rite de passage*: Durch «unabsehbare [...] Schluchten» hinunter, in einer paradoxen Abwärtsbewegung also, führt der allegorische Durchgang *auf* diesen Berg, auf diesen Gotthard hinauf. Gerade innerhalb dieser «Natur», die bekanntlich durch die literarische Werther-Figur zum zeitgenössischen Gegenstand hymnischer Jugendschwärmerei wurde, ist der Dichter des *Werther* keiner mehr, der an dem von ihm initiierten Kult kritikfrei partizipiert, wie gerade der ausgelassene, fröhliche Abend mit «Lachen und Jauchzen» erweist: «[B]eide ohne Wissen und Wollen [sind] gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt [...]» Der «Naturzustand» am gedichteten Gotthard-Weg erweist sich als einer, der gerade kein solcher ist, sondern ein Kunst-Zustand, ein «gewissermaßen», ein Als-ob der «Natur» und von ebendieser genau durch dasjenige getrennt, was die Bezugnahme auf sie überhaupt erst ermöglicht, das *Quidproquo* des sprachlichen Vergleichens, des Ähnlichsetzens im Modus des «gewissermaßen».

Auf dem Gotthard: Damit der «Freund mich in den Abgrund nicht mit forttrisse»

Es zeigt sich damit das folgende dichterische Verfahren als charakteristisch für die poetologische Gotthard-Metapher: Goethe schreibt im fiktionalen Rückblick von «Dichtung und Wahrheit» die Gotthard-Begehung als jenen steilen und steinigem Weg, den der Autor des *Werther*, der sich, wohlverstanden, zu diesem Zeitpunkt noch als künftiger Maler sieht, geht und gehen muss, um derjenige Dichter zu werden, der ebendiesen Roman nicht bloss hinter sich zu lassen vermag, sondern der diesen Überwindungsvorgang selbst in der dynamischen Figur der Passbesteigung zur vollendeten ästhetischen Darstellung als «Dichtung und Wahrheit» – als Wahrheit der Dichtung – zu bringen versteht. Dass diese grundlegend poetologische Deutung der Reise auf den Gotthard nicht etwa an den Haaren herbeigezogen ist, sondern durch den Text selber als klar intendiert ausgestellt wird, erweist sich spätestens an der letzten Wasserpassage im Urnersee, vor dem Beginn des eigentlichen Aufstiegs zum Gotthard, mit ihrem wörtlichen Bezug auf die triadische Relation von Natur, Geschichte und Poesie:

«Am 19ten früh halb 7 erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Vitznau, von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirtshaus am See. Gegen 2 Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aussprang und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Taten durch Malerei verewigt ist. Um 3 Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um 4 Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände die, steil bis in das Wasser hinabreichend, uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da, wie die Kulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloss den Personen zugebracht, die heute auf dem Zettel stehen.»³

Die Gotthard-Anfahrt über den Urnersee gibt sich so zu lesen als ein einziges poetologisches Ereignis beziehungsweise als ein poetologischer Erkenntnisweg desjenigen «jungen Mann[es], der etwa vor zwei Jahren den *Werther* schrieb»: Dichten als historisches Erzählen in der Zeit, als «poetische[r] Faden», entwickelt und «schlingt» sich durch die nunmehr sprachlosen, nichtssagenden (!) «Kulissen» einer labyrinthischen

Berg-Natur, in der alleine der Mensch als «Person» der dramatische Akteur von seinem eigenen «Glück und Unglück» ist. Denken wir an die hypertrophe Personifizierung jener «Natur» genannten Selbstprojektion Werthers zurück und an die geradezu hysterische Rezeption dieser anthropomorphen Setzung durch die Werther-Jugend, so lässt sich feststellen, dass Goethe in den «Kulissen» des Gotthard-Zugangs tatsächlich die «Leiden des jungen Werthers» reinszeniert, neu und vollkommen anders: Und zwar auf der Bühne einer ihn theatral umgebenden labyrinthischen Berg-Natur, die «uns nichts zu sagen» hat, die dem Menschen aber erlaubt, zwischen «Glück oder Unglück, Lust oder Trauer» überhaupt erst einen Unterschied zu machen, dessen Referenzwert er selbst ist und nicht seine hyperbolisch semiotisierte Naturprojektion.

Damit einher geht, und das ist für den hier angesprochenen Zusammenhang entscheidend, die Einsicht in das notwendige Scheitern eines abbildenden Zugriffs auf diese Natur: Goethe schreibt den Passweg am Gotthard als jene entscheidende Lebenspassage, durch die er sich als Zeichner ebenso verliert, wie er sich als Dichter überhaupt erst findet:

«Den 21sten halb 7 Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging: was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsternis hob alles auf.»⁴

Goethe als Zeichner des Gotthards stellt sich hier selbst in jenem unlösbaren Signifikationsparadox dar, das dem Autor des «Werther»-Romans dessen Erfolg in der Gestalt einer überbordenden Begeisterung für die sprechende Natur gleichsam ungewollt eingetragen hatte: Das Gesehene, als das Szenario der erhabenen Natur, ist zwar scheinbar «bedeutend», hätte also in jedem Fall einen Sinn, doch fehlt dem *zeichnenden* Dichter genau zu dieser Bedeutung die «Sprache» – jene «Sprache» nämlich, die er dann zur *erzählenden* Darstellung dieses «bedeutenden» Paradoxons in *Dichtung und Wahrheit* finden wird.

Bekannt und mehrfach einschlägig interpretiert ist Goethes Zeichnung des Südblicks von der Gotthard-Passhöhe, betitelt: «Scheide Blick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni 1775». Die Skizze, die dem Betrachter zwei ruhende, südwärts schauende Wanderer zeigt, steht in einer engen – und mit Blick auf die darin geschilderte Eile alles andere als paradoxiefreien – Relation zu der in «Dichtung und Wahrheit» geschilderten Schlüsselszene der Umkehr auf der Passhöhe:

«Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle wegkäme und der mit dem refftragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit forttrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeitlang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.»⁵

Der Gotthard wird in dieser Passage folgerichtig zu jener «schroffen», und das heisst hier buchstäblich: jener schraffierten, jener bloss Skizze und Entwurf gebliebenen «Stelle», an welcher der Zeichner Goethe sein Scheitern annimmt und im Rückblick zum erfolgreichen Dichter ebendieses Scheiterns geworden sein wird. «Italien» steht bei dieser «Scheide»-Szene auf der Passhöhe des Gotthards daher in einer doppelten metonymischen Kodierung für den nicht einzuschlagenden Weg der bildenden Kunst, für das unerreichbare «Italien» Winckelmanns, wie für den paternal als angebliche Fügung vorgespurten Bildungsweg, für das «Italien» des Vaters also. Der Gotthard wird damit abschliessend zur «Scheide»-Wand zwischen einem cis- und einem transalpinen Künstler-selbstbildnis Goethes; als Übergang zwischen einem realisierbaren und tatsächlich realisierten Dichtungskonzept einerseits und einem *per se* unerreichbaren, jedoch genau in dieser Unerreichbarkeit einen für die Dichtung selbst unentbehrlichen Spielraum bildenden, Kunstkonzept namens «Italien».

Jenseits des Gotthards: «Kennst du das Land?»

Im 1795 erschienenen Monumentalwerk *Wilhelm Meisters Lehrjahre* findet sich, ohne dass der Name «Gotthard» dabei genannt würde, eine poe-

tologische Szenerie, die noch einmal exakt dieses «Italien»-Bild als das Jenseits schlechthin der goetheschen Gotthard-Metapher aufarbeitet. Es handelt sich dabei um – wie es genannt wird – Mignons Lied, ein Gedicht mit einer überaus langen und ereignisreichen Entstehungsgeschichte, dessen dritte Strophe, was für das hier zu Bedenkende von erheblicher Bedeutung ist, sich als Entwurf just im Tagebuch der ersten Schweizer Reise findet. Es wird hier in derjenigen Version zitiert, die Goethe an den Anfang des dritten Buches von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* stellt:

«Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im grünen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg; o Vater, laß uns ziehn!»⁶

Das Gedicht, von Goethe selbst als Einzelgedicht innerhalb der «Sammlung von 1815» unter die «Balladen» aufgenommen, wird geläufigerweise als Ausdruck jener zeittypischen sentimental Italiensehnsucht interpretiert, der nicht zuletzt Goethe selbst mit der Realisierung seiner ersten Italienreise auch seinen Tribut entrichtet haben soll. So zutreffend

diese Deutung in einer generellen Hinsicht auch sein mag, so stellt das Gedicht doch zugleich in einer durchaus rätselhaften Weise eine ziemlich komplexe Frage: «Kennst du [...]?»), eine Frage, die durch die simple Antwort «Italien» so noch keineswegs beantwortet ist. Am Rande sei bloss angefügt, dass aus dem Romankontext, in dem es auftaucht, irritierenderweise hervorgeht, dass das Gedicht selbst im Original gar nicht auf Deutsch existiere, sondern in italienischer Sprache, dass es uns also bloss in einer Übersetzung vorliege, wobei sogar unklar bleibt, ob Wilhelm als der Autor dieses übersetzten Textes überhaupt alles von Mignon Vorge-tragene korrekt verstanden hat.

Mit seiner rhetorischen Insistenz auf die Frage des *Kennens* stellt das Gedicht nämlich ganz klar auch das Problem des Verstehens in einer derartigen Weise in sein Zentrum, dass die naheliegende Antwort, wonach es sich um «Italien» handeln müsse, selbst Teil dieses damit weiterhin ungelösten Problems bleiben muss. Offensichtlich nämlich zielt die Frage viel eher darauf, um *welches* «Italien» es sich hier handelt: Und die Antwort, zumindest gemäss der hier abschliessend zu verhandelnden These, würde lauten, dass es um genau jenes «Italien» geht, das sich Goethe auf seiner ersten Schweizer Reise dadurch als ästhetischen Möglichkeitsraum offenhält, dass er den Gotthard *nicht* überschreitet und damit nicht zu der vorgesehenen Italienreise aufbricht.

Wenn sich daher im Kontext dieses «Land[es]» das Problem der Sehnsucht stellt, dann allererst hinsichtlich der Frage, worauf diese genau zielt. Oder anders gesagt: Was genau zeichnet es aus, dieses «Land», von dem das Gedicht handelt, und was genau erzählt die angebliche «Ballade» uns über dieses so besondere «Land»? Bei Betrachtung der Strophen eins und zwei ergibt sich der Befund, dass dieses Gedicht ganz offensichtlich einen *transgotthardischen Ort* aufruft als ästhetische Utopie, als einen Ort nämlich, der sich über die unentscheidbare Gleichwertigkeit der zwei Bedeutungen des lateinischen Wortes *cultura* und des deutschen Wortes *Kultur* bezeichnet: Erstens *cultura* als fruchtbringender Landbau, über die Worte «Land», «Zitronen» und «Gold-Orangen». Und zweitens *cultura* als Interaktion mit den Göttern, später als Kunst, über die Worte «Haus», «Säulen», «Dach», «Saal» und «Marmorbilder». Dem philologischen Blick erschliesst sich hier die utopische Zusammenführung von Kultur als unentzweibare und noch nicht entfremdete Einheit von Leben spendender, bearbeiteter Natur zum einen und von Kunst zum anderen umso deutlicher, wenn man sich daran erinnert, dass ausgerechnet Winckelmann,

als der eigentliche Impulsgeber der weit verbreiteten Italiensehnsucht, in seinem Hauptwerk *Geschichte der Kunst des Altertums* von 1764 die Kunstgeschichte der römischen Republik auf der Überzeugung fundiert hatte, am Anfang des römischen Kunstschaffens habe die Säule als die Urform des Kunstwerks gestanden. Wenn daher das Mignon-Lied nach demjenigen «Haus» fragt, dessen «[Dach] auf Säulen ruht» und in dessen Inneren die «Marmorbilder» stehen, dann kann es sich bei dem hierbei durch das Gedicht aufgerufenen «Haus» um kein anderes handeln als dasjenige der Kultur schlechthin, umgeben von und gebaut auf *cultura* im doppelten Wortsinn. Wie dorthin zu gelangen wäre, das bleibt die abschliessende und als solche ungelöst bleibende Frage der dritten Strophe, indem diese zwar von einem Weg «dahin!» spricht, jedoch offenlässt, ob und wie dieser angesichts der Unwägbarkeiten und Gefahren – «der Drachen alte Brut» etwa scheint ihn zu bewachen –, erfolgreich zu begehen wäre.

Es kann mit Blick auf diesen «Berg» als den poetischen Gotthard hier abschliessend nur um einen ganz knappen Lektürevorschlag gehen, der sich an den grundlegend ambigen Ausdruck «Wolkensteg» aus der ersten Verszeile der Schlussstrophe anschliesst. Soll dieses Kompositum nicht einfach als unlösbares oxymorales Rätsel stehenbleiben, in seiner Verbindung der reinen Flüchtigkeit einer «Wolke» und der Stabilität und Stetigkeit des «Stegs», dann gilt es nach der gotthardischen Bedeutungsebene zu fragen. Und diese muss dann offensichtlich dahingehend lauten, dass der «Steg» und die «Wolke» exakt jene zwei Eigenschaften metaphorisch bezeichnen lassen, die für das Geschriebene und damit für das Medium der Dichtkunst überhaupt stehen: Für die Stabilität nämlich und für die einem auf- beziehungsweise absteigenden Weg überaus ähnliche Sequenzialität der Verszeilen eines Gedichts, seiner Vers-Stege einerseits; und für die Instabilität, für die flüchtige, einer «Wolke» vergleichbare Tatsache seiner unendlichen Bedeutung(en). Entlang dem «Wolkensteg» dieses Gedichts hätte Goethe dann den Gotthard, seinen Gotthard, nicht nur selbst doch noch überquert, sondern seine Überschreitung auch jeder künftigen Lektüre als Möglichkeit oder als «Weg» durch den «Nebel» der Signifikanten eröffnet.

1 Johann Wolfgang von Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: ders.: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 10. 3. Aufl., Hamburg 1963, S. 127.

2 Goethe, Aus meinem Leben, S. 143f.

3 Goethe, Aus meinem Leben, S. 145.

4 Goethe, Aus meinem Leben, S. 146f.

5 Goethe, Aus meinem Leben, S. 150f.

6 Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: ders.: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 7. 6. Aufl., Hamburg 1965, S. 145.

Auf der Gotthardstrasse

Vom Dach Europas zum Zentrum der Erde

Luigi Lorenzetti

Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen;
den Gipfel im Auge, wandeln wir
gerne auf der Ebene.

J. W. Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre (1795/96)

Seit seiner Eröffnung für Säumer und Reisende im 13. Jahrhundert hat der St. Gotthard eine reichhaltige Symbolik von vielfältigen politischen und kulturellen Werten und Identitätsvorstellungen auf sich vereinigt. Nicht nur wurde er zur Wiege der Eidgenossenschaft erkoren und zur Szenerie erklärt, auf der sich die helvetische Unabhängigkeit und Freiheit gebildet hatten. Der Gotthard wurde auch als Herz der Helvetia mater fluviorum bezeichnet, wo – wie der Glarner Literat Aegidius Tschudi hervorhob – die vier grossen Flüsse Rhein, Rhone, Reuss und Ticino «in Form eines Kreuzes in die vier Himmelsrichtungen» auseinanderfliessen.¹

Während langer Zeit wurde das Gotthardmassiv für das Dach Europas gehalten, für den Gipfel, welcher über die ganze Alpenkette dominierte. Viele blieben bei der von Josias Simler vertretenen Meinung, wonach der Gotthard «der höchste Berg sei, von welchem man von den Urner Helvetiern nach Italien gelangt»,² obwohl der Zürcher Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer schon im Jahr 1716 bekannt gemacht hatte, dass dies nicht der Fall sei. Unter den «Noch-nicht-Aufgeklärten» befand sich der protestantische Zürcher Pastor Hans Rudolf Schinz, der gegen Mitte des 18. Jahrhunderts noch immer annahm, dass das Felsenmassiv, auf welchem der Gotthard thront, «[a]uf diesem Steinthurm, [...] für den höchsten Gipfel von Europa – für Helvetiens Hochwache gehalten» werde.³ Und der Genfer Stratege und Kartograf Jacques-Barthélemy Micheli du Crest behauptete, der Gotthard sei über 5000 Meter hoch. Man musste die Messungen der Geologen und Naturforscher abwarten – unter ihnen Horace Bénédict de Saussure und Christoph Jetzler – welche dem Gotthard den Vorrang als *summae Alpes* endgültig entzogen und diesen dem Mont Blanc zuschrieben.⁴

Ein Berg anders als alle anderen

Wie vor einigen Jahren betont wurde, war der Gotthard nie ein Berg wie die anderen gewesen. Er war keine Kathedrale der Nostalgie und der Panorama-Ästhetik wie der Pilatus, auch nicht ein Monument des Alpinismus wie das Matterhorn oder der Eiger und kein Objekt der technisch-ver-spielten Übungen wie die Jungfrau.⁵ In der kollektiven Vorstellungswelt war (und bleibt) der Gotthard vor allem Verbindungsweg zwischen Völkern, Schwelle und Brücke, welche den Mittelmeerraum vom deutschen Raum trennt und gleichzeitig verbindet.

Die Vorstellung der Brücke ist in Wirklichkeit mehr als eine Metapher. Seit dem späten Mittelalter zählte man auf dem Weg zum Gipfel mehrere Brücken, Stege und Viadukte, die den Wanderern ermöglichten, durch Schluchten und Steilhänge ihren Weg zu finden. Während mehrerer Jahrhunderte wurde die Lust auf Kontaktaufnahme und Austausch zwischen den Leuten des Nordens und des Südens durch die Unsicherheit und das Risiko der Überquerung der wenigen Meter der Twerrenbrücke entlang, des über dem Abgrund der Schöllenen hängenden Stegs, erschwert. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bemühten sich die Urner, diese Abgründe mit dem Bau einer Steinbrücke zu überwinden, die eine frühere, wahrscheinlich hölzerne Brücke ersetzte.

Als wenige Jahre zuvor Josias Simler – im Anschluss an die Schriften des Comer Humanisten Paolo Giovio – dieses Gebiet der Alpen beschrieb, berichtete er über zwei besonders gefährliche Brücken: Auf der ersten, welche dazumal Teufelsbrücke oder Höllenbrücke genannt wurde,

«[...] wo das Laufen schon an vielen anderen Orten schwierig ist, wird es noch viel gefährlicher, wenn der Boden im Winter vom Eis rutschig wird. So geschieht es häufig, dass sich derjenige, der sie überquert, nicht auf den Füßen halten kann und nirgends Halt findet, sodass er sich auf die Kleider oder andere Dinge setzt und sich langsam gleiten lässt, wie es Kinder tun.»⁶

Die zweite Brücke, welche es ermöglichte, das Tessin zu durchqueren, befand sich über Airolo, war aber ebenfalls nicht ohne Tücken, vor allem im Winter. Deswegen wurde diese Brücke laut dem Zürcher Theologen «Tremula» genannt – nicht weil sie zittert, sondern weil derjenige, der dort anlangt, vor Furcht zu zittern beginnt.⁷ Diese Brücken auf dem Verbindungsweg der Völker waren Orte der Begegnung und des Austauschs, aber auch Orte der Gefahren, der Bedrohung und der Angst;

Orte, wo das Leben der Wanderer für einige Momente in der Schweben der Fähigkeit der Erbauer und der Umsicht und Erfahrung der Führer anvertraut war.

Der St. Gotthard: eine Brücke zwischen zwei Kulturen und zwischen zwei Welten

Obwohl die Naturwissenschaft dem Gotthard den Anspruch auf den höchsten Alpengipfel abgesprochen hatte, blieb er dennoch für Goethe der König der Berge, weil alle hohen Bergketten um ihn herum gelagert seien und sich an ihn anlehnen würden.⁸ Sein Nimbus beruhte auf seiner höchsten Bestimmung als Verbindungsweg der Völker. Gegen Ende des 18. und während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachte die Mode der «Grand Tour» und der «Tour» scharenweise Reisende aus dem Norden zur Entdeckung des Südens mit seinen Schönheiten. Für viele von ihnen war der Gotthard das Tor zu Italien und die Schwelle, welche die beiden Welten trennte. Als Johann Georg Sulzer 1776 die Passhöhe erreichte, sagte er, hier ende die italienische Sprache und beginne die deutsche, obschon man auch in Airolo bereits Deutsch verstehe.⁹ Gemäss dem Zürcher Pastor und Botaniker trafen auf dem Gotthard drei verschiedene Völker zusammen: die Italiener von Süden, die Germanen von Norden und das Volk von Urseren aus Rätien, wo sich im Romantsch die Spuren aus der lateinischen Sprache erhalten haben.¹⁰ Auch als Chateaubriand 1832 das Plateau auf dem Gipfel erreichte, meinte er, dass dort «[...] eine Welt aufhört und eine andere Welt beginnt: die deutschen Namen sind ersetzt durch italienische».¹¹ Von seinem Höhepunkt aus bestimmt der Gotthard seine Rolle gänzlich als Brücke zwischen Nord und Süd. Auf dem Gipfel bietet sich dem Reisenden aus dem Norden die Aussicht auf das von Goethe gepriesene Italien: «das Land, wo die Zitronen blühen». Denjenigen, welche nach Norden zurückkehrten, schien es, dass die Schwelle vom Berg herunterkam und sich schon mitten im Tal festsetzte, wie um die Ablösung von jenem Land vorwegzunehmen. Als Sulzer auf seiner Rückkehr nach Berlin in die Leventina gelangte, hatte er den Eindruck, eine Grenze zu passieren, die zwei verschiedene Welten voneinander trennte:

«Hier sah ich die ersten Tannen, die mir jenseits der alpen vorgekommen, und auch verschiedenes in Deutschland gewöhnliches Gesträuch, als Häfeln, Weißhorn, Hartriegel, Spiehlbaum, Holun-

der u. dgl. Es schien mir, als wenn ich hier zuerst über die Grenzen von Welschland herausträte.»¹²

Auch Karl Victor von Bonstetten, der 1797 in seinen Heimatkanton zurückkehrte, mutete es, als er zu den Schluchten in der Nähe der Zollstation von Faido gelangte, an, als ob er eine Grenze überquerte, die zwei verschiedene Welten trennte: «Hier in diesen steinigen Landen hört Italien auf: Hier fehlen die Zikaden, die schon seltenen Kastanienbäume verschwinden; hier treten Lärchen in Erscheinung und sogar Tannen.»¹³

Während Jahrhunderten war das vorherrschende Gefühl bei denjenigen, die den Gotthard überquerten, Angst und Misstrauen. Wenige waren von Staunen und Bewunderung über die sublimen Rauheit dieses Ortes erfüllt. Johann Jakob Scheuchzer war unter den Ersten, die die Alpen mit anderen Augen betrachtete. Er war zwar verankert in einer Naturtheologie, die eine göttliche Ordnung in der Kontemplation der Natur sieht, trug aber dazu bei, die Alpen der kulturellen Vergessenheit zu entreissen, in der sie lange versunken waren. Er änderte die Vorstellung einer sterilen und wilden Gegend mit seiner Sichtweise und seinen Beschreibungen als Teil des neuen helvetischen Arkadiens.¹⁴ In seinem bekanntesten Werk, dem berühmten *Itinera alpina per Helvetiae regiones* (1723), in dem er die Gefühle und Emotionen während des Aufstiegs zum Gotthard beschreibt, zählte er ausser der Mühe, der Angst und Unsicherheit auch die Momente der Freude und des Genusses gegenüber dem Naturschauspiel auf. Er notierte:

«[...] plötzlich war man gänzlich umringt von hohen Bergen, mit deren verschiedenen Profilen, der wunderbaren Aussicht und der Landschaft, manchmal kahl, manchmal bewachsen von Bäumen und einer Vielfalt von Tausenden von verschiedenen Heilkräutern. Diese belohnt den Reisenden reichlich für die Anstrengungen und geben ihm Gelegenheit die grossen Werke des Schöpfers zu preisen und den Fleiss und die Arbeit der Einheimischen zu loben, die unter tausend Anstrengungen und mit vielen Geldmitteln die Strasse das ganze Jahr über behalten.»¹⁵

Scheuchzers Faszination für diese Welt – die wenige Jahre zuvor noch der englische Schriftsteller John Evelyn als Abfallplatz Europas definiert hatte – ging also nicht nur vom Standpunkt eines Naturalisten und Wissenschaftlers aus, der die Werke des Schöpfers betrachtete, sondern auch des praktischen Mannes, der den Preis der täglichen Auseinandersetzung mit der Natur mass. Gleichzeitig erfasste er die Geschicklichkeit und

Hartnäckigkeit der Gemeinschaft der Bewohner aus diesen Gegenden; eine Hartnäckigkeit, die er mit folgendem Satz zum Ausdruck brachte:

«Wenn der Weg am Abrutschen ist und in Bälde herabzustürzen droht, stützen die Bergbewohner diesen mit entsprechenden gewölbten Mauern, mit Balken die sie in den Boden stossen und mit Steinen, die sie untereinander mit kräftigen Eisenhaken befestigen.»¹⁶

Scheuchzers Werk, zwischen Wissenschaft und Religion, antizipierte das neue Verhältnis zum Berg, das die europäische Kultur im Lauf des 18. Jahrhunderts entwickelte. Gegen Ende jenes Jahrhunderts vermischte sich die Ästhetisierung der Alpen mit wachsender Sensibilität für die Geologie, woraus eine «Geo-Poesie» auf der Suche nach einer Theorie der Erde entstand. Für Gelehrte und Künstler wurde das im Werden begriffene Wissen der Geologie Schlüssel zur Entzifferung des Unbekannten.¹⁷ Mit Hilfe der Erforschung der Erhebungen, der Faltenbildungen, des Spiels der Schichtungen und der Felsfarben und der Enthüllung von Struktur und Beschaffenheit suchten sie dem Chaos und der Unordnung einen Sinn zu geben. Die malerische Darstellung der geologischen Grossartigkeit überstieg die künstlerische Dimension und war völlig bestimmt durch die Suche nach Erkenntnis und Wissen. In dieser Phase waren die Grenzen zwischen wissenschaftlichen und künstlerischen Schilderungen verschwommen und miteinander vermischt. Die Landschaftsbilder von Hans Conrad Escher – der mehrmals den Saumweg des Gotthards durchquerte und der während einer dieser Reisen die Gegend von Campolungo¹⁸ mit grosser Genauigkeit auf einer Tafel wiedergab – übersetzen diese Vision, in welcher die Zeichnung als Instrument imstande ist, die Wahrnehmungserfahrung der Beobachtung einzubeziehen in ein verstehbares Modell, welches den anatomischen Tafeln ähnlich ist.¹⁹

Den Gotthard bändigen und beseitigen

Zu dieser doppelten Natur der Alpenforschung – der künstlerisch-spirituellen und der naturwissenschaftlichen – gesellte sich eine weitere, die sich im Wunsch des Abenteurers und der Erforschung äusserte und die eine direkte Konfrontation mit dem Berg suchte. Als der Berner Kartograf und Geologe Gottfried Gruner 1770 in die Nähe des Hospizes der Kapuziner auf dem Gotthard gelangte, erblickte er «[...] ein Tal umringt von noch höheren grösstenteils unerreichbaren Felswänden: um diese

bis zu ihren Spitzen zu besteigen, müsste man von dem unbesiegbaren Wunsch getrieben sein, den höchsten Punkt Europas zu erreichen».²⁰ Einige Jahrzehnte später war es gerade dieser unbesiegbare Wunsch, der Scharen von Alpinisten dazu brachte, sich mit den höchsten Gipfeln der Alpen zu messen – in Missachtung jedoch der «bescheidenen» Gipfel, die den Gotthard umringen.

Mit dem Beginn des Alpinismus erhielt der Ansporn zur «Eroberung der Alpen» eine neue Dimension. Die Bändigung der Berge bestand nicht mehr nur in der Möglichkeit, diese schnell und in Sicherheit überqueren zu können, sondern auch darin, ihre Unverletzbarkeit und Unverwundbarkeit zu überwinden. Von da an gehörten diese beiden Dimensionen zusammen, beschränkten jedoch verschiedene Wege. Der Wettlauf zu den Höhen und zu den schwierigsten und gefährlichsten Felswänden, welcher durch die Alpinisten, die die Alpen zum «Playground of Europe» erklärt hatten, befördert wurde, wurde – sozusagen im Gegensatz dazu – vom technologischen Wettrennen ins Herz der Alpen überlagert, welches mit der Realisierung des Fréjus-Eisenbahntunnels zwischen 1857 und 1871 begann. Ein Jahr nach seiner Fertigstellung wurde eine weitere Baustelle eröffnet. Der Gotthard wurde wiederum zum Zentrum Europas, indem er einer Vorstellung Form gab, die wenige Jahre vorher Jules Verne mit seinem Science-Fiction-Roman *Voyage au centre de la terre* geschaffen hatte. Obwohl die Gründe für dieses gewagte Projekt natürlich nicht in der Hoffnung lagen, unterirdische verlorene Welten zu entdecken, wurde es belebt durch die Fortschritte (und das Versprechen) der geologischen Wissenschaft, das prometheische Ideal jener Jahre und die Freude an der Herausforderung der Natur mittels der Technik.

Insbesondere die technische Errungenschaft sicherte die Verbindung zwischen der Symbolik, die dem Gotthard den Mythos verliehen hatte, und der Fantasie, vermittelt durch die industrielle Moderne. Die «Philosophie des Sankt Gotthards»,²¹ die dieser Vereinigung entsprang, verhalf zu einer Rhetorik, woran die Tourismusbranche nicht unbeteiligt war. Dank ihr überwand der naturalistische und der technische Blickpunkt den ihnen innewohnenden Gegensatz. Die ersten Reisenden, welche die neue Eisenbahn benutzten, empfanden die Tunneldurchfahrt als Reise zum Erdzentrum, als Reise ins Dunkle und Ungewisse, verbunden mit Neugier, aber auch mit Furcht und Misstrauen. Der Freiburger Journalist und Essayist Victor Tissot schrieb: «Das Bewusstsein, dass man im Begriff ist, eine unterirdische Reise von 14 912 Metern zu unternehmen,

ist für viele Reisende alles andere als ein angenehmer Gedanke. Meine Nachbarin, eine junge Frau aus Mailand, hatte kleine nervöse Zuckungen, die sie versuchte zu verstecken.»²² Auch André Gide, auf seiner Reise von Neuenburg nach Como, unterstrich mit Vehemenz die Beklommenheit, welche die Reisenden befiel, vor allem auf den Strecken, auf denen der Zug durchs Erdinnere fuhr. In einem Brief schrieb er 1894 an die Mutter:

«[...] der Gotthard hat mich *erschöpft*; Wasserfälle, Wasserfälle auf Bergvorsprüngen, Erdbeben, romantische Laien, Abgründe und die ganze Auswahl – oh *erschöpft*! Alle schienen im Tunnel zu ersticken und es hörte nie auf. Jeder von uns dachte: wenn es noch fünf Minuten dauert, platze ich, – und es dauerte noch eine halbe Stunde.»²³

Als der Schriftsteller Carl Spitteler den Tunnel durchquerte, wurde er vom metallischen Dröhnen in den Ohren überwältigt. Dadurch wurde ihm bewusst, wie hart die Erde und wie verletzlich seine Glieder sind.²⁴ Auch die Lust, eine Zigarre zu rauchen, verging im Dunklen des Waggons, «denn erfahrungsgemäß schmeckt die Zigarre nur unter der Bedingung, dass wir den Rauch verfolgen können. Wir rauchen mit den Augen.»²⁵

Die Reiseführer der Gotthard-Linie von Luzern nach Lugano beschrieben die Tunneldurchfahrt als neuartige Sinneserfahrung, welche die Dunkelheit und das Verschwinden der Landschaft in eine touristische Attraktion verwandelte. Ein Paradox, das die Panorama-Aussicht und ihre Ästhetik des Sublimen durch die technische Kühnheit, Geschwindigkeit, Suspendierung der Räumlichkeit und Unsicherheit des Zeitverlaufs zu ersetzen vermochte. Dies alles dank einer Einrichtung – dem Zug – diszipliniert und streng «wie von einer militärischen Organisation, sodass sich jeder ohne Bedenken dem Reiz einer Reise mit der Eisenbahn des Gotthards hingeben kann».²⁶ Jedenfalls findet Spitteler:

«In der Tat, eine halbe Stunde lang im Innern der Erde dahinzudampfen, mit Bergen und Gletschern von Pilatushöhe über dem Kopf, Flüsse und Seen ungerechnet, das ist wahrscheinlich kein alltägliches Gefühl, – man müsste denn Bahnschaffner sein. Da sich indessen die erhabenste Tunnelnacht in nichts von einer gemeinen Kellernacht unterscheidet, so fällt die Spannung mangels Nahrung sehr bald ab.»²⁷

Die touristische Aufmachung der Eisenbahn und des Gotthardtunnels hatte im Vergleich zum Mythos der Effizienz und der Schnelligkeit nicht lange Bestand. Schon gegen Ende des Jahrhunderts rieten die Reiseführer

den Reisenden davon ab, durch den Tunnel zu fahren, und empfahlen, die Route über den Pass vorzuziehen, um dort die Natur zu bewundern. Den Rat, die Reisenden, die es nicht eilig hatten, auf der Gotthardstrasse über den Pass zu führen, gaben Reiseagenturen ihren Reiseleitern,²⁸ um ihnen zu ermöglichen, die Schönheiten zu geniessen, die anderswo in den Alpen durch schrankenlose technische Erschliessung zerstört worden waren, welche im Tourismus seinen engsten Verbündeten gefunden hatte und in den Ingenieuren ihre Schüler. Dazu Victor Tissots skeptische Prognose: «On ne saura jamais tout ce que les ingénieurs ont fait de mal à la Suisse.»²⁹

Zurück zur Oberfläche

Trotz Tissots Warnung hat die nationale Symbolik insbesondere über die Verbindung zwischen Natur und Technik die Identitätssensenz des Gotthards neu definiert: Der Mythos des Gipfels von Europa wurde durch das Herz und den Zufluchtsort der Nation ersetzt.³⁰ Diese Verbindung hat die Gestalt einer unterirdischen, geheimen und sicheren Welt angenommen, in welcher man diesen neuen Identitätsmythos konstruiert und befestigt.³¹ Dutzenden von Befestigungen und ins Erdinnere des Gotthards gegrabenen kilometerlangen unterirdischen Gängen hat die Schweiz, auch auf Kosten der eigenen Integrität, während die Kriegsergebnisse Europa erschütterten, ihre Identität anvertraut. Mit der Zeit ist diese unterirdische Welt selbst Teil der sie umgebenden Natur geworden. Die Spitze und das Innere des Berges haben sich verschmolzen, in einem Zusammenspiel, das die Widerstandsrhetorik einer belagerten Heimat feierte.

Das Ende des *kurzen 20. Jahrhunderts* hat diese verborgene und geheime Welt wieder der Stille und Dunkelheit zurückgegeben. Die Schweiz hat die Tore ihrer Festungen auf dem Gotthard geschlossen, hat aber die unterirdische Welt, die sie geschaffen hat, nicht verlassen. Im 19. Jahrhundert vervielfachte die Eisenbahn die Brücken auf dem Weg zum Gotthard, versenkte sich aber gleichzeitig ins Herz des Berges und schuf neue alpine Umgebungen. Ausserdem brachte sie die Reisenden um die Begegnungskultur, welche die Jahrhunderte von Passüberschreitungen hervorgebracht hatten. Diese Dynamik wurde verstärkt durch den Gotthard-Strassentunnel. Die Reisenden sind eingesperrt in ihren Fahrzeugen, aufgereiht auf einem Asphaltband, das in den Berg hineingleitet und damit die letzten Widerstände des Gotthards zur Modernität aufgehoben hat.

Der neue Basistunnel Alptransit, so scheint es, will dem Gotthard die Illusion des Vorrangs zurückgeben: diejenige des längsten Tunnels der Welt. Aber es ist keine wirkliche Revanche, es gibt ihm nicht den vertikalen Rekord zurück. Das Projekt Porta Alpina hätte mit einem Aufzug von 800 Metern im Lüftungskanal den neuen Basistunnel mit dem Ort Sedrun verbinden sollen. Im Grunde wäre das eine Wiederholung des Paradoxes gewesen, der Transformierung in Dunkelheit und der ästhetischen Annullierung zur touristischen Attraktion; eine Neuauslegung jenes prometheischen Geistes, in welchem die Alpen zum Ort technischer und technologischer Übungen wurden. Aber die Porta Alpina war auch ein Versuch, den Dialog zwischen den Menschen und den Alpen zu fördern und dem Gotthard seine *Alpinität* durch eine *Öffnung* auf die Oberfläche zu geben; eine Art Vulkankanal, der, wie bei den Entdeckern im Roman von Jules Verne, den Reisenden erlaubt hätte, wieder aus dem Erdinneren aufzutauchen und ans Licht der Sonne zu gelangen.

Wie schon Ende des 19. Jahrhunderts, als sich jemand eine unterirdische Station verbunden mit Andermatt mittels eines Aufzugs ausgedacht hatte, so ist auch das Projekt Porta Alpina eine Ingenieur-Fantasie geblieben. Der Verzicht auf den längsten Aufzug der Welt hat dem Gotthard die Hoffnung genommen, seine Vertikalität wiederzugewinnen. Es bleibt ihm (bis jetzt) der horizontale Rekord des längsten Tunnels des Alptransits; ein unterirdischer Gang von 57 Kilometern, der im Grunde nichts anderes ist als eine neue Brücke zwischen Europas Norden und Süden. Hoffen wir, dass diese neue Brücke eine neue Kultur um den Gotthard herum zum Erblühen bringen möge und dass sie dazu beitragen möge, den *homo urbanus* dem *homo alpinus* wieder anzunähern. Falls dies nicht geschieht, wird der Gotthard, statt zu einem Ort der Begegnung und des Austausches zu werden, lediglich ein Ort der Erinnerung bleiben; ein Ort, den man unter Schutz stellen muss, abseits vom Puls der Geschichte.

Damit das nicht geschieht – wie für Otto Lidenbrock und seine Gefährten des Abenteurers im Zentrum der Erde – wird es notwendig sein, an die Oberfläche zurückzukehren und wieder zu beginnen, den Gotthard zu überqueren, kennenzulernen und ihn und sein Erbe zu lieben.

1 «[...] diffunturque hi quatuor amnes per modum crucis in quatuor plagas mundi.» Aegidius Tschudi: Die uralte warhafftige Alpisch Rhætia. Basel 1538, S. 53.
2 «Mons altissimus per quem ab Uranijus Helvetijsin Italiam traicjitur, Gothardi mons

nostra aetate nominatur.» Josias Simmler: Vallesiae descriptio, libri duo. De alpihus commentarius. Zurich 1574, S. 101.
3 Hans Rudolf Schinz: Beiträge zur nähern Kenntniss des Schweizerlandes. Zürich 1783–1787, S. 53.

- 4 Die Ausschnitte der zwei erwähnten Autoren sind gesammelt im Band von Renato Martini (Hg.): *Viaggiatori del Settecento nella Svizzera italiana*. Locarno 1989, S. 127, 286f.
- 5 Pietro Bellasi: *Il San Gottardo, il diavolo e il buco della serratura*. In: *Quaderni grigionitaliani* (2002), S. 134–145.
- 6 «[...] cum vero via augusta et praecipua sit qua ad pontem descenditur, iter alioqui difficile longe periculo sicut redditur hinc quando omnia glacie lubrica sunt, ita ut saepe illac transeunt, cu pedes firmare et nusq tuto consistere possint, vestibus suis, aut alijs rebus infidentes instar puerperum paulatim se demittant». Simmler, Vallesiae descriptio, S. 102.
- 7 «Videtur itaque hic Ticini pons tremulus dictus non quid ipse tremat, sed quod montem ascendentes ubi huc pervenerint, tremere et sibi metuere incipiat: itaq; viso praesenti periculo, et ipso quod; motis praecipitis et horridi aspectu perculti, taciti et trementes quam citissime fieri potest locum hunc praetereunt.» Simmler, Vallesiae descriptio, S. 101.
- 8 Johann Wolfgang Goethe: *Lettres de Suisse*. In: *Voyage en Suisse et en Italie*. In: *Œuvres de Goethe*. T. IX, Paris 1862 (Originalausgabe 1796). Hier in: Christiane Chiadò Rana (Hg.). *Goethe en Suisse et dans les Alpes*. *Voyages de 1775, 1779 et 1797*. Genève 2003, S. 106.
- 9 Johann Georg Sulzer: *Tagebuch einer Reise von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise*. Leipzig 1780, S. 364.
- 10 «Denn ostwärts vom Gotthard, in Graubünden, wo es leichter war, gegen Norden weiter vorzudringen, erstreckt sich auch die welsche Sprache viel weiter gegen Norden hin, nämlich bis nahe: an die Hauptstadt Chur». Sulzer, *Tagebuch*, S. 365.
- 11 Der Ausschnitt ist enthalten im *Tagebuch Voyage de Paris à Lugano*, zusammengefasst in: *Les mémoires d'outre-tombe*. Paris 1899–1900. Vgl. Claude Reichler, Roland Ruffieux: *Anthologie des voyageurs français et européens de la Renaissance au XX^e siècle*. Paris 1998, S. 961.
- 12 Sulzer, *Tagebuch*, S. 358.
- 13 Karl Victor von Bonstetten: *Lettere sopra i baliaggi italiani* (Locarno, Valmaggia, Lugano, Mendrisio). Locarno 1984, S. 177, S. 179 (Dt. Übersetzung: *Briefe über die italienischen Ämter Lugano, Mendrisio, Locarno, Valmaggia u. einige andere Gegenden in der Schweiz*. Neue Schriften, III–IV, Kopenhagen 1800–1801).
- 14 Paola Giacconi: *La teologia naturale*

- 15 di Johann Jacob Scheuchzer. In: Simona Boscani Leoni (Hg.): *Wissenschaft – Berge – Ideologien*. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und die frühneuzeitliche Naturforschung. *Scienza – Montagna – Ideologie*. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) e la ricerca naturalistica in epoca moderna. Basel 2010, S. 37–56.
- 16 Johann Jakob Scheuchzer: *Ouresiphonitès Helveticus sive Itinera per Helvetiae alpinas regiones*. Leiden 1723.
- 17 Scheuchzer, *Helveticus*.
- 18 Antonio De Rossi: *La costruzione delle Alpi*. *Immagini e scenari del pittoresco alpino (1773–1914)*. Roma 2014, S. 16.
- 19 Vgl. Filippo Bianconi, Marco Antognini: *Arte e scienza al Campolungo: il diario del 30 agosto 1804 di Hans Conrad Escher von der Linth*. In: *Bollettino della Società ticinese di scienze naturali*, 101 (2013), S. 135–150.
- 20 Bianconi, *Arte*, S. 34–37.
- 21 Gottlieb S. Gruner: *Histoire naturelle des glaciers de Suisse*. Trad. J. de Kéraglio, Paris 1770, S. 180.
- 22 Laurent Tissot: *La philosophie du Saint-Gothard ou la naissance d'un profil touristique alpin*. In: Fabrizio Panzera, Roberto Romano (Hg.): *Il San Gottardo: dalla galleria di Favre all'AlpTransit*. Bellinzona 2009, S. 147–159.
- 23 Victor Tissot: *La Suisse inconnue*. Paris 1888, S. 74.
- 24 Brief veröffentlicht in Reichler, Ruffieux: *Le voyage en Suisse*, S. 1061.
- 25 Carl Spitteler: *Der Gotthard*. Frauenfeld 1897, S. 53f.
- 26 Spitteler, *Der Gotthard*, S. 54.
- 27 George Catlin: *À travers les Alpes par le chemin de fer du Saint Gothard*. Zurich 1900, S. 11. (Originalausgabe 1891).
- 28 Spitteler, *Gotthard*, S. 53.
- 29 The St. Gothard Railway. London/Zürich/Paris, o. J.
- 30 Tissot, *Suisse*, S. 52.
- 31 Hans Ulrich Jost: *Politique suisse et mythe du Gotthard au XX^e siècle*. In: Fabrizio Panzera, Roberto Romano, (Hg.): *Il San Gottardo: dalla galleria di Favre all'Alptransit*. Bellinzona 2009, S. 119–132.
- Flavio Stroppini: *Il mito delle fortezze militari sul massiccio del San Gottardo*. In: Marianne Burkhalter, Christian Sumi (Hg.), *Der Gotthard / Il Gottardo: landscape – myths – technology. Infrastructures of the Gotthard region and their implications on changes of landscape since 1850*. Basel 2016.

Iso Camartin

Brüllt der Stier oder der Ochs?

Als Kind hatte ich einen heiligen Respekt vor Stieren auf den Jahrmärkten der Surselva. Auf dem Martini-Markt von Disentis bewunderte ich den Bauern, der den Zuchtbull, ein tonnenschweres, dunkelhäutiges Ungeheuer, wie einen gezähmten Ochsen am Nasenring auf dem Marktplatz oberhalb der Dorfkirche Sogn Gions herumführte. Immerhin hiess es, dazu seien nur erfahrene Bauern imstande, man raunte von Unfällen mit Stieren durch falsche Behandlung beim «Natursprung», sogar dass für unberechenbar aggressive Stiere, die den Respekt vor Menschen verloren hätten, eine Notschlachtung vorzusehen sei.

Dass der Stier auch ein Himmelstier sei, habe ich nicht beim Betrachten des Sternenhimmels entdeckt, sondern erst beim Lesen des Gilgamesch-Epos. Der sumerische König Gilgamesch wollte Unsterblichkeit erlangen, indem er gegen Himmelsriesen und wilde Ungeheuer antrat – aber Könige sind und bleiben, im Gegensatz zu den Göttern, sterblich. Dass sich Zeus in einen Stier verwandelte, um die schöne Europa nach Kreta zu entführen, fand ich immer eine seiner weniger glücklichen Verwandlungen. Nach einer anderen Variante der griechischen Mythologie betreibt Zeus die Entführung der Europa auch nur indirekt, indem er einen Stier an seiner Stelle ins Land der Griechen schickt, der seine Aufgabe auch erledigt und später auf Kreta mit Königin Pasiphae den Minotaurus zeugt. Seltsame Zähmungsversuche gehen hier vor sich! Bekanntlich wird der Minotaurus im Zeitalter der herumwandernden Helden von Herakles gefangen, nach Griechenland gebracht und dort von Theseus getötet. Wo Stiere auftauchen – ob am Himmel oder auf Erden – ist immer Unheil mit zu gewärtigen.

Auch beim *Uristier* ist es nicht anders. Der rote Nasenring deutet zwar an, dass die Wildheit des Wappentiers unter Kontrolle und gebändigt sei. Doch die Legende weiss, dass auch hier nicht Geheures geschah. Ein Hirt auf der Surenenalp liebte ein weisses Lamm so sehr, dass er von der Alp herunterstieg und in der Dorfkirche Weihwasser holte, um das Tier zu taufen. Doch nach dieser aus christlicher Sicht blasphemischen Freveltat soll sich das zahme Lamm unverzüglich in einen wilden Stier gewandelt haben, der den Hirten tötete und die Alp verwüstete. Ein weiser Mann soll

die verzweifelten Urner beraten haben, wie sie das Ungeheur der Surenenalp wieder los würden. Sieben Jahre lang nährten die Bauern im Tal ein Kalb nur mit reiner Kuhmilch. Das Kalb wuchs allmählich zu einem wilden Stier heran, der sich erstaunlicherweise zahm und widerstandslos von einer Jungfrau in die Alp führen liess. Dort kämpfte der Milchstier gegen den dort wütenden Blutstier – so sehr, dass am Ende beide tot waren, ja sogar die Jungfrau starb, weil sie zu neugierig war und bei der Heimkehr, trotz ausgesprochenem Verbot, sich nach den zwei gegeneinander kämpfenden Stieren umschaute. Auch dieser Urner-Stier-Zähmungsmythos quillt vor Blut, das offenbar fliessen muss, bevor Frieden und Fruchtbarkeit im Tal und auf der Alp wieder zurückkehren.

Meine liebste Stiergeschichte ist bei weitem die surselvische Sage vom Bov da Lavaz. Ein «bov» ist freilich ein Ochse, und das heisst im gegenwärtigen Verständnis des Wortes: ein «kastriertes männliches Rind». Die germanischen Wortexperten wissen uns zu berichten, im Althochdeutschen sei die Bedeutung von «ohso» noch «der Samenspritzer», also der passende Name für den «Zuchtstier» gewesen. Im Verlauf der Zivilisation sind aus künftigen Zuchtstieren durch Kastration zahllose gezähmte Ochsen entstanden, geduldige Arbeitstiere, die man unter einem Joch vor den Pflug und vor den Wagen spannen konnte. Heute fristen Ochsen als Weidetiere zwar wieder ein freieres Leben, das sie jedoch schnell aufgrund des zunehmenden menschlichen Fleischkonsums verlieren. Selbst in der Sprache führen die Ochsen bis heute kein rühmliches Dasein, wenn wir an den «Ochs am Berg», an den «Hornochsen» oder an «Du Rindvieh!» denken. Wer will denn heutzutage noch ein Ochs sein? Höchstens ein «basso buffo», der den Ochs von Lerchenau im Rosenkavalier singen will.

Die surselvische Sage spricht aber nicht von einem «Taur da Lavaz», einem Stier, sondern berichtet von einem Ochsen, einem «Bov da Lavaz». Lavaz ist eine Alp im Greinagebiet, dort ungefähr, wo heute die den Bergwanderern und Gipfelstürmern bekannte Medelserhütte steht. Wir sind im erweiterten östlichen Gotthard-Gebiet, wo die Kantone Graubünden und Tessin aneinandergrenzen. Früher waren es die beiden surselvischen Gemeinden Medel und Sumvitg, die Anspruch auf die «Bestossungsrechte» dieser Alp erhoben. Es kam über diesen Streit zu einem Gerichtsfall. Bei einem Ortstermin auf der Alp mit Vertretern des zuständigen Gerichts schwur ein Bauer der Gemeinde Medel mit drei zum Himmel erhobenen Fingern, er stehe auf Boden, der rechtmässig der Gemeinde Medel gehöre. Das Gericht sprach die Alprechte darauf den Medelern zu. Der schlaue Bauer hatte allerdings zuvor Erde aus seinem eigenen Garten in seine Schuhe getan, um keinen Meineid zu leisten. Als Strafe für seine trügerische Missetat musste der Bauer nach seinem Tod auf der Alp Lavaz in der Nacht herumirren, «brüllend wie ein Ochse». Einem frommen Mönch gelang es später, das leidend brüllende Tier in den kleinen See der Alp zu verbannen. Doch wenn Unwetter aufziehen und vor den vier Hoch-

174

175 festen des Jahres, hört man unten in den Tälern von Medel und Somvix noch immer, wie der Bov da Lavaz brüllt.

Wenn ich in der oberen Surselva zu Gast bin, spitze ich bei aufziehenden Gewittern und an den kalendarisch christlichen Hochfesten bei Einbruch der Nacht die Ohren, ob der Bov da Lavaz sich vielleicht hören lasse. Die Sage gibt zu mancherlei Gedanken Anlass, auch wenn heute die meisten Bündnerromanen unter dieser Bezeichnung nur mehr einen übermässig brüllenden Sänger verstehen. «Er brüllt wie der Ochs von Lavaz» ist kein Kompliment für einen Sänger, auch nicht in Graubünden! Wer die Sage kennt, denkt aber bald einmal auch darüber nach, ob das Ungemach, das aus den entfesselten Naturkräften im Alpenraum immer wieder in Form von orkanartigen Föhnstürmen, Hochwasser, Bergstürzen und Lawinen über die Bewohner der Täler niedergeht, vielleicht auch ein von Menschen verursachtes sein könnte. Nicht verboten ist es ebenso zu fragen, ob es beim Bov da Lavaz nicht um die zu Menschendienst gezwungene kastrierte Tiernatur ist, die ihr elendes Los in der Nacht durch die einsamen Täler des Alpenraums brüllt. Ich jedenfalls höre nicht auf, nach der Stimme des Bov da Lavaz zu lauschen.

BILANZEN, SZENARIEN

Der Schatten des Passheiligen

Das letzte Wort des heiligen Gotthard und was daraus wurde.
Eine historische Miniatur

Pirmin Meier

Hildesheim, am 4. Mai 1038. Den befestigten, aber noch nicht geweihten Stiftsbau auf dem Zierenberg hat der Bischof Godehard zu seinem Golgatha erwählt. Es ist, mit der Kapelle des heiligen Mauritius daneben, seine persönliche Einsiedelei. Hier stirbt, umgeben von vier Jünglingen, der heilige Gotthard, wie er im oberdeutschen Raum genannt wird. «Unsere Füsse zu leiten auf dem Wege des Friedens», sollen gemäss seinem Biografen Wolfher seine letzten Worte gewesen sein. In die Nähe des Stifts St. Mauritius, einem Gruss des Wallis an Niedersachsen, kam später eine Hochburg der Produktion von Autoreifen zu stehen. Das Werk *Continental AG* schloss 2004. Der Begriff «Füsse» ist nach Art der Deutung von Propheten mehrdeutig auszulegen.

Ob der gebürtige Bayer Godehard, Rompilger und Gefolgsmann des Königs und Kaisers Heinrich II., je in die Nähe des nach ihm benannten Passes gelangt ist, bleibt ungesichert. Mit weiteren hohen Geistlichen des Umfeldes von Heinrich dürfte er aber am 14. Mai 1004 bei dessen Krönung zum König von Italien in Pavia zugegen gewesen sein. In diesem Fall feierte er, auf dem Heimweg, am 4. Juni, in Lugano mit seinem König das Pfingstfest. Dieser nannte ihn kurz danach urkundlich *dilecti nobis Gothardi*, sinngemäss «meinen geliebten Gotthard». Nach der feierlichen Pfingstmesse am Lago Ceresio traf der königliche Tross via Lukmanier Mitte Juni bei der Pfalz von Zürich ein. Mit Datum vom 17. Juni 1004 befahl der König, dessen Heer einen Monat zuvor in Pavia vor einem Massaker an der Bürgerschaft nicht zurückgeschreckt hatte, für das Herzogtum Schwaben einen Landfrieden. Mittels Urfehde wurde das Gaunergesindel um Zürich zum Verlassen des Landes aufgefordert. Der Haupt- und Staatsaktion wohnten die Äbte von Einsiedeln und St. Gallen bei, wohl auch die Äbtissin des Fraumünsters, der die Leibeigenen des Urserentals gehörten. Nicht ausgeschlossen ist, nebst dem beurkundeten Heribert, Erzbischof von Köln, die Anwesenheit von Godehard, damals noch Abt

von Niederaltaich. Der Begriff «Friede» war im Mittelalter so mehrdeutig wie heute. Der gebotene Landfriede, auch Rechtsfriede, diente der Ruhe und Ordnung. Nicht zu verwechseln mit der mystischen *Treuga Dei*, dem Gottesfrieden. Ein solcher wurde im Münster von Konstanz am Gründonnerstag 1043 als «Ewiger Friede» ausgerufen; ein Begriff, den Kant ironisch gebrauchen sollte. Mit den realen Verhältnissen von damals, etwa den Ungarnkriegen, hatte der Gottesfriede nichts zu tun.

Der real mögliche Rechtsfriede wurde vernünftigerweise nie mit einem Idealzustand verwechselt. Klaus von Flüe bezeichnete ihn 1482 pfiffig als «das böseste Recht». Dass der heilige Gotthard, dessen Festtag am 5. Mai zufällig mit dem 1964 eingeführten *Europatag* zusammenfällt, wie später Klaus von Flüe als Mann des Friedens zu gelten hat, verdient Aufmerksamkeit. Kaiserlich gesinnt, wollte er es mit dem Papst doch nicht ganz verderben. Seine Formulierungen im Konflikt zwischen Rom und dem Reich sind diplomatischer als die von Aribio von Mainz, der Godehard zum Bischof geweiht hatte.

Am Tor zur Deutschschweiz, bei der Zufahrt in italienische Lande: St. Gotthard. Woche für Woche, durch Meldungen des Strassen- und Schienenverkehrs namentlich in Erinnerung gerufen, hält der Entleibte Wache. Die Passhöhe liegt fast genau 2000 Meter höher als der Sterbeort des Heiligen. *Moritzberg*, einst eine selbständige Gemeinde mit Stift und Stiftskirche, nördlich angrenzend an das ehemalige Dorf *Himmelsthür*, liegt bescheidene 109 Meter über Meer. Das Wappen von Moritzberg, von Kaiser Ferdinand 1652 bestätigt, enthält – wie dasjenige von St. Maurice im Wallis – das Kreuz des heiligen Mauritius. Dazu noch den zur Ikonografie von St. Gotthard zugehörigen Drachen. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts schenkte der Bischof von Hildesheim der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Göschenen, Kanton Uri, eine winzige Knochenreliquie seines heiliggesprochenen Vorgängers. Godehard war vom Andreastag (30. November) 1022 bis zu seinem Tod am 4. Mai 1038 in Niedersachsen Ortsbischof. «Die Ausfahrt Göschenen ist gesperrt.» Die Routinemeldung der Verkehrsinformation von Radio SRF gilt nicht für den, der sucht statt vorbeifährt.

Der als *villa montis*, «Bergdorf», urkundlich in die Geschichte eingetretene Moritzberg, mit Ortsteilen wie Godehardikamp und der mit Fabrikationsstätten überbauten Schützenwiese, war bis vor kurzem eine Industriehochburg. Der für den Raum Hildesheim bedeutende Arbeitgeber *Wetzell Gummiwerke AG*, später von *Phönix* und *Continental* übernom-



13 Heiliger Gotthard als Pilger, Ex-Voto Altar aus der Provinz Venezien.

men, wurde nebst anderem ein Qualitätsbegriff für Hochdruckschläuche. Über dem aufgehobenen Industriestandort, von dem sich ein «alter Schornstein» erhalten hat, wurde ein Einkaufszentrum mit Geschäften und Supermärkten hochgezogen.

Im Zusammenhang mit der Beschäftigung von Zwangsarbeitern bei Wetzell zur Zeit des Zweiten Weltkriegs wirbt eine von Klaus Schäfer, Fraktionsgeschäftsführer der Grünen in Hildesheim, mitbetreute historische Homepage für *Vernetztes Erinnern*. Wohl schon 1028 war es die Arglist der Zeit, die Hildesheims Bischof Godehard veranlasste, den nach einem afrikanischen Glaubenszeugen umbenannten Berg mit Wall und Grabenzubefestigen, so, wie 900 Jahre später das Gotthardmassiv von der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur monumentalen Alpenfestung ausgebaut wurde, das Herzensanliegen des 1939 gewählten Oberkommandierenden, General Henri Guisan. Noch von einigen Festungswächtergenerationen der Réduitbrigade 23 betreut, wurde das aufwendigste Fort der Alpen vor der zweiten Jahrtausendwende zum Museum entsorgt. Der Verkehr rollt nach wie vor auf Strasse und Schiene durch das für die strategische Lage der Schweiz bedeutsame Gotthardmassiv, ab Ende 2016 mit der 57 Kilometer langen Untertunnelung der Neuen Eisenbahn-Alpentransversale (NEAT). Das hier konzentrierte Granitvorkommen soll so hart und stabil sein, dass darüber, gestossen von Afrika, die Alpen aufgefaltet wurden. So wenigstens lernten es die Schweizer Schulkinder im Geografieunterricht. Das Fach ist heute, wie Geschichte, auf den Kompetenzbereich *Mensch und Umwelt* pädagogisiert.

Der Verfasser dieser Studie war Rekrut in den Anlagen der oben genannten Réduitbrigade. Später diente er in deren Brudereinheit, der Réduitbrigade 22. Der Auftrag, eine Wiederholung des Franzoseneinfalls 1798 in Nidwalden durch Vorbereitung von Artilleriestellungen im Schoss des Mutterschwandenberges zu verhindern, schärfte das Geschichtsbewusstsein. Unvergessen bleibt im Rückblick auf die Rekrutenschule der nicht enden wollende unterirdische Treppenaufstieg ab Airolos Schienenhöhe bis hinauf zur Gotthard-Festung Motto Bartola. Unweit davon der turmartige Geschützstandort San Carlo, Kaliber 10,5, benannt nach Carlo Borromeo, dem für die Förderung der Bildung in der katholischen Schweiz verdienstvollen Mailänder Erzbischof. Im Innern des Berges war vielleicht an die Tunnelheilige Barbara zu denken. Oben angekommen beim Ausstieg atmete man auf, wirkte der als Rustico getarnte Ausgang weg von der Festung fast wie St. Gotthards Himmelstür. Wen interessie-

ren heute noch alle diese Details? Eine Antwort an den ungeduldigen Leser: Für eine vergleichbare Detailtreue, damals gegenüber einem deutschen Agenten, wurden noch 1942 zwei Unteroffiziere der Schweizer Armee als Landesverräter hingerichtet.

Beim Rückblick auf das eingangs erwähnte Pfingstfest 1004 ergibt sich die Perspektive, dass Godehard wenigstens einmal im Leben sich in der Nähe des posthum nach ihm benannten Passes aufgehalten haben kann. Am südlichen Ausgang von Lugano soll noch 1386, direkt am See, wo sich damals fast nur Einsiedler niederliessen, ein Gotthard-Kirchlein gestanden haben. Der Luganersee, von den Einheimischen *Ceresio* genannt, wird gemäss dem Historischen Lexikon der Schweiz erstmals 590 beim heiligen Gregor von Tours genannt. Für die Lokalisierung der Königsurkunden von 1004 gewinnt der zur Zeit Karls des Grossen belegte Name *Laco Luanasco* das Gewicht eines Arguments. Schon lange stritten sich die Verkehrshistoriker um die Deutung des rätselhaften Namens *Lacunaura*. Gemäss den Urkunden vom Montag, 12. Juni 1004, scheint es sich um den Ausgangspunkt von Heinrichs Reise vom Tessin nach Zürich zu handeln.

Gehen wir davon aus, dass der königliche Tross beim Weiler Grumo im Raum Ceneri ein vergleichsweise zentrales Lager aufgerichtet hat, mit Lugano als nächstgelegener Stadt sowie mit dem Plan, möglichst bald nach Zürich aufzubrechen, spricht alles für einen Aufenthalt in der Pfingstwoche und noch kurz danach am selben Ort, wo mit dem Pfingsthochamt gleichsam der Erfolg des Italienfeldzuges abgefeiert wurde. Dassein vom Italienfeldzug ermüdetes Heer, dem ein Gewaltmarsch über die Alpen bevorstand, sich einige Tage an einem vergleichsweise festen Standort darauf vorbereitete, liegt nahe. Verkehrshistoriker zerbrechen sich seit rund 140 Jahren darüber den Kopf. Der Fünftagemarsch erfolgte am wahrscheinlichsten von Cadempino, südlich von Ceneri, über das damals mailändische Bleniotal hinauf zum Lukmanier, wo niemand ein Hospiz des Abtes von Disentis vermuten sollte. Dasselbe gelangt erst 250 Jahre später zur ersten Erwähnung. Die erste grössere Rast nach schwer vorstellbaren Strapazen muss im Klosterdorf Disentis erfolgt sein.

Aus geografischer Sicht wohl schon angenehmer präsentierte sich die uralte Stadt Trun, mit vielen Ahornen, aber wohl noch keinem, unter dem so etwas wie der graue Bund beschworen wurde. Ein vergleichbarer Schwurplatz, eine sogenannte Malstätte, stand damals in Rohr bei Aarau, wo die Grafen von Lenzburg ihre Beziehungen zum Stift Beromüns-

ter regelten. Falls Heinrich auf dem Weg nach Zürich Mitglieder dieser Familie traf, so war es frühestens in Schänis. Dass in Zürich, im Zusammenhang mit der Verkündigung des Landfriedens, von einem *colloquium* die Rede ist, deutet darauf hin, dass der Landfriede, ehe dieser befohlen wurde, noch Gegenstand von Verhandlungen war.

Schaut man von Mailand nordwestwärts, ist St. Gotthard tief sinnig mit dem Wallis verbunden, mit dem afrikanischen Glaubenszeugen Mauritius vom unteren Eingang des Tals. In seinem Kloster Niederaltaich, seiner Bischofsstadt Hildesheim und reichsweit machte sich Godehard für die Verbreitung dieses Kultes stark. Die nach dem Heiligen Kreuz wertvollste Reliquie der Christenheit, die Heilige Lanze, wird mit dem römischen Offizier zur Zeit des Kaisers Diokletian in Verbindung gebracht. Um sich in deren Besitz zu bringen, schreckte König Heinrich II., dem Godehard seine Karriere verdankt, bei seiner umstrittenen Königswahl 1002 nicht vor dem Mittel der Geiselnahme zurück. Das war beim Konflikt mit seinem späteren Kanzler Heribert, dem Erzbischof von Köln.

Generationen vor Parzival stand das Andenken an Mauritius und seine Waffenfreunde, im Unterwallis hingerichtet auf dem Richtfeld von Vérolliez, für das Ideal des christlichen Ritters. Nicht für sich allein in den Tag hineinzuleben, war das Ziel. Das wäre die Torheit der Welt. Aus den Bergen schöpfte das mittelalterliche Christentum so etwas wie spirituelle Orientierung. Als der Dichter Petrarca sich auf den Mont Ventoux (1912 Meter über Meer) aufmachte, ging es ihm um Meditation. Er las einen Text von Kirchenvater Augustinus, wonach es wichtiger sei, sich selbst zu finden, als über die Höhe der Berge im Bild zu sein. Auch die erste Landkarte der Schweizer Alpen, Albrecht von Bonstettens geometrischer Ausblick von der Rigi (1798 Meter über Meer), ist aus diesem Geist zu begreifen. Die Perspektive von *Sci Gottardi* (1293), einem Namen aus alteidgenössischen Urkunden, der auch im Habsburger Urbar des Schreibers Burkhard von Frick aufscheint, wird mit dem mehrdeutigen Wort *Urania* umschrieben. Damit ist das Land Uri ebenso gemeint wie der Weg zum Himmelreich.

Die ausserhalb ihrer Urheimat lebenden Walser liebten und liebten den heiligen Gotthard ebenso. Im ganzen Bergtal wird dem Heiligen Dank und künftiges Vertrauen bekundet. Wie geschildert im Unterwallis, in Fully; weiter nördlich, bei Laques oberhalb Sierre, wurde das Gotthard-Heiligtum Cordona zum Refugium des Volksweisen Mathias Will (1613–1698), des zu Lebzeiten mit Blattschüssen jeder Art Verleumde-

ten. Ins Herz des Landes, nach Nax, hoch über der Bischofsstadt Sitten, machten sich Pilger aus Savoyen auf, um mit den einheimischen Jägern und Soldaten dem heiligen Gotthard zu huldigen; südöstlich im Dorf Simplon behauptet sich der Hildesheimer bis heute als Passheiliger. Es gibt nun mal keinen Sankt Simplon. Der Passübergang nach Domodossola, zur Zeit Napoleons mit einer für den Transport von Kanonen geeigneten Bergstrasse stabilisiert, führt als der ältere von zwei Schweizer Gotthardpässen nach Süden. Das Altarbild in der Dorfkirche zeigt den Passheiligen.

Heinrich II. und seine Vorgänger und Nachfolger verstanden sich zu ihrer Zeit als Ordner der Welt. In jenen Junitagen 1004 wurde die innige Verbindung des Klosters Einsiedeln unter Abt Wirun mit König Heinrich durch einen erstmaligen Schiedsspruch zugunsten des Klosters Tatsache. Die Beziehung kulminierte am 5. Januar 1018, als der zum Kaiser gekrönte Heinrich dem Kloster 230 Quadratkilometer Sihltal, Biberthal und Alptal «für ewige Zeiten» vermachte, die Basis für die Zucht des Braunviehs, damit die Landwirtschaftsrevolution im dortigen Alpenraum ermöglichend. Von derselben profitierten auch freie Bauern. Damit war die Rechtsgrundlage geschaffen, warum Einsiedeln und Kastherr Habsburg beim Morgartenkrieg «im Recht» waren, deren Gegner aber beim Marchenstreit «im Unrecht». Es herrschte wohl, wie Bruder Klaus es ausdrücken sollte, «das böseste Recht». Godehard von Hildesheim mag sein letztes Wort wohl nicht so gemeint haben.

Ohne jenen 17. Juni 1004 in Zürich hätte die Schweizer Geschichte möglicherweise einen anderen Ausgang genommen. Godehard, zum Priester geweiht von Bischof Wolfgang, dem Gründer der Stiftsschule Einsiedeln, und Abt Wirun, beide mit dem Kloster Reichenau in Verbindung stehend, müssen einander gekannt haben.

«Unsere Füsse zu leiten auf dem Wege des Friedens» bleibt von den legendären Thebäern über den heiligen Godehard bis zu Klaus von Flüe ein Motto für eine spirituelle Geschichtsbetrachtung mit Spiegelungen in die Gegenwart.

Der San Gottardo, Leid und Freude des Tessins

Ein Transitweg zwischen Hoffnungen
und Enttäuschungen

Marco Marcacci

Der San Gottardo – welcher, wie man im Tessin zu sagen pflegt, seine Heiligkeit, sein «San», wegen der Gotthardbahn verloren habe – ist aufs Innigste mit den historischen Wechselfällen des italienischsprachigen Kantons verbunden. Am Gotthard, der zugleich trennendes und vereinigendes Gebirge, wesentlicher Transitweg (von den Tessinern «Weg der Völker» getauft) und Ort symbolischer Repräsentationen ist, haben sich während der letzten zwei Jahrhunderte die Hoffnungen und Enttäuschungen des Tessins sowie der Tessinerinnen und Tessiner vor allem in ihren manchmal schwierigen Beziehungen zum Rest der Schweiz herauskristallisiert. Es waren Hoffnungen auf ökonomische Entwicklung, um einer endemischen Armut zu entkommen, und auf kulturelle und moralische Erlösung nach Jahrhunderten der Knechtschaft als reiner Wille, sich vollumfänglich am eidgenössischen Leben zu beteiligen. Es waren aber auch Enttäuschungen wegen zerbrochener Träume und nicht eingelöster Versprechen, gesetzt auf den grossen Strassen- und Eisenbahnprojekten des Gotthards.

Schon bevor das Tessin zu dem geworden ist, was es heute ist, das heisst zur Zeit der Vogteien, war es der Gotthard, welcher Urner und Schwyzer in den Süden der Alpen gedrängt hat, um sich eine Handelsroute nach Mailand und in die Lombardei zu eröffnen. Nachdem die Eidgenossen zwischen dem 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts die Kontrolle über die Südseite des Gotthards erworben hatten, was für ihren Handel mit Italien zentral war, konnten sie ihn auch nach der Niederlage in Marignano erhalten. So wurde der Gotthard zur Nabelschnur, welche das Tessin an den Rest der Schweiz bindet, und das ist sie bis heute geblieben.

186

187

Der Gotthardweg, Lebensarterie für den Kanton

Der junge Kanton Tessin, mit der napoleonischen Mediationsakte aus dem Jahr 1803 begründet, wurde sofort mit der Gotthard-Frage (oder besser gesagt: mit dem Gotthard-Weg) konfrontiert. Der Kanton, der die sehr unbeliebten direkten Steuern, welche die Helvetische Republik verlangte, abgeschafft hatte, erwirtschaftete einen grossen Teil der eigenen öffentlichen Einnahmen aus den Zollabgaben und Wegegeldern. Er sah sich deshalb gezwungen, sich mit gut ausgebauten Strassen zu versehen, um nicht ins Hintertreffen zu gelangen und zu riskieren, dass der Nord-Süd-Verkehr auf andere Routen auswich. Aus mindestens drei verschiedenen Gründen hatte sich der Kanton Tessin in den Ausbau des Strassennetzes zu stürzen, dessen Schlüssel wiederum der Gotthardpass war. Erstens konnten nur gute Strassen und eine gute Verbindung mit dem Rest der Schweiz den Handelsverkehr und damit auch die Maut-einnahmen, die Wegeelder und die verschiedenen Zolleinahmen steigern. Zweitens übte die Eidgenössische Tagsatzung hohen Druck aus: Die Kantone der Innerschweiz waren bereit, die vom Tessin geforderten Mauttarife zu verbürgen, doch nur gegen ein effizientes und sicheres Strassennetz.¹ Und last but not least waren die Strassenverbindungen, von denen die Gotthardstrasse sofort die Hauptverkehrsader wurde, mehr denn je notwendig, um die verschiedenen Teile eines Kantons von komplexer Gestalt zu verbinden. Bis zu diesem Zeitpunkt bestanden diese Teile aus acht Vogteien oder Distrikten ohne grosse Kontakte untereinander. Bereits 1803 wurde in einem Gesetz ein ehrgeiziger Strassenplan ausgearbeitet und verabschiedet, in dem die Strecke von Chiasso bis zur Urner Grenze auf dem Gotthard die Hauptachse bildete. Wie vor hundert Jahren ein Tessiner Historiker ausdrückte, musste sich der Kanton entscheiden und baute vor den Schulen die Strassen.² Die befahrbare Passstrasse wurde dank gemeinsamen Anstrengungen der Kantone Uri und Tessin 1831 fertiggestellt. Vom neuen Verbindungsweg erwartete das Tessin, welches unlängst seine liberale Reform vollendet hatte, wichtige ökonomische Auswirkungen – dank dem Transitverkehr sowie besserem Kontakt und Zusammenhalt mit dem Rest der Eidgenossenschaft. Der Kanton übernahm auch die Verwaltung der Post, mit der er den Kanton Zürich beauftragt hatte, ebenso die kantonale Zollverwaltung, die auch in Auftrag gegeben worden war, um den Liquiditätsbedarf zu decken. Um 1840 wurden zudem neue Zollltarife ausgearbeitet: Man bemerkte, dass

der Handel, wenn man den Transit mit zu vielen Steuern und Abgaben belastete, andere Routen genommen hatte.³ Nichtsdestotrotz lagen die Einnahmen unter den Erwartungen. In diesen Jahren wurden die Strassen (und vor allem diejenige des Gotthards) durch zwei grosse Überschwemmungen 1834 und 1839 beschädigt, welche riesige Investitionen in die Wiederinstandsetzung und in Schutzbauten erforderten.

Darauf folgte 1848 die eidgenössische Konstitution, welche alles völlig umkrepelte: Bekanntlich beanspruchte der neue Bundesstaat das Post- und Zollmonopol an den Grenzen und deklarierte die Abschaffung der Wegegelder und internen Zollabgaben. Die Mehrheit der Tessiner betrachtete dies als Ungerechtigkeit und Plünderung und verweigerte darum mit grosser Mehrheit die Konstitution vom 12. September 1848. Die vom Bund ausbezahlten Entschädigungen – mehr oder weniger kostendeckend aus rein pekuniärer Sicht – wurden als ungenügend betrachtet. Jedenfalls konnten sie den Verlust bedeutender Mittel der kantonalen Finanzpolitik nicht decken, aus denen das Tessin sich erhofft hatte, Vorteil zu ziehen. Und dies nach den bereits erbrachten gewaltigen Investitionen zum Preis einer hohen Verschuldung, um das Strassennetz, in erster Linie die wichtige Gotthardroute, zu realisieren und erhalten.

Die Einführung der Eisenbahn, welche sich bereits um 1848 abzeichnete, bot dem Kanton eine zweite Gelegenheit, die Hoffnungen für die eigene Zukunft auf den Gotthard zu setzen. Zu Beginn jedoch bildete die attraktivste Eisenbahn-Alpentransversale durch das Tessin die Lukmaniervariante: Weniger hoch als der Gotthard, schien der Lukmanier der technisch leichter zu bewältigende Pass. Zudem bildete die Verbindung zwischen Genua und dem Bodensee über den Lago Maggiore und Chur via Lukmanierpass die bevorzugte Variante für das Königreich Sardinien, den Partner, auf den das Tessin damals zählte, um sich die Alpentransversale zu sichern.

Zugunsten des Gotthards sprachen sich nach 1850 einige wichtige Stimmen aus. So diejenige des Tessiner Ingenieurs Pasquale Lucchini, welcher in seinen Studien aufzeigte, dass es technisch möglich sei, den Gotthard zu überqueren. Die Hauptschwierigkeit bestand aber nicht im eigentlichen Durchstich, sondern in der Überwindung der Schluchten der Biaschina und des Piottino, um die geeignete Höhe für den Bau eines Tunnels zu erreichen. Auch Carlo Cattaneo, Wissenschaftler und Mailänder Politiker, der sich nach 1848 ins Tessin zurückzog, setzte sich für

den Gotthard und damit für die kürzeste Verbindung zwischen Mittelmeer und Zentraleuropa ein. Für Cattaneo, der selbst an Eisenbahngesellschaften ökonomisch interessiert war, musste dieses neue Verkehrsmittel auf dem kürzesten Weg die Industrie- und Handelszentren wie die Grossstädte verbinden, anstatt sich in den Mäandern der Alpentäler zu verlieren. Zwischen 1860 und 1870 führten verschiedene Faktoren zur Wahl des Gotthards: der Wille eines grossen Teils der Deutschschweizer Kantone; die Entscheidung des Bundesrats, welcher jede Variante von Alpentransversale (unter anderem Simplon, Grimsel, Splügen) ausschloss, welche das Tessin vermieden hätte; sowie die italienische Einheit, hin- und hergerissen in der Rivalität zwischen der Lombardei und dem Piemont, sie alle gaben den Ausschlag für die kürzeste Strecke zwischen dem Süden und Norden der Alpen.

So sah das Tessin eine Eisenbahntransitachse von kontinentaler Bedeutung verwirklicht, welche das Transportsystem auf dem Festland revolutionieren und die territoriale, ökonomische und demografische Position des Südkantons grundlegend verändern würde. Auf die unbequemen und langen Postkutschenreisen folgten schnelle und komfortablere Zugfahrten, und die Transportkapazität für Güter und Personen steigerte sich in einer bis zu diesem Zeitpunkt unvorstellbaren Weise.

Die Zeit der grossen Hoffnungen

Die Einführung der Eisenbahn über die Alpen bildete dennoch nicht nur eine grundlegende Zäsur in Bezug auf die Anfahrtszeiten und die Transportkapazitäten. Noch wichtiger waren die Einflüsse soziologischer und struktureller Natur. Die alpinen Gesellschaften wurden von der Teilhabe am Bau und Betrieb der Eisenbahnen und der Verkehrsmittel, die sie betrafen, zum grossen Teil ausgeschlossen. Die Entscheidungen für die transalpinen Eisenbahnen wurden weitab der Alpen, in Regierungskabinetten, Bankbüros und Finanzgesellschaften, gefällt. Zu Ende ging die Zeit, in welcher die alpinen Talebenen wichtige Finanzmittel durch die Transporte anzog, welche man für Dritte ausführte. Bot das alpine Strassensystem immer noch Möglichkeiten für das lokale Unternehmertum, folgte die Eisenbahn einer anderen Logik. Eine Bahnlinie neigte dazu, die Kräfte auf ihre End- und auf wenige Knotenpunkte entlang der Strecke zu konzentrieren, wodurch wenig Raum für die Unternehmen abgelegener und ländlicher Gemeinschaften übrig blieb.⁴ Dieses Entwicklungs-

paradigma lässt sich auch auf den Fall des Tessins beziehen, wurde hier aber durch zwei Phänomene mit unterschiedlichen Vorzeichen teilweise ausgeglichen und verdeckt: die Entstehung einiger regionaler Industriestandorte entlang der Gotthard-Eisenbahnachse und das Aufkommen des Bahntourismus, vor allem in der Region der Seen.

Die Verwirklichung des Gotthard-Durchstichs und der Eisenbahntransversale rief sogar im Tessin grosse Erwartungen und Versprechungen für eine gesellschaftliche, moralische und ökonomische Entwicklung und für eine bessere Integration in die eidgenössische Familie hervor – Erwartungen, welche in der ersten Nummer einer Anfang 1873 in Bellinzona publizierten Zeitung direkt nach der Eröffnung der Baustellen für die Eisenbahntunnel- und Zufahrtsrampenkonstruktion unter dem Titel «Der Gotthard» treffend auf den Punkt gebracht wurde:

«Es ist ein Name, der eine neue Zeit kennzeichnet und nun Annäherung, Einheit bedeutet – Annäherung der Eidgenossenschaft an Europa, des Tessins an die Eidgenossenschaft und, für die Linien, welche sich in seinem System vereinen, auch eine Annäherung der verschiedenen Teile des Tessins. Macht, dass dieser Name, von der neuen Zeitung übernommen, für uns Tessiner eine gleiche politische wie moralische Bedeutung haben und den Vorteil bringen wird, mit der Annäherung und Einheit die Ehre und Bedeutung unseres schönen Landes und das Recht auf Anerkennung in der eidgenössischen Familie zu mehren.»⁵

Zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und dem Vorabend des Ersten Weltkriegs erfuhr das Tessin eine Phase grossen ökonomischen Wachstums, welches – direkt oder indirekt – hauptsächlich auf die neue Bahnverbindung zurückgeführt werden konnte. Hier entstanden zahlreiche Arbeitsplätze, die von dieser Eisenbahn geschaffen wurden, im Besonderen die Reparaturwerkstatt in Bellinzona, die mit über 500 Angestellten das grösste Industrierwerk des Kantons war. Es entwickelte sich auch die Granitindustrie im Riviera- und Leventina-Tal, welche von der Eisenbahn bedient wurde. Auch indirekt ist der Eisenbahn die starke Präsenz eidgenössischer Zölle zuzuschreiben, insbesondere die internationale Station Chiasso. Dank dem Gotthard, doch ohne Bezug zur Eisenbahn, nahm die Präsenz der Armee mit dem zu den Festungsbauten gehörigen Personal als einem wichtigen wirtschaftlichen Zulieferer zu. Auch der Tourismus erfuhr vor allem in den Seazonen um Lugano und Locarno eine Phase starker Expansion. Dank dem Gotthard schien das

Tessin wundersam an den internationalen Transitflüssen teilzunehmen: als Güter- und Personenumschlagplatz, aber auch als Plattform für Ideen und Ideale. In angemessener Weise sprach man für den Kanton, welcher so den wenig schmeichelhaften Ruf des Schweizer «Sorgenkinds» loszuwerden hoffte, von einer «Zeit der grossen Hoffnungen».⁶ Und die Gotthard-Achse wurde mehr denn je zum Rückgrat des Tessins, welches neue Niederlassungen, Bevölkerung, ökonomische Aktivitäten, Innovationen und Dynamik nach sich zog.

Doch gab es auch die Kehrseite der Medaille. Die wirtschaftliche Wachstumsphase bremste die Emigration nicht, welche ganze Tessiner Täler entleerte, ja, die Geschwindigkeit der Eisenbahnverbindungen erleichterte sie sogar. Hingegen beförderten die Eisenbahn und das Wirtschaftswachstum eine starke Immigration aus Italien und eine bescheidenere, aber dennoch bedeutende Zunahme einer deutschsprachigen Bevölkerung vor allem in zwei Sektoren: in den öffentlichen Diensten (Post, Zoll, Bahn, Armee) und im Tourismus, in der sogenannten Fremdenindustrie.

Unbehagen und Klagen begannen am Vorabend des Ersten Weltkriegs aufzukommen und intensivierten sich in den Folgejahrzehnten. Man war beunruhigt wegen einer deutschsprachigen Kolonie von ein paar tausend Personen, welche vielen aus mindestens zwei Gründen ein Dorn im Auge war: Einerseits besetzten ihre Vertreter grösstenteils Führungspositionen im Unternehmensbereich und in der eidgenössischen Verwaltung und erreichten dadurch einen beachtlichen Einfluss; andererseits unterstellte man den Deutschschweizern, sich nicht integrieren und eine Parallelgesellschaft bilden zu wollen, mit eigenen Druckmedien, Schulen und Vereinen. Man glaubte die italienische Eigenheit des Tessins und selbst das Überleben der Tessiner Herkunft in Gefahr. Der Eisenbahntourismus seinerseits wurde beschuldigt, in der übrigen Schweiz ein schädliches und beleidigendes Bild des Tessins und seiner Einwohner hervorgebracht und verbreitet zu haben: die helvetische Sonnenstube, ein Landstrich, bewohnt von Leuten mit südlichem Gemüt, von einem glücklichen und unbeschwerten Volk, sympathisch, aber wenig zuverlässig.

Unbehagen, Ansprüche und Gotthardmythos

Es ist ebenfalls bezeichnend, dass die proitalienischen und in der Folge offen irredentistischen Milieus des Tessins 1912 eine Zeitschrift zur Ver-

teidigung der italienischen Sprache und Kultur gründeten und sie *Adula* nannten – «gemäss dem antiken römischen Gipfelnamen, dem Rheinwaldhorn», der höchsten Erhebung der Lepontinischen Alpen, welche die italienische von der deutschen Schweiz trennt. Die *Adula* wurde zum symbolischen Berg für die Italianità – als Kontrapunkt zum Gotthard, dem Berg, den man leicht überqueren konnte und der die eidgenössische Promiskuität verkörperte. Die «Adulianer» prangerten vor allem die schleichende Germanisierung des Kantons an, für die sie in erster Linie die Gotthardbahn und den Eisenbahntourismus verantwortlich machten, den die Gotthard-Verbindung sehr begünstigt hatte.⁷

In den 1920er-Jahren tauchte mit der wirtschaftlichen Stagnation im Tessin wieder das Gespenst der Isolation des Kantons auf, eingeklemmt zwischen nördlicher Alpensperre und südlicher politischer Grenze. Daraus resultierte eine Einstellung, welche ihren Ausdruck in den «Tessiner Ansprüchen» an die Eidgenossenschaft fand und einen schizophrenen Aspekt in Bezug auf die Rolle des Gotthards darstellte: einerseits war es die Alpensperre, welche das Tessin isolierte und einengte; andererseits war es der Strassen- und Eisenbahnkorridor, welcher eine angeblich schädliche demografische und kulturelle Durchdringung aus dem Norden beförderte.⁸

Die Periode zwischen den zwei Weltkriegen, insbesondere die der 1930er-Jahre, ist dennoch auch jene Zeit, in welcher sich auf der Welle der Geistigen Landesverteidigung der helvetische Mythos des Gotthards durchsetzte.⁹ Der Gotthard war das Gebirge, welches das Herz der Schweizer Nation bildet, das Kreuz, von dem die vier linguistisch-kulturellen Bestandteile des Landes ausgehen und in dem sie gleichzeitig zusammenkommen: die deutschsprachige Schweiz im Norden, die romanische im Osten, die italienische im Süden und (mit einer gewissen Einschränkung der geografischen Präzision) die französischsprachige im Westen. Zudem war der Gotthard – als Wahrer von Werten und Traditionen – höchster Ausdruck helvetischer Gesinnung und gleichzeitig Gebirge und Weg, der vereinigt und verbrüdet.

Besser als Guido Calgari (1905–1969) – Dozent, Schriftsteller, Historiker, Radiojournalist, Kulturorganisator und einer der Hauptexponenten des Tessiner Helvetismus – hat wohl kaum ein Anderer die Tessiner Version des Gotthard-Mythos auf den Punkt gebracht. 1937 gab Calgari eine Art Festspiel unter dem Titel *San Gottardo* in den Druck. Zur Rechtfertigung dieser Arbeit stellte der Autor sein szenisches Werk als Wille dar, «der

Tatsache Kontur zu verleihen, dass der Gotthard nicht einfach irgendein Berg, sondern Kern und Zentrum unserer Geschichte ist, um den herum und für den sich über Jahrhunderte das Schicksal der drei Völker abspielten, welche die Schweiz bilden».¹⁰ Im Vorwort bekräftigte der damalige Präsident der Tessiner Regierung und zukünftige Bundesrat Enrico Celio, dass der Gotthard «das heilige Gebirge aller Schweizer» sei.¹¹

Noch expliziter und didaktischer ging Calgari im Spektakel *Heilige Erde des Tessins* vor,¹² welches an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939 präsentiert wurde. Das Festspiel in fünf Akten wird mit einer mächtigen Gotthard-Anrufung eröffnet und beschlossen. Der Eingangsakt unter dem Titel «Die Freiheit» erinnert an die Leventiner Mobilisierung 1799 gegen das französische Heer. Hier verkörpert der Berg den Willen zum Widerstand und zur Freiheit des Volkes und antizipiert in einem gewissen Sinne die Funktion, welche die Alpen und der Gotthard im Zusammenhang mit der nationalen Réduit-Strategie im Zweiten Weltkrieg übernahmen. Während in der Mitte die drei Akte «Die Leiden (Naturkatastrophen und Auswanderung)», «Die Arbeit» und «Die Festtage» stehen, hat der letzte Akt «Das Vaterland» zum Titel und setzt die Vollendung der Gottharddurchbohrung, das grosse Unternehmen, welches das Tessin und die Restschweiz zusammenschweisste, in Szene.

Als ob das nicht schon genügen würde, ist die Hauptperson, welche als roter Faden durch verschiedene narrative Settings führt, der «Genius des St. Gotthards», der die Züge eines jungen Manns trägt, ewig jung wie die Schweiz. «In ihm und um ihn ist Licht. Seine Stimme ist die eines Dichters; der Rhythmus seiner Worte ist feierlich wie der eines wahrsagenden Bardens», heisst es in der deutschen Zusammenfassung. Damit wird die zentrale Stellung des Gotthards als Quintessenz des Tessins, der Schweiz und der unauflösbaren eidgenössischen Verbindung nochmals unterstrichen.

Vom Autobahntunnel zum Alptransit, zwischen Erwartungen und Ernüchterung

Die idyllische Aussöhnung im Zusammenhang mit dem Gotthard und seiner multiplen patriotischen Symbolik zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung löste sich in den Jahrzehnten des starken Wirtschaftswachstums und der rasanten Wandlung der Tessiner Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg auf. Gegen die Planung des Nationalstrassennetzes,

welches in einer ersten Phase die Durchbohrung des Gotthards für einen Strassentunnel ausschloss, erhob und mobilisierte sich das Tessin, indem es das Gespenst des isolierten und diskriminierten Kantons, dessen Interessen und dessen eidgenössische Loyalität die gesamtschweizerische Politik nicht richtig ernst nahm, nochmals heraufbeschwor.

Der neue Strassentunnel wurde zur neuen Nabelschnur, welche das Tessin an die Schweiz binden sollte, und zur dringlichsten Angelegenheit des Tessiner Volks. Dafür mobilisierten sich Wirtschaftskreise und Intellektuelle, Studentenorganisationen und die Politik. Die politischen Autoritäten und zahlreiche Exponenten des öffentlichen Lebens waren überzeugt, dass das Interesse des Kantons darin bestehe, den grösstmöglichen Strom des motorisierten Verkehrs ins Tessin zu kanalisieren. Man rechtfertigte diese Forderung, indem man das Thema des «isolierten Tessins» auffrischte, um von neuem die Strassenverbindung als Versprechen für die Wirtschaftsentwicklung des Kantons und für den Tourismus zu fördern. Die Forderung wurde während des Tessiner Tages an der Expo 1964 in Lausanne und wenige Wochen später auf einer Demonstration auf dem Bundesplatz in Bern, an Konferenzen, in Publikationen und an Studientagen feierlich gestellt.¹³

Der Strassendurchstich des Gotthards – 1965 beschlossen, gebaut ab 1970 und eingeweiht im September 1980 – war für das Tessin noch einmal Anlass für zerbrochene Hoffnungen und neue Unannehmlichkeiten. Alles, was sich bereits im 19. Jahrhundert mit den alpinen Transversalen abzeichnete, wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit den Autobahnverbindungen harte Realität: Die von diesen Verkehrswegen durchquerten alpinen Regionen konnten kaum Gewinn daraus ziehen. Im Gegenteil: Die Unannehmlichkeiten zeigten sich in Form hoher Lärmbelastung und Luftverschmutzung, Umweltschäden und chaotischer Stadtentwicklung, Verstopfung der Strassenachsen durch Lastwagen und Autokolonnen von Urlaubssuchenden auf der Durchfahrt. Vielleicht ein Zufall ohne direkte Verbindung von Ursache und Wirkung: Der Tessiner Tourismus geriet ausgerechnet 1981 in eine Krise, welche sich bis heute als unumkehrbar erweist – mit einem Negativtrend in Bezug auf die Ankünfte und Übernachtungen sofort nach der Eröffnung des Autobahntunnels.¹⁴ Der Durchstich des Gotthards hat das Tessin in einen Autobahnkorridor verwandelt.

Doch nicht einmal diese letzte Enttäuschung schien die Verbundenheit mit dem Gotthard und den Versprechen dieses Verkehrswegs

für die Identität und Bejahung des Tessins zu unterminieren. Die Hoffnungen setzte man in der Folge auf die Neue Eisenbahn-Alpentransversale (NEAT). Auch in diesem Fall wurden noch vor der Eröffnung der neuen Verkehrsader Zweifel und Risiken sichtbar. Einerseits erscheint der Alptransit ohne Hochgeschwindigkeitslinie südlich von Lugano verstümmelt, weil er nicht angemessen durchdacht und realisiert wurde. Dafür hätten die angrenzenden Staaten der EU genügend miteinbezogen werden müssen.¹⁵ Andererseits befürchtet man, dass sich die oberen Täler nördlich von Bellinzona, abgeschnitten vom Eisenbahnverkehr, in deprimierte Alpinzonen verwandeln: Die neuen Tunnelbauten vernichten und «ebnen» praktisch die Berge ein- und selbst der Gotthard wird unterirdisch links liegen gelassen.

Der letzte Avatar der Tessiner Gotthard-Ansprüche war schliesslich die – wenn auch nicht einstimmige – Unterstützung für die Verdoppelung des Autobahntunnels, wieder einmal im Namen des Isolationsrisikos des Kantons in der Ära globaler Verbindungen. Der Gotthard scheint auf diese Weise auch in Zukunft die Hoffnungen, die Ansprüche und sehr wahrscheinlich auch die Enttäuschungen des Tessins sowie der Tessinerinnen und Tessiner anzuziehen. Vielleicht weil auch in der Ära der Globalisierung und des «The World is Flat» der Gotthard mehr denn je für die Nabelschnur steht, welche das Tessin mit dem Rest der Schweiz verbinden muss.

- | | | | |
|---|--|----|---|
| 1 | Zu den Verkehrswegen des Tessin vgl. Giorgio Bellini, Marco Marcacci: <i>Le strade del Canton Ticino: le vie di comunicazione dall'Ottocento alla Seconda guerra mondiale</i> (Veröffentlichung im Jahr 2016 geplant); Remigio Ratti: <i>Vie di comunicazione e sviluppo in Ticino: l'equazione sempre aperta di due secoli di politica cantonale</i> . In: Andrea Ghiringhelli (Hg.): <i>Il Ticino nella Svizzera. Contributi sul Ticino duecento anni dopo 1803-2003</i> . Locarno 2003, S. 241-276. | 7 | nungen. In: <i>Geschichte des Kantons Tessin</i> . Frauenfeld 2003, S. 211-225. Giovanni Bonalumi: <i>La giovane Adula 1912-1920</i> . Chiasso 1970. Marco Marcacci: <i>Giochi con frontiere e percezione dei confini: il caso ticinese</i> . In: Oscar Mazzoleni und Remigio Ratti (Hg.): <i>Vivere e capire le frontiere in Svizzera. Vecchi e nuovi significati nel mondo globale</i> . Bellinzona / Locarno 2014, S. 99-114. Hans Ulrich Jost: <i>Politique suisse et mythes du Gothard au XX^e siècle</i> . In: Fabrizio Panzera und Roberto Romano (Hg.): <i>Il San Gottardo: dalla galleria di Favre all'AlpTransit</i> . Bellinzona 2009, S. 119-132. Guido Calgari: <i>San Gottardo. Sintesi nazionale in quattro tempi e tre intermezzi</i> . Lugano 1937, S. 11. Calgari, San Gottardo, S. II. Guido Calgari: <i>Sacra Terra del Ticino</i> , Bellinzona 1980 (1939). Jean-Louis Biermann, Basilio Biucchi und Bruno Legobbe: <i>San Gottardo strada d'Europa</i> . Bellinzona 1959; <i>Il Cantone Ticino e la galleria stradale del San Gottardo</i> . Bel- |
| 2 | Eligio Pometta: <i>Moti di libertà nelle terre ticinesi prima della loro venuta in potere degli svizzeri</i> . Bellinzona 1918, S. 10. | 8 | |
| 3 | Giorgio Bellini, <i>La strada cantonale del San Gottardo. Storia e storie della Tremola dall'Ottocento ai giorni nostri</i> . Prologo 1999, S. 196-209. | 9 | |
| 4 | Bruno Caizzi: <i>La lotta dei valichi ferroviari alpini 1882 il San Gottardo</i> . In: Bruno Caizzi und Dino Jauch (Hg.): <i>Il San Gottardo e l'Europa. Genesi di una ferrovia alpina, 1882-1982</i> . Bellinzona 1983, S. 37f. | 10 | |
| 5 | Il Gottardo, 2 gennaio 1873. | 11 | |
| 6 | Raffaello Ceschi: <i>Die Zeit der grossen Hoff-</i> | 12 | |
| | | 13 | |

linzona 1965; Angelo Rossi (Hg.): Il traforo stradale del San Gottardo e l'autostrada: conseguenze per il Ticino. Porza-Lugano 1980.

14 Daniele Besomi: Non è la strada che attira il turista. In: *Azione* 18 settembre 2007, S. 18.

15 Ratti, *Vie di comunicazione*, S. 262–266.

Das Wunder von Ambri

Ein Dorf, ein Hockey-Team und ihr
unvermuteter Beitrag
zur Integration von Inländern

Nenad Stojanović

Faido im Winter. Die Tessiner Schattenstube. Die ersten Sonnenstrahlen erreichen unseren Balkon erst gegen 10 Uhr. Anderthalb Stunden später sind sie bereits wieder verschwunden. Nach trügerischer Wärme kehrt die Kälte zurück. Die Berge, die die mittlere Leventina umzingeln, kennen im Winter keine Gnade. Mein Vater sagt, er habe manchmal den Eindruck, sie würden ihn erdrücken.

Faido, Albergo Milano

Hin und wieder wird Faido und mit ihm die ganze Leventina von Schneestürmen heimgesucht. Danach ist alles weiss. Und still. Beim Spaziergang im Schnee kommt einem das irre Gesicht von Jack Nicholson in den Sinn, dort, in jenem verlassenem Hotel im Nirgendwo. Auch in Faido gibt es ein Hotel, das als Kulisse für einen Horrorfilm dienen könnte. Das Albergo Milano liegt in der Nähe des Bahnhofs. Seine Fassade und seine imposante Gestalt zeugen von seiner einstigen Grösse und Bedeutung als Übernachtungsort für Reisende auf der Gotthardroute. Ein Prospekt aus den 1950er-Jahren, den man ziemlich schnell im Internet auffindet, zeigt das Albergo Milano in all seiner Grandeur. Nur wenige Angaben sind dem Prospekt zu entnehmen: die Besitzer «M. Pedrini & fils, propr.», eine Telefonnummer «094-91107», eine Ortsangabe «Faido, Tessin, Suisse/Switzerland», die Höhe «800 m. ü. M. / 2777 ft. above sea-level». Und schlussendlich der Name der Strassenroute: «ligne du Gothard».

Tempi passati. Mit der Eröffnung des Gotthard-Strassentunnels am 5. September 1980 wurde das Schicksal des Albergo Milano und vieler ähnlicher Hotels und Gasthöfe in der Leventina besiegelt. So wie dies bei Fortschritt eigentlich immer der Fall ist: Er schafft Gewinner und Verlierer. Selbst der Name des Hotels scheint heute fast schon antik. Damals war Mailand, die Lombardei überhaupt, im Tessin noch positiv konnotiert.

Tempi passati. Heute würde keine Tessiner Hotelière ihr Albergo «Milano» nennen. Zu sehr haben seit den frühen 1990er-Jahren die Anti-Italien- und Anti-Grenzgänger-Parolen die öffentliche Meinung im Tessin geprägt. Ein Vorschlag der kantonalen Regierung, das Tessin solle sich mit 3,5 Millionen Franken an der Mailänder Expo 2015 beteiligen, wurde von der Lega dei Ticinesi (obwohl diese seit 2011 die relative Mehrheit im Staatsrat innehat) mit dem Referendum bekämpft. Die Regierung versicherte, dass die Summe (die in der Zwischenzeit auf 2,2 Millionen reduziert worden war, um sie referendumsfähiger zu machen) «fast vollumgänglich» in der Schweiz investiert würde. Und fügte hinzu, als ob sie schon im Voraus möglicher Kritik zuvorkommen wollte: «senza alcun rischio di infiltrazioni criminali»¹ – es bestehe keine Gefahr «krimineller Infiltration». Mit anderen Worten: Bürger, habt keine Sorge, die Mafia macht vor der sicheren Schweizer Grenze halt. Trotzdem sagten am 28. September 2014 am Ende 54,5 Prozent der Stimmentenden Nein zu diesem Kredit.

Skenderija, Sarajevo

Faido im Schnee. An einem Nachmittag im Winter 1992/93 teilt mir mein Vater, ein grosser Sportfan, mit, es gebe in der Nähe offenbar ein gutes Hockey-Team, welches an diesem Abend spiele, wir sollten mal vorbeischauen. «Ja, warum nicht?», sagte ich. Was sonst soll man an einem Winterabend – oder auch an irgendeinem anderen Abend – in Faido machen?

Nicht dass ich grosse Ahnung von Hockey hatte. Vor diesem Tag hatte ich nur ein einziges Eishockeyspiel erlebt. Ich war sieben oder acht Jahre alt, als mich mein Vater – ja, wieder er: er hat immer wieder erfolglos versucht, mich für den Sport zu gewinnen – in die grosse Skenderija-Halle brachte, wo sich zwei Olympia-Nationalteams begegneten: Die Bundesrepublik Deutschland und Finnland. Ganz genau erinnere ich mich an die Fahnen, an die Hockeyschläger der Spieler, an die magische Atmosphäre der XIV. Olympischen Winterspiele, an unseren Stolz, dass gerade unsere Heimatstadt für ein paar Wochen im Zentrum der Welt stand. Zehn Jahre später würde sie sogar während fast vier Jahren im Zentrum der globalen medialen Aufmerksamkeit stehen. (Aber *jene* Vergangenheit möchten wir gerne verdrängen oder, wie Ernest Renan 1881 an der Sorbonne sagte, man muss die dunkle Vergangenheit vergessen haben – notabene nicht

«vergessen», sondern «vergessen haben», *il faut avoir oublié* –, sonst kommt man nicht voran.)

Ich weiss nicht mehr, wer damals gewonnen hat. Aber wenigstens das Resultat lässt sich im Nachhinein schnell eruieren. Das Spiel fand am Freitag, 17. Februar 1984, statt, genau eine Woche vor meinem achten Geburtstag. Man spielte um den fünften Platz. Die BRD gewann mit sieben zu zwei. Als wir nach dem Spiel die Skenderija verliessen, war es draussen bereits dunkel. Und kalt. Die Smog-Luft, so typisch für Sarajevo im Winter, wohl wegen der vielen Kohleheizungen, war schwer zu atmen. Auch daran erinnere ich mich nicht wirklich. Aber so muss es gewesen sein.

Kommen wir nun zurück nach Faido, in jenem Winter von 1992/93. Den Vorschlag meines Vaters habe ich angenommen, wir stiegen ins Auto, und nach etwa 20 Minuten waren wir schon in der Valascia. Was habe ich gestaunt! So muss sich ein Reisender fühlen, der mehrere Tage in einer Karawane mit langbärtigen Beduinen und verschleierten Frauen unterwegs war und plötzlich hinter einer Düne auf ein Konzert mit Hardrock-Fans und Frauen in Miniröcken stösst. Wie ist es möglich, eine derart grosse Sportarena und so viele jubelnde Menschen in einem kleinen Weiler neben Faido zu finden?

Valascia, Ambri

Drinnen, in der grossen Hockey-Halle, war alles sehr bunt, mit einem Meer von Fahnen (vor allem *bianco-blu*, weiss-blau, die Fahne von Ambri-Piotta). Und kalt. Eiskalt. Denn die Halle ist auf den Seiten nicht geschlossen. Die eiskalte Luft strömt direkt vom Berg her in die Arena. Wer sich nicht bewegt, hat bald kalte Füsse. Aber in der Valascia bewegt man sich genug, sogar die Zuschauer auf den Sitzplätzen stehen oft auf und hüpfen und schreien. Der beliebteste Canto der Ambri-Piotta-Tifosi heisst «Chi non salta è bianco-nero!». Wer nicht hüpfen ist ein Weiss-Schwarzer. Und die Ambri-Tifosi hüpfen zusammen. Das wärmt die Füsse.

Natürlich wusste ich damals noch nicht, was dieser Canto der Tifosi, der Hockey-Fans, bedeutete. Wer sind die *bianco-neri*? Warum muss man sich von ihnen abgrenzen, indem man zusammen hüpfen? Das würde ich bald erfahren. Zuerst aber war ich vom Spiel gefangen genommen. Der Puck bewegt sich schnell, man kann ihm kaum mit dem Blick folgen. Die Spieler spielen derb, sehr derb.

Unter den Tifosi entdeckte ich viele Schulkollegen. Und Schulkolleginnen. «Hey!», riefen sie mir zu. «Du auch hier?» «Ja, ich bin auch hier», sagte ich. Was ist daran speziell? Erst schrittweise erfuhr ich, dass es etwas Spezielles ist, wenn man als Tifoso von den anderen Tifosi akzeptiert wird. Man wird Teil der Gruppe. Mitglied einer Gemeinschaft. Während zwei Stunden ist man zusammen, man spürt die gleichen Emotionen, man trauert, man jubelt. Man singt, man hüpf, man tanzt zusammen. Man trinkt zusammen. Bier, meistens. Aber auch Punsch mit Rum.

In einer Masse wie den Tifosi kann man auch schnell entgleisen. Dinge tun, die man sonst nie tun würde. Ein guterzogener Junge aus einer gutbürgerlichen Familie wird gesehen, wie er dem Schiedsrichter den Stinkefinger zeigt und die Tifosi des anderen Teams mit vulgären Phrasen beschimpft. Da das Spiel live übertragen wird, hat er aber Pech, dass ihn gerade in dem Moment die Kamera auf den grossen Bildschirm projiziert. So erfährt seine Familie live, was er dort oben in der Valascia treibt. Und auch Lehrer weisen ihn am Tag danach daraufhin. Sogar der heutige Tessiner Regierungsrat von der Lega und ehemalige SVP-Bundesratskandidat Norman Gobbi ist einmal an einem Spiel von Ambri entgleist. Hat das N-Wort benutzt und einen Affen imitiert, um einen dunkelhäutigen Spieler des gegnerischen Teams zu «begrüssen». Zwei Tage nach Bekanntgabe seiner Bundesrats-Kandidatur titelte der «Blick» auf der ersten Seite: «Dieser Hooligan will für die SVP in den Bundesrat!». Als Erklärung sagte Gobbi dem Blick-Journalist, der Begriff «negro» heisse schwarz, der Schwarze oder Neger. «Er ist im Tessiner Dialekt folglich zweideutig», fügte er bei. Eben.

Das Beispiel zeigt, dass das Tifoso-Sein gewisse Risiken mit sich bringt. Man läuft gar Gefahr, eines Tages deswegen nicht in den Bundesrat gewählt werden zu können.

Schon nach meinem ersten Hockeymatch spürte ich, wie ich in meiner Schulklasse plötzlich anders aufgenommen wurde. Ich war nun kein Exote mehr, der erst in der zweiten Schulwoche in die Klasse katapultiert wurde und sich damals noch kaum auf Italienisch ausdrücken konnte. Ein Outsider. Ein Ausländer. Der aus Bosnien. Nun war ich etwas anders: ein Tifoso von Ambri. Was für ein Perspektivenwechsel! Ambri-Tifoso zu sein ist das wohl wichtigste Identitätsmerkmal unter den Teenagern. Nicht die Nationalität. Nicht die Sprache. Nicht die Religion. Einen Tessiner, der für Ambri ist, mag man lieber als einen Tessiner, der für Lugano ist (und umgekehrt, natürlich).

All das wusste ich noch nicht, als ich damals zum ersten Mal und per Zufall ein Match von Ambri besuchte. Ich sollte es aber bald erfahren.

Ethnische Solidarität?

Nachdem das Spiel fertig war – und auch hier kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern, ob Ambri gewonnen hat (was wohl bestätigt, dass das Resultat des Matches nicht das Wichtigste an der Tifoso-Erfahrung ist) – las der Speaker die Resultate der anderen Hockeymatches vor, die zur gleichen Zeit anderswo in der Schweiz gespielt worden waren. Ich spürte, wie unter den Fans die Spannung stieg, als der Speaker langsam zum Resultat von Lugano kam – Smartphones mit Newsfeeds existierten damals freilich noch keine. Die Spannung und die Ungeduld der Fans konnte man gut an ihren erwartungsvollen Sprechchören erkennen. Dann las der Speaker das Resultat vor, Lugano hatte verloren. Es gab eine kurze Sekunde der Spannung, als er das sagte. In dieser Sekunde ging mir blitzschnell ein Gedanke durch den Kopf: «Oh, die Ambri-Tifosi werden enttäuscht sein». Aber dann kam die grosse Überraschung. Rund um mich herum jubelten die Leute, sangen und sprangen. Alle singen nun wieder «Chi non salta è bianco-nero!». Denn Bianco-Nero sind die Farben von Lugano.

Ich lachte über mich selbst. Ist ja klar, du Dummkopf. Du hättest es wissen sollen. Du hättest wissen müssen, dass in einer Stadt die grössten Sportrivalen und -feinde die Tifosi der zwei Stadtteams sind. Milan gegen Inter. Grasshoppers gegen FC Zürich. Schon in Sarajevo war das so. Der Fussballclub Sarajevo war der Hauptgegner des Fussballclubs Željo (Abkürzung von *Željezničar*, der Eisenbahner). In der Schule wussten wir nicht – oder wollen heute an diese Klischee-Multikulti-Geschichte glauben, dass wir es nicht wussten –, wer «Muslim», «Kroate» oder «Serbe» war. Wer aber für den FC Sarajevo und wer für den FC Željo war, das wussten wir ganz genau. (Fürs Protokoll: Ich war für den FC Sarajevo.)

All das wusste ich, aber aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, dass die Tifosi eines Tessiner Teams das andere Tessiner Team unterstützen würden, wenn es gegen ein Deutschschweizer oder ein welsches Team spielt. Dieser Grund, den ich vermutete, hat sogar einen Namen: «ethnische Solidarität». Ich war spontan von einer italienischsprachigen Solidarität ausgegangen. Und irrte mich prompt. An jenem Abend habe ich zwei Lektionen gelernt, die mich jahrelang prägen würden.

Erste Lektion: In der Schweiz hält sich die Solidarität innerhalb der Sprachregionen in Grenzen. Und zwar nicht nur im Sport. Ein Tessiner SVP-Politiker fühlt sich einem Deutschschweizer SVP-Politiker näher als einem Tessiner Linken. Ein Katholik aus dem Oberwallis fühlt sich einem Katholiken aus dem Unterwallis näher als einem Atheisten aus dem Oberwallis. (Dies beweisen zum Beispiel die Resultate der Ständeratswahlen, wo seit eh und je die Mehrheit der Deutschsprachigen, die ja eine Sprachminderheit im Wallis darstellen, lieber für den französischsprachigen katholischen CVP-Kandidaten als für den deutschsprachigen atheistischen SP-Kandidaten stimmen.) Ein Berner empfindet einen Zürcher als viel arroganter als einen Genfer. Und so weiter.

Zweite Lektion: Das ist gut so.

An meinem ersten Ambrì-Match in der Valascia konnte ich eine weitere wichtige Tatsache noch nicht wahrnehmen. Zu wenig war damals mein Ohr für die verschiedenen italienischen Akzente trainiert. So wenig, dass ich nicht einmal merkte, dass einige Tifosi mit einem starken Deutschschweizer Akzent mitsangen. Viele Tifosi überqueren nämlich, bei jedem Heimspiel in der Valascia, den Gotthard. Sie kommen aus Uri, Luzern, Schwyz, sogar aus Zug oder Zürich... Die offizielle HCAP-Webseite listet viele Fanclubs in der Deutschschweiz auf. Sogar ein gewisser Ueli Maurer hat sich als Ambrì-Fan geoutet.

Ambrì trägt also nicht nur zur Integration von Ausländern bei, sondern auch (und wohl viel mehr) zur Integration von Inländern. Viele Tessiner und viele Deutschschweizer würden anderssprachigen Landsleuten kaum so oft begegnen, gäbe es Ambrì-Piotta nicht. Früher gab es zwar andere Anlässe der Begegnung, die heute nicht mehr existieren. Bis in die 1980er-Jahre gab es etwa in Ambrì eine *fiera del bestiame*, einen Viehmarkt. Viele Urner, Luzerner, Schwyzer und andere Deutschschweizer gehörten dort zu den regelmässigen Besuchern.²

Der Gegensatz Lugano-Ambrì widerspiegelt auch andere Gegensätze in der Tessiner Gesellschaft. Lugano hat viel Geld. Es kann sich die besten Spieler kaufen. Kapitalisten tendieren dazu, für Lugano zu sein. Die Kapitalismus-Kritiker sind für Ambrì.

Politisch kann man Ambrì trotzdem nicht eindeutig als «links» einstufen. Politiker aller Couleur outen sich als Ambrì-Fans und besuchen die Spiele – am liebsten kurz vor den Wahlen. Franco Cavalli (SP), Norman Gobbi (Lega), Filippo Lombardi (CVP), Ueli Maurer (SVP) sind alle Ambrì-Fans. Filippo Lombardi ist sogar Präsident des Verwaltungsrats.

Aber es ist eine Tatsache, dass die hartgesottensten Tifosi von Ambrì, von der Curva Sud, politisch links stehen. Bei den Lugano-Tifosi soll es, so hört man, viele xenophobe Elemente geben.

Seit jenem Winter 1992/93, während meiner Jahre am Gymnasium «Collegio Papio» in Ascona, habe ich fast alle Wochenendspiele von Ambrì in der Valascia gesehen. In meinem letzten Gymnasiumsjaar, im Frühling 1996, verliess meine Familie Faido und zog nach Lugano, was meine Eltern noch heute als Befreiungsschlag sehen. Ich wohnte also nicht mehr in der Nähe von Valascia. Kurz danach ging ich an die Universität Genf. Dort interessierte sich – trotz HC Genève-Servette – kaum jemand für Eishockey. Mein Interesse für Hockeyspiele löste sich langsam auf.

Nur zwei Dinge sind geblieben. Das erste betrifft das Zeitunglesen. In der Regel ignoriere ich die Seiten zu Sport, Börse und Horoskop komplett, aber ab und zu werfe ich einen Blick auf die aktuellen Hockey-Resultate, um zu sehen, wie gut beziehungsweise schlecht (letzteres ist öfter der Fall) Ambrì spielt und ob sie das letzte Spiel gewonnen haben.

Das zweite betrifft meine häufigen Zugfahrten durch den Gotthard. Ich lese, arbeite an meinem PC, telefoniere, schlafe. Viele wunderschöne Landschaften ziehen vor dem Fenster vorüber, ohne dass ich sie nur eines Blicks würdigen würde. Ich drehe mich nicht einmal für die kleine Kirche um, die Generationen von Schweizer Kindern im Schulunterricht kennengelernt haben, von dreimal ganz zu schweigen. Nur wenn wir durch die Leventina fahren, hebe ich den Kopf, um die Valascia in Ambrì und unsere alte Wohnung in Faido zu sehen. Ich liebe diese Sicht aus dem Fenster, vor allem im Winter, wenn alles rundherum weiss ist und der Zug wie durch Watte fast geräuschlos durch die Landschaft segelt.

Ich weiss, das wirkt ein bisschen pathetisch. Gerade gegen Ende eines Essays. Aber für einmal will ich meine Faustregel nicht anwenden, wonach man einen Essay ein paar Stunden liegen lassen und danach die letzten drei Sätze einfach streichen sollte. Ich lasse es so, wie es ist.

Der Autor bedankt sich bei Lisa Schädel für das Lektorat und die wertvollen Korrekturvorschläge.

1 Cantone Ticino, 2014. Opuscolo informativo: votazione cantonale del 28 settembre 2014, S.18. http://www.4.ti.ch/fileadmin/GENERALE/DIRITTIPOLITICI/votazioni/pdf/2014/28-09-2014_Opuscolo-C.pdf.

2 Ich danke Alessandra Gavin-Müller für diesen Hinweis.

Die Gotthard-Region – schwarzes Loch oder globaler Exportschlager?

204

Zur divergierenden Wahrnehmung
der Berge in der Schweiz nach 1970

Jon Mathieu

In seinem *Wilhelm Tell für die Schule* lässt Max Frisch einen Ritter «ohne Sinn für Landschaft» an einem sommerlichen Tag des Jahres 1291 durch die Gegend reiten, die heute als Urschweiz bezeichnet werde. «Je länger er ritt, desto schweigsamer wurde der dickliche Ritter, denn die Berge zu beiden Seiten nahmen überhand. Oft wunderte er sich, dass es in dieser Gegend überhaupt einen Pfad gab; aber es gab tatsächlich einen Pfad, der, wie der dickliche Ritter wusste, sogar nach Rom führte, wenn auch immer wieder um Felsen herum.» Der Weg hätte also über den Gotthard geführt. Doch der Ritter blieb in Uri, denn Frisch gab ihm die Aufgabe, die schweizerische Tell-Saga, die sich in langer nationaler Mythologearbeit aus Schillers dramatischer Dichtung von 1804 herausgebildet hatte, zu dekonstruieren. Aus Sicht des dicklichen Gesslers sah der Mythos ganz anders aus. Das Urnertal erschien ihm als «das Ende der Welt». Links und rechts nichts als «Flühe». Die «grässlichen Felsen» rund um den See machten ihm Kopfweh.¹

Laut Titel hatte Frisch mit dem Text die Schule im Auge, in der die Erzählung vom Freiheitshelden Tell und seinem mutigen Auftritt gegen die «ausländische» Unterdrückung von Generation zu Generation weitergereicht wurde. Daher griff der Autor zu einem für die Textsorte ungewöhnlichen Mittel: Seine kurzen Kapitel schliessen jeweils mit ausführlichen Anmerkungen und Quellenhinweisen. Anders als viele, die sich über diesen Gegenstand auslassen, kannte er sich in der Literatur aus. Er zitierte spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Texte und zahlreiche Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts.

Frischs *Wilhelm Tell* datiert von 1971. Man kann ihn als Anfang einer Pluralisierung der Bergwahrnehmung in der Schweiz betrachten. Zwar gab es auch früher nie einen einheitlichen Diskurs, doch die natio-

205

nalistische Stimmung in den schweren Kriegs- und Zwischenkriegsjahren des frühen 20. Jahrhunderts hatte die Variationsbreite vermindert und die Idee vom Gotthard als Anker der Schweiz verfestigt. Besonders folgenreich war die verzweifelte Defensivstrategie während des Zweiten Weltkriegs, welche die Verteidigung des Landes auf einen Viertel des Territoriums im Hochgebirge konzentrierte. Das Réduit gab früheren Alpenbildern einen ganz neuen emotionalen Gehalt und prägte das schweizerische Verhalten im Nachkriegseuropa. Militärische Assoziationen zwischen Gebirge und Nation waren bisher nie in einer derart organisierten und massenwirksamen Weise umgesetzt und inszeniert worden.²

Diese Grundstimmung erodierte im Lauf der 1960er-Jahre, und mit der politisch-kulturellen Eruption von 1968 gerieten die Gotthard-Mythologie und der forcierte Berg-Nationalismus erst recht ins Visier von fortschrittlichen Kreisen. Getragen wurde der Sinneswandel auch von der verstärkt einsetzenden Globalisierung. Die Hitparade mutierte zur Englischstunde, und man begab sich nun häufiger und weiter auf Reisen (Frisch auch hier an vorderster Front). Die Reise ging allerdings nicht immer in die gleiche Richtung. Die einen brachen in die *Städte* der Welt auf, während sich andere für die *Berge* der Welt entschieden. Im folgenden soll diese Divergenz anhand von zwei Milieus aufgezeigt werden: dem Milieu bestimmter Architekten und demjenigen einer Gruppe von Geografen. Ausgewählte Projekte seit den 1990er-Jahren stehen dabei im Mittelpunkt der Untersuchung, die sich methodisch an praxeologischen Ansätzen orientiert. Es gilt also die Annahme, dass die beobachtbaren intellektuellen Positionsbezüge der Akteure nicht unabhängig von ihrer sozialen Position in den verschiedenen Wissensfeldern zu verstehen sind. Ob die Vielfalt der verschiedenen Narrative auf ein *common narrative* zurückbezogen werden kann oder nicht, wird sich weisen müssen.³

Das ETH-Studio und die urbane Schweiz

Ist das Matterhorn eine Stadt? Diese Frage beschäftigte ein Team von bekannten Architekten, die 1999 mit Unterstützung des Bundes das ETH-Studio Basel gründeten und dort ein mehrjähriges Projekt an die Hand nahmen. Die Schweiz sollte unter der Perspektive des Urbanen untersucht werden – von Genf bis Samnaun, von Mailand bis Freiburg im Breisgau und vom Neolithikum bis ins Zeitalter der *New Economy*, welche mit dem Aufschwung der Börse vor der Finanzkrise in aller Munde

war. Mit Hilfe einer wissenschaftlichen Kraft aus der Stadtgeografie und zahlreichen Studierenden wurden überall im Land «Bohrungen» vorgenommen und nicht wenige «Löcher» entdeckt. Das 2005 publizierte Werk *Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait* konnte nur einen Teil der Ergebnisse aufnehmen, umfasste aber drei Bände und gut 1000 Seiten. Keine Mühen scheute man vor allem bei der Aufmachung. Erschienen ist das Werk auf Deutsch, Französisch und Englisch.⁴

Die Frage nach dem städtischen Wesen des Matterhorns wollten Jacques Herzog, Marcel Meili und ihre Kollegen nicht mit letzter Sicherheit beantworten. «Wahrscheinlich schon, denn es hat mehr noch als jeder andere Berg der Schweiz ubiquitäre und mehrfach bestimmte Züge angenommen.» Kein anderer Ort der Alpen besitze einen derart grossen Symbolwert, womit das Bild und seine Wirklichkeit ganz nahe oder schon mitten in die Zentren gerückt seien. Der Berg werde praktisch nur noch als städtisches Monument benutzt, begangen oder erlebt:

«Wenn bald einmal die urbane Topografie der Schweiz, diese grenzenlose städtische Landschaft, nicht nur den Alltag, sondern auch das Bewusstsein der Bewohner als normale Erfahrung durchdrungen hat, werden nicht Twin Towers oder eine Domkuppel die Ikone dieses urbanen Gefüges darstellen, sondern vermutlich das unsichtbar mutierte Matterhorn.»

Dieses liege «nicht mehr anderswo, sondern irgendwo – aber nahe.»⁵

Ihre Methodik beschrieben die Architekten und ihre Helfer als phänomenologische Annäherung. Das präsentierte Bild der urbanen Schweiz sei «an gewissen Stellen präzise, an anderen ungenau, teilweise auch spekulativ». Damit förderten sie nach eigenem Bekunden viel Verborgenes zu Tage, nämlich die «verborgene Zellstruktur» der Schweiz (das heisst die Tatsache, dass die Gemeinden in diesem Land wichtig sind) und vier «verborgene Zonen» (das heisst die Tatsache, dass die Schweiz städtische und ländliche, protestantische und katholische, mittelländische und montane, modernisierte und agrarische Gebiete umfasst).⁶

Noch wichtiger war die Entdeckung der Löcher. Ob die Schweiz insgesamt ein Loch sei, wurde nur als Frage aufgeworfen und offen gelassen. Sicher waren die Forscher dagegen, dass das Napfgebiet ein Loch bilde, ausgestattet mit den «vier Taschen» Oberaargau, Luzerner Hinterland, Emmental und Entlebuch. Das grösste und schwärzeste aller Löcher sichtete man aber am Gotthard. Dafür brauchte es einen neuen Namen:

«Vor allem aber hat sich im geografischen und mythologischen Zentrum der Schweiz, rund um den Gotthard, ein grosses zusammenhängendes Brachengebiet herausgebildet. Dieses Gebiet nennen wir die «Zentralbrache». Sie reicht von der Surselva in Graubünden bis ins Obergoms im Wallis und von den Rändern der Metropolitanregion Zürich bis zu den Ausläufern der Metropolitanregion Mailand. Hier liegt der unbeachtete Hinterhof der urbanen Schweiz.»⁷

Nachdem die Leserschaft schon durch das Matterhorn-Problem auf die Probe gestellt wurde, stand sie hier vor einem neuen Rätsel: Wie unbeachtet kann ein mythologisches Zentrum sein? Was auch immer ein Mythos im einzelnen ist – setzt er nicht voraus, dass ihm die Gesellschaft eine gewisse Aufmerksamkeit oder sogar zu viel Aufmerksamkeit zukommen lässt? Im vorliegenden Fall lässt sich die Aussage als Selbstbeschreibung der Autoren lesen. Das umfangreiche Werk kommt zwar immer wieder auf einen alpinen Mythos der Schweiz zu sprechen, aber mit minimalem intellektuellen Aufwand. Von Frischs Belesenheit und Akkuratess sind wir hier weit entfernt. Man erfährt nur in wenigen, öfter wiederholten Worten, bei diesem nationalen Mythos handle es sich um eine kollektive Verdrängung mit der Absicht oder Funktion, die realen Widersprüche des Berggebiets zu verschleiern. Die Realität sehe nämlich so aus: Ausser in den touristischen Hochburgen («alpine Resorts») bestehe das Berggebiet aus «alpinen Brachen». Das seien Zonen des Niedergangs und der Auszehrung, die ungerechtfertigterweise mit Bundesgeldern unterstützt würden. Wie genau die verfehlten Geldflüsse («Subventionen») verliefen, konnte man dem Werk freilich ebenfalls nicht entnehmen. So sparsam wie mit Informationen über den Mythos ging es mit Zahlen um.⁸

Dementsprechend waren die Reaktionen in der Fachpresse und bei der betroffenen Bevölkerung. Die Zeitschrift *werk, bauen + wohnen* stellte 2006 fest, dass das ETH-Studio Basel nach langjähriger Projektarbeit kaum Neues zu berichten wisse, sondern sich darauf beschränke, neue Etiketten für Dinge anzupreisen, die an anderer Stelle längst mit mehr Ernsthaftigkeit diskutiert worden seien. Statt eine klärende volkswirtschaftliche Berechnung über Geldflüsse vorzulegen, habe man zum Beispiel bloss rudimentäre Angaben über zwei Täler geliefert. Im Fall der Val Calanca lasse sich daraus errechnen, dass der Unterhalt für Schutzmassnahmen und die Beiträge an die Landwirtschaft auf ungefähr 10 000 Franken pro Jahr und Einwohner komme. Das Zürcher Opernhaus benötige im Vergleich dazu Subventionen von 70 000 Franken pro

Jahr und Sitzplatz.⁹ Aus dem Safiental, das ebenfalls den strengen Blick der Basler Architekten auf sich gezogen hatte, kam 2007 folgendes Echo: «Menschen, die hier leben, wurden gar nicht gefragt. Es stimmt nicht, dass hier nichts passiert. Die Autoren hätten sich besser auf die Städte konzentriert, statt dem blinden Fleck auf der Karte, den sie eigentlich gar nicht kennen, einen Namen zu geben.»¹⁰

Gelobt wurde das Werk dagegen von der *Weltwoche*. «Let's face it», schrieb sie schon im November 2005 in einer *Top Story*: «Das Gesicht der Schweiz ist nicht mehr tragbar. Also haben sich Star-Architekten und radikale Ökonomen aufgemacht, das Land neu zu denken – das Zentrum muss verstädtern und die Landschaft verwildern. Was schon ist, kann noch werden.»¹¹ Damit wurde deutlich, dass sich das ETH-Studio in eine eigenartige Lage manövriert hatte. Aufgebrochen im Kampf gegen die «Réduit-Schweiz» und den «alpinen Mythos», wurde es jetzt von rechtsbürgerlichen Kreisen gefeiert, die nicht müde wurden, genau diese Schweiz künstlich zu beatmen und nach Möglichkeit neu aufleben zu lassen. Die Gemeinsamkeit bestand in der neoliberalen Stimmung, die im ausgehenden 20. Jahrhundert Medien und Politik eroberte, bis ihr die jähe Finanzkrise ab 2008 einen Dämpfer aufsetzte. Einige Architekten des ETH-Studios bewegten sich in einer internationalen Szene, die von London über New York nach Beijing reichte. Es ist anzunehmen, dass sie den Wettbewerb zwischen den Metropolen der Welt, von dem die Ökonomen schrieben, im Alltag tatsächlich erlebten. Sie wussten auch, wie wichtig Distinktion als Geschäftsmodell in ihrem Architektur-Milieu war. Im Zweifelsfall zählte der Stil, nicht der Inhalt. Im *Portrait* zeigt sich dies vor allem in den Abbildungen, in denen die erhobenen Daten geradezu ornamentale Formen annehmen und mehr als Dekor dienen.

Das Geografische Institut und die Agenda 21

Schon etliche Jahre bevor sich die urbanen Architekten an den Schweizer Alpen abarbeiteten, hatten Wissenschaftler des Geografischen Instituts in Bern damit begonnen, die Berge als globales Thema zu lancieren. Das Gebirge gehörte seit langem zur Domäne der Geografie, und ab den 1970er-Jahren vermehrten sich die Möglichkeiten, mit Unterstützung von UNO-Organisationen in Forschungsverbänden international zusammenzuspannen. Die «ökologische Wende» jener Zeit trug das Ihre dazu bei – die Berge drängten sich in Sachen Umwelt geradezu

auf. Für die Berner Geografie kam der entscheidende Moment, als die grosse UNO-Umwelt- und Entwicklungskonferenz von Rio de Janeiro von 1992 näherrückte und deutlich wurde, dass sie auf der Bergseite der Ergänzung bedurfte. Bei der Vorläuferkonferenz in Stockholm 1972 hatte man über Regenwälder, Wüsten und den Schutz der Ozeane diskutiert. Waren die Berge auf der globalen Ebene nicht mit gleichem Recht ein «major ecosystem»? Und woher sollte dieser Berg-Input kommen, wenn nicht aus der Schweiz, die seit Haller und Rousseau für ihre Alpinität berühmt war?¹²

Unter dem Namen «Mountain Agenda» bildete sich im Herbst 1990 eine lockere Gruppe besorgter Wissenschaftler und traf sich dann mehrfach zu Sitzungen im Berner Oberland. Informeller Wortführer war der Geografieprofessor Bruno Messerli, der auf eine internationale Karriere zurückblickte und seine diplomatischen Talente jetzt besonders gut brauchen konnte. Er verfügte über Beziehungen zur schweizerischen Entwicklungspolitik, die für ein aussenpolitisches Vorhaben dieser Größenordnung unumgänglich war. Im Frühling 1991 sollte eine Vorbereitungskonferenz für Rio in Genf abgehalten werden. Ein einziger Telefonanruf scheint genügt zu haben, und schon bekam ein junger Mitarbeiter der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe den Auftrag, von staatlich-diplomatischer Seite dafür zu sorgen, dass die Ideen der Wissenschaftler auf der Traktandenliste Platz finden würden. Das zentrale Dokument des Rio-Prozesses war eine umfangreiche, breit diskutierte Zusammenstellung von ökologischen und ökonomischen Problemen und Lösungen für das 21. Jahrhundert, die «Agenda 21». Sie sollte also nach Möglichkeit auch ein Gebirgskapitel erhalten.

In einem Interview sagte der junge Mitarbeiter – Olivier Chave – später, er habe bei dieser Aufgabe anfänglich das Gefühl gehabt, als Fallschirmjäger hinter der Front abgesetzt worden zu sein. Wie konnte man die Delegationen aus aller Herren Länder dazu bringen, Berge als globales Thema der Umwelt- und Entwicklungspolitik zu verstehen und nicht bloss als lokale oder nationale Angelegenheit? Natürlich führte seine Werbung für das Vorhaben zu Stirnrunzeln, fragenden Blicken und Einwänden von vielen Seiten, doch der Erfolg kam überraschend schnell. Schon die Genfer Vorkonferenz erteilte die prinzipielle Erlaubnis für ein Gebirgskapitel, und die letzte Vorkonferenz in New York im März 1992 genehmigte den Textentwurf. Damit standen die Chancen gut für die offizielle Anerkennung durch die Weltgemeinschaft an der Rio-Konfe-

renz im Frühsommer. Tatsächlich wurde das Kapitel dann so reibungslos akzeptiert, dass die Öffentlichkeit wenig davon bemerkte. Nicht einmal die Schweizer Medien nahmen das Ereignis richtig zur Kenntnis.

Für die Wortführer und die vielen verstreuten Gruppen im Umkreis der internationalen Gebirgsforschung war es aber ein sensationeller Erfolg, der eine ganze Welle von weiteren Aktivitäten auslöste. Die Gebirge der Welt waren nicht nur als «major ecosystem» anerkannt, sondern die Agenda 21 stellte sie – beim veranschlagten Bedarf an jährlichen Kosten – auf dieselbe Stufe wie den Meeresschutz (mit 13 Milliarden US-Dollar pro Jahr) und noch über die Wüstenproblematik (mit knapp 9 Milliarden pro Jahr). Nur die höchst umstrittene Entwaldung war mit 31 Milliarden pro Jahr besser gestellt. «The extent to which the Rio Earth Summit has proved itself a watershed in growth of mountain awareness is literally breathtaking», schrieb Messerli im Rückblick: «After spending a quarter century in the intellectual wilderness, this apparent success is still ringing in our ears.»¹³ Später gelang es noch, das Jahr 2002 von der UNO zum Internationalen Jahr der Berge erklären zu lassen. Der Antrag kam von Kirgistan, aber der Text stammte aus der Schweiz, die damals erst auf dem Weg zur Mitgliedschaft war.

Was in den Schweizer Bergen und nicht zuletzt am Gotthard von Tell und Guisan begonnen hatte, erwies sich auf dem globalen politisch-wissenschaftlichen Markt als Exportschlager. Welche Gestalt hatten die Berge der Welt in diesem Prozess angenommen? Das betreffende Kapitel der Agenda 21 hielt fest, dass die Berggebiete wichtige Quellen für Wasser, Energie und Biodiversität bildeten und Schlüsselressourcen wie Mineralien, Landwirtschaftsprodukte und Erholung anzubieten hätten. Sie seien aber einem raschen Wandel unterworfen, der Bodenerosion, Erdbeben und Einbussen an Habitaten und genetischer Vielfalt mit sich bringe. Unter den Bergbewohnern gebe es weit verbreitete Armut und Verluste von indigenem Wissen. Massnahmen seien also dringend erforderlich.¹⁴ Diese dramatische Tonart entsprach dem allgemeinen Tenor der Agenda. Doch im Vorfeld hatte es die Mountain Agenda verstanden, auch andere Saiten zum Klingen zu bringen. Unter dem Titel *Sacredness of Mountains* hielt sie dafür, die Berge hätten seit den Anfängen der Menschheit einen Platz im innersten Bewusstsein gefunden. «All the major and many minor religions render mountains spiritually significant. And despite the spread of modern skepticism, these emotional, religious or spiritual forces prevail throughout much of the world.»¹⁵

Schluss: der letzte Alpenmythos

Fassen wir zusammen: Mit dem Auseinanderfallen des forcierten Berg-Nationalismus um 1970 kam es in der Schweiz zu einer Diversifizierung der Bergwahrnehmung. Diese war schon früher nicht einheitlich gewesen (man denke etwa an die interessanten Stimmen von Robert Walser oder Richard Weiss). Doch im Vergleich zur Réduit-Schweiz öffnete sich im Zeitalter der Ökologie und des Neoliberalismus ein breites Spektrum von gruppenspezifischen Meinungen. Eine wichtige Kraft war die Globalisierung. Reisen, Medien, Berufsleben, Wissenschaft, Politik – vieles trug dazu bei, die Horizonte zu erweitern. Illustriert haben wir das Meinungsspektrum anhand von zwei Milieus: Die *Architekten* des ETH-Studio Basel waren fasziniert von den Metropolen der Welt. In ihrem Glanz erschien das schweizerische Berggebiet – mit Ausnahme der vornehmen Tourismusorte – als rückständig, unproduktiv und zukunftslos. Das schwärzeste Loch tat sich am Gotthard auf, nur notdürftig verschleiert durch verfehlte Geldflüsse und eine Nationalmythologie, die derart selbstverständlich war, dass man sie gar nicht beschreiben musste. Die *Geografen* der Universität Bern machten sich dagegen eine ältere wissenschaftliche Spezialisierung zunutze, um unter den neuen weltpolitischen Gegebenheiten die Berge international zu lancieren und in einem Dokument zu verankern, das man als erste globale Verfassung für die Umwelt betrachten kann. Die Berge erschienen aus Sicht der Mountain Agenda gleichzeitig als Anbieter von Schlüsselressourcen, ökologische Problemzone und spirituelle Orte, welche Respekt und Unterstützung verdienen, auch solche materieller Art.

Dass die Agenda 21 ein Gebirgskapitel enthielt, bei dem die Schweiz als Geburtshelferin gewirkt hatte, wurde hierzulande kaum bekannt. Mehr Publizität erhielt das *Städtebauliche Portrait*, besonders weil die Bezeichnung «alpine Brache» Zündstoff für den Streit zwischen Mittelland und Berggebiet lieferte. Von einem *common narrative* kann also für die Jahrzehnte um 2000 nicht die Rede sein. Vieles weist jedoch darauf hin, dass beide Milieus Anleihen in einer gemeinsamen früheren Schicht der Bergwahrnehmung in der Schweiz machten, die sie im einen Fall als nationalen Mythos explizit ablehnten und im anderen Fall affirmativ weiterentwickelten und internationalisierten. Verbunden mit der Pluralisierung war eine zunehmende Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung. Im Landesinnern brach der weitgehende Konsens über

die nationale Alpensymbolik nach 1970 auf. Gegen aussen war es viel schwieriger, das Alpenimage des Landes infrage zu stellen, weil das Publikum weltweit vor allem dieses Bild von der Schweiz hatte und weiterhin hat. Der *Swiss Pavillon* an der Weltausstellung von 2010 in Shanghai war mit einer künstlichen Bergwiese und einer Gondelbahn ausgestattet und brach unter dem Ansturm des chinesischen Publikums beinahe zusammen. Wenig Beachtung fand im Vergleich dazu der *Swiss Cities-Pavillon*, der von den Städten Basel, Genf und Zürich getragen wurde, um die urbane Schweiz ins rechte Licht zu rücken. Obwohl es sich um die drei grössten Städte des Landes handelt, zählen sie zusammen mit ihren Agglomerationen insgesamt nur zwei Millionen Einwohner – so viel wie ein Aussenquartier von Shanghai.

Und wie steht es nach alledem mit den alten und neuen «Alpenmythen»? Die Mountain Agenda brachte die Berge der Welt 1992 als spirituelle Orte ins Gespräch. Dabei handelt es sich um einen kürzlichen Import aus Asien, wo es eine lange Tradition von religiösen Bergkulten gibt. Da und dort sieht man heute auch in den Schweizer Alpen tibetische Gebetsfahnen, doch es ist nicht anzunehmen, dass sich ein wirklicher Mythos etablieren kann. Um einen einheimischen, etablierten Glauben handelt es sich dagegen beim Netto-Finanztransfer von den mittelländischen Städten ins Berggebiet, welche die Architekten des ETH-Studios ins Zentrum ihrer Kritik stellten, ohne auch nur zu versuchen, ihn zu belegen. Man sollte es ihnen nicht voll anlasten, denn der Glaube ist weit verbreitet – aber seit wann und wie fundiert? Darüber ist uns die wissenschaftliche Literatur bis heute eine Antwort schuldig geblieben. Die verfügbaren ökonomischen Studien sind punktuell und stark von den gewählten Kriterien abhängig. Sicher ist vorläufig nur, dass die öffentlichen Auslagen zum ganz überwiegenden Teil auf die stark bevölkerten Regionen entfallen und nicht auf Randregionen.¹⁶ Historisch ist das Thema ebenfalls nicht aufgearbeitet. Man müsste fragen, wie weit die Etablierung des schweizerischen Bundesstaats dem internationalen Muster von Kolonialismus und Imperialismus folgte, das seit der Dekolonisation durch Entwicklungskooperation (Subventionen?) modifiziert wird. Dafür gibt es nicht wenige Hinweise.¹⁷ Vielleicht zeigen also künftige Studien, dass wir auch hier einer Falschmeldung aufgesessen sind und vor dem letzten in Gotthard-Granit gemeisselten Alpenmythos stehen.

- | | | |
|----|---|----|
| 1 | Max Frisch: Wilhelm Tell für die Schule. Frankfurt a. M. 1971, S. 7f. | |
| 2 | Guy P. Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität. Basel 2006. | 15 |
| 3 | Für die Problematik des <i>common narrative</i> : Boris Previsic: Das Attentat von Sarajevo 1914. Ereignis und Erzählung. Hannover 2014, S. 26. | 16 |
| 4 | Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili u. a.: Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait, 3 Bde. Basel 2005. | |
| 5 | Diener, Portrait, Bd. 3, S. 926. | |
| 6 | Diener, Portrait, Bd. 1, S. 193, Bd. 2, S. 246, 268. | |
| 7 | Diener, Portrait, Bd. 1, S. 56, 128, Bd. 3, S. 802, 816, 938. | 17 |
| 8 | Diener, Portrait, Bd. 1, S. 158, 213–220, Bd. 2, 442, Bd. 3, S. 865–1003. | |
| 9 | werk, bauen + wohnen 1–2/2006, S. 70–72; vgl. auch Hochparterre 18/10 (2005), S. 16–24. | |
| 10 | Der Landbote, 22. Juni 2007, Tagesthema S. 3. | |
| 11 | Die Weltwoche, 2. November 2005, S. 48–53. | |
| 12 | Jon Mathieu: Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit, Basel 2011, S. 13–19, 57–64, 196–200 (auch für das Folgende). | |
| 13 | Bruno Messerli, Jack D. Ives (Hg.): Mountains of the World. A Global Priority. New York 1997, S. 457. | |
| 14 | United Nations (Hg.): Agenda 21: Programme of Action for Sustainable Development. Rio Declaration on Environment and Development. Statement of Forest Principles. New York 1993, v. a. S. 109–113. Mountain Agenda (Hg.): An Appeal for the Mountains. Bern 1992, S. 10. Die meisten Studien zu interregionalen Finanzflüssen sind interessengeleitet. Auch die relativ seriöse Untersuchung von Helen Simmen u. a.: Die Alpen und der Rest der Schweiz: Wer zahlt – wer profitiert? (Zürich 2005) ist asymmetrisch angelegt und präsentiert die touristischen Erträge und die Wasserzinse des Berggebiets gewissermassen als Geschenke des Unterlands an die Alpen. Vgl. Jon Mathieu: Zur vergleichenden Geschichte der Berge: Europa im 20. Jahrhundert, in: Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder, Spezialnummer «Alpen und Karpaten», 54/1 (2014), S. 8–22. Die Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, hg. von Patrick Halbeisen u. a. (Basel 2012), befasst sich nicht systematisch mit dem Thema. | |

hoher berg

versteinerte arche
unter kaltem gestirn

flügel lösen sich
vom felsigen bug

legen lautlos ab
segeln zum nest

verborgen in
die schatten gebaut

reglose augen
sehen land

Wege zum Gotthard-
Mythos

Guy P. Marchal

«Hüterin der Alpen zu sein, Festung und Schlussstein Europas zugleich.» Das sei die Mission unserer Armee. Diese lapidare Formulierung eines Armeeauftrags ist für uns kaum nachvollziehbar. Und sie wird es auch nicht, wenn wir den historischen Kontext zur Kenntnis nehmen: Im Sommer 1940 steht die Schweiz vor einer Schicksalsfrage. Nach der Niederlage Frankreichs sieht sie sich von den Achsenmächten vollständig eingeschlossen. Für die nun nötig gewordene Rundumverteidigung an den Landesgrenzen ist ihre Armee zu schwach. In der Bevölkerung verbreitet sich Defaitismus: Wie soll man gegenüber der überwältigenden deutschen Wehrmacht bestehen können? Da trifft General Guisan eine gewagte Entscheidung: Rückzug der Armee in die Alpen, ins sogenannte Réduit, zur Schaffung einer realen und glaubhaften Verteidigungskapazität. Denn er fordert unbedingten Widerstand gegen aussen und Kampf gegen den Defaitismus im Innern. Das ist die Botschaft des Rütli-Rapports vom 25. Juli 1940. Die Achsenmächte jedenfalls sehen sich zu einer empörten Protestdemonstration beim Bundesrat veranlasst. Aber in der präsidentialen Radioansprache zum 1. August 1940 stellt sich dieser öffentlich hinter den General und hier fällt die Formulierung von der Armee als «Hüterin der Alpen, Festung und Schlussstein Europas».¹

Der Satz setzt unverkennbar ein gewisses Vorverständnis voraus, das wir nicht haben. Er bezieht sich andeutungsweise auf Vorstellungen, die damals offenbar geläufig waren, uns aber nicht mehr vertraut sind. Der Bundesrat ging jedenfalls davon aus, dass er verstanden würde.

Im Folgenden soll dargelegt werden, warum er tatsächlich verstanden wurde. Das hängt weniger von der faktischen Geschichte des Gotthards ab als vielmehr davon, wie er wahrgenommen wurde und welche Vorstellungen sich mit ihm verbanden. Ich möchte jenes Vorstellungssystem lebendig werden lassen, das dazu führte, dass die Formulierung des Bundespräsidenten als logisch und überzeugend erfahren wurde.

Die Wege zu diesem Vorstellungssystem sind weit. Das Ganze beginnt Ende des Mittelalters. Es soll im Folgenden möglichst quellennah

vorgestellt werden. Im Rahmen eines kurzen Essays können allerdings nur exemplarisch einige wenige Äusserungen zur Sprache kommen, die aber aussagekräftig für das Gesamtbild sind. Um ein alpines Gleichnis zu nehmen: Ich werde nicht das Erscheinungsbild einer Alpweide geometrisch analysieren und über ihre Topografie sagen, sie weise hier eine maximale Neigung von 34 Grad, dort nur von 18 Grad auf. Wie steil das tatsächlich ist, kann man sich ja doch nicht vorstellen. Andererseits wissen die Wanderer, dass auf einer Alp die Trampelpfade des Viehs, die Kuhweglein, an steilen Stellen eng untereinander parallel zu verlaufen beginnen, wie Höhenkurven. Ich werde einigen wenigen dieser Kuhweglein folgen, bald vom einen auf das andere wechselnd. Kein abgehobener Überblick also, sondern eine Auswahl unterschiedlichster Quellen, die – jede auf ihre Weise – den allgemeinen Trend dokumentieren.²

Die Entstehung des Vorstellungssystems ist grosso modo in drei Etappen erfolgt: Zunächst mussten sich die Schweizer ihrer eigenen alpinen Position innerhalb Europas bewusst werden; dann kamen sie dazu, dem Gotthard unter all den Bergen eine besondere Bedeutung zuzumessen; und ganz am Ende erhoben sie ihn zum Mythos.

Die Alpen der Schweiz

1479 hat der Frühhumanist Albrecht von Bonstetten, Mönch und Dekan in Einsiedeln, seine *Descriptio Germaniae superioris*, eine landeskundliche Beschreibung der acht eidgenössischen Orte, verfasst. Es ist die Zeit nach den Burgunderkriegen. Eine Zeit, in der die Eidgenossen – wiewohl im Innern zerstritten wie selten – in Europa zusehends als eine beeindruckende militärische Macht wahrgenommen werden. Von Bonstetten sieht sich daher veranlasst, die Eidgenossenschaft innerhalb Europas zu verorten, und er tut dies mit kartografischen Darstellungen: Er wählt hierzu die schematische T-O-Karte: Das Erdenrund ist in drei Zonen geteilt durch ein grosses T, oben Afrika, links Asien, rechts Europa. In Europas Mitte zeichnet er die Berge, die «montes», ein, aus denen «Renus» und «Lindomagus» (Rhein und Linth) fliessen und Europa in eine «Gallia» und eine «Germania» aufteilen, im Süden – oben – jenseits der Berge die «Ytalia». Nun zoomt er ganz nah ran, um die «divisio terrarum Confoederatorum» zu zeigen. Im Zentrum des Zentrums erhebt sich nun ein grosser Berg, «Regina mons vulgariter Rigena» steht hier. Um die Rigi herum zeichnet er im Süden – also oben – Uri ein, im Westen Unter-

walden, Bern und Luzern, im Norden Zürich und im Osten Schwyz, Glarus und Zug. Vom Gotthard ist noch keine Rede. Die Rigi ist der wichtige Berg. Warum? Weil dort Heilige begraben seien, «die noch zu disen ziten mit himelscher sinphonie und lobgesang oft gehöret werden got lobent». Wenn hier der Bezug zur Rigi mit religiösen Vorstellungen verbunden wurde, so entwickelt sich mit der Zeit auch ein Bewusstsein, dass Alpenlage und geschichtliche Entwicklung miteinander in Beziehung stehen, ja sich gegenseitig bedingen.

Exemplarisch sei hier auf eine Luzerner Flugschrift von 1656 und eine emblematische Repräsentation der Helvetia von 1678/79 hingewiesen, die diesen Zusammenhang deutlich zum Ausdruck bringen. Damals wurde die konfessionell entzweite Eidgenossenschaft von inneren Krisen erschüttert. Eben ist die erste Schlacht bei Villmergen zwischen Katholiken und Protestanten geschlagen worden. In Europa und in der unmittelbaren Nachbarschaft der Schweiz wüthen nach dem 30-jährigen Krieg die Kriege Ludwigs XIV., des «Roi Soleil». Trotz der Gefahr sind die Eidgenossen über die Einhaltung des nun so wichtigen Defensivbündnisses von Wil zerstritten. Zeitzeugen beklagen Eigennutz, Günstlingswirtschaft und Korruption.

In dieser Situation ruft die Flugschrift *Der Alte Eydtnoss oder widerlebende Wilhelmb Tell* zur Einigkeit auf, indem sie die Stelle aus der Genesis (31, 44-49) aufnimmt, in der Jakob und Laban zur Bezeugung ihres Friedenssteine aufhäufen, auf dem Steinhaufen ihr Friedensmahl halten und ihn Gal-Ed (Zeugenhügel) nennen. Die Flugschrift überträgt diese Szene auf die Eidgenossenschaft, indem sie in Klammern immer gleich die Umdeutung anbietet:

«Ich (*Tell*) habe mit Zween (*gleichsamb mit Laban*) einen Bundt gemacht unnd ein Stein gelegt (*nemblich die Berg in den Ländern*) und sprach zu meinen Brüdern (*als übrigen Bundtsgenossen*): läset Stein auff: und sie nahmen Stein und machten einen Hauffen (*die 13 Orth*) und assen auff demselben Hauffen (*sindt lang in Ruhe und Fried gesessen*) und nenntens (*anstatt Galaad*) Eydtnosschafft. Da sprach Laban (*die Glieder der Eydtnossen*) der Hauffen Stein (*alle Berg im Schweytzerlandt*) seye heut Zeug zwischen Unns und seye ein Warth (oder Vormaur) und sprachen: Der Herr sehe darein, wann Wir voneinander kommen.»³

Die Vorstellung ist schwindelerregend. Es sind die eidgenössischen Bundesschlüsse, die Stein um Stein das Gebirge emportreiben, und diese

unverrückbaren Berge im Schweizerland bezeugen und beschützen den Bund, der unter Gottes Vorsehung steht. Geschichte und Alpen werden durch ein Wechselspiel der Kausalitäten auf eine Weise miteinander verschränkt, wie sie dichter kaum vorgestellt werden kann. Die letztlich religiöse Grundierung ist auch hier nicht zu übersehen.

In der emblematischen Darstellung der «*Helvetia liberata*» – wie man das Bild zu benennen pflegt – fällt ein mächtiges, kulissenhaftes Gebirge auf, das als Rückendeckung einer davor angelegten Festung dient. In der Festung drin sehen wir in der Mitte überdimensional eine Gruppe von Eidgenossen, die gemeinsam die Säule der «*Libertas*», der Freiheit, stützen, damit sie aufrecht bleibt. Das müssen sie tun, denn jene steht auf einer unsicheren Kugel. Also: Nur und allein in «*Concordia*», in Einmütigkeit, kann die Freiheit erhalten werden. Links stehen, gemeinsam als Verweis auf die Geschichte, die drei ersten Eidgenossen als Symbol der Einigkeit, rechts warnt Bruder Klaus vor den falschen Propheten. Hinten auf dem Gebirge aber steht: «*Natura hoc dedit*» (Das gab uns die Natur). Diese Gegenüberstellung verdeutlicht das im Bild zum Ausdruck kommende Verständnis der Eidgenossenschaft: Es braucht beides, die Berge und das Werk der Menschen mit ihrer Geschichte. Die Berge sind unerschütterlich da. Das Menschenwerk aber ist unsicher und muss ständig zur Einigkeit und Einmütigkeit ermahnt werden.⁴

Im 18. Jahrhundert tritt ein grundlegender Wandel ein. Naturwissenschaftliches Interesse löst nun religiöse Selbstvergewisserung ab. Der Zürcher Universalgelehrte Johann Jakob Scheuchzer erschliesst die Alpen als naturwissenschaftliches und ethnografisches Forschungsfeld. Seine barometrischen Messungen zeigen ihm, «dass unsere Eidgenössische Lande in ansehung anderer Europäischen Landen am höchsten erhebt sind, sodass wir in fölliger Freiheit» sitzen. In den besonderen klimatischen und atmosphärischen Bedingungen der Alpen findet Scheuchzer «die subtilste Luft unter allen europäischen Völkern», welche bei den Schweizern eine «ausgeglichene Bewegung des Blutes, Stärke und Grösse», «kluge, heitere, zu allerhand Hirnarbeit geschickte Gedanken» bewirke und sie nicht nur «für Künste und Wissenschaften sehr geschickt», sondern auch «zum Krieg tauglich» mache. So entsteht bei ihm die Vision eines besonderen Menschenschlags, des *homo alpinus*, der nur in der Eidgenossenschaft vorkomme und dessen frugale Lebensweise und abgehärtete Konstitution er in mehreren, ethnografischen Artikeln beschreibt.⁵

Der Gotthard

Dass dem so sei, beweisen ihm die «Gothardischen Alpfirne», weil aus ihnen – und hier nimmt Scheuchzer die alte Diskussion um den höchsten Berg der Alpen auf – «die Hauptquellen so vieler namhafter Flüsse» entspringen, «welche uns und anderen Europäischen Landen die meisten Wasser zu führen». Dass dieser «oberste Brenn- und Wasserhafen» sich gerade in der Schweiz befinde, darin sieht Scheuchzer – auch er – das Wirken einer besonderen göttlichen Vorsehung.

Diese Vorstellungen wurden von den Mitgliedern der 1764 gegründeten Helvetischen Gesellschaft gerne übernommen. Sie wollten volkerzieherisch für das gemeinsame schweizerische Vaterland wirken. So sollten etwa Bildungsreisen nicht mehr nur den ausländischen Höfen und Kulturzentren gelten, sondern in die Schweizer Berge führen. Philippe-Sirice Bridel, der Waadtländer Pfarrer und Schriftsteller, der die Deutschschweiz gut kannte, riet so zum Beispiel:

«Pour connaitre le vrai Suisse cherchons le dans les petits cantons, dans les Alpes – c'est là qu'il est tel qu'on nous le peignait autrefois. L'habitant de la vallée d'Urseren ou le pâtre du Haut-Valais est quelque chose, il est Suisse. Au sommet du Gothard où il mène son troupeau parlant de vache, d'alliance et de liberté – toujours le même.»⁶

Aus dieser Wahrnehmung eines auf den Gotthard zentrierten Alpenlandes, aus dem Flüsse in die europäischen Länder hinausstreben, entwickeln sich im 19. und 20. Jahrhundert zwei wirkräftige Vorstellungen: erstens die einer besonderen Identität, zweitens die einer besonderen Sendung der Schweiz.

Erstens die besondere nationale Identität: Der Wahrnehmung der Schweiz als «Alpenvaterland» (Johann Caspar Lavater) kommt bei den Vorstellungen von einer besonderen nationalen Identität eine eminente Bedeutung zu. Im 19. Jahrhundert formieren sich die grossen modernen Nationalstaaten, die all jene in einem Staat zusammenschliessen, welche – in der damaligen Auffassung – durch die gleiche «Rasse», die gleiche Sprache und Kultur und die gleiche Geschichte geprägt erscheinen. Dem versucht die viersprachige und plurikulturelle Schweiz mit einer eigenen Definition zu begegnen. Dabei kommt den Bergen eine derart grosse Bedeutung zu, dass man durchaus davon sprechen kann, in der Schweiz sei der Bezug auf die «Rasse» durch jenen auf die Alpen ersetzt worden.

So schreibt 1875 der in Heidelberg als Ordinarius für Staatswissenschaften wirkende Johann Caspar Bluntschli in seinem Essay «Die schweizerische Nationalität»:

«Der Schweizer fühlt sich als Sohn der Gebirgsnatur. [...] Wohl gibt es auch ausserhalb der Schweiz Alpen, Berge, Seen und Flüsse; aber das Schweizerland bildet doch ein so abgerundetes und reich gegliedertes Naturganze, dass auf diesem Boden wohl ein eigenartiges Gefühl gemeinsamer Heimat aufwachsen kann, welches die Bewohner, wenngleich sie [...] verschiedene Sprachen reden, doch gleichsam als Söhne desselben Vaterlandes verbindet.»⁷

1908 wendet sich der Waadtländer Ernest Bovet, Professor für Romanistik in Zürich, in seinen «Reflexions d'un homo alpinus» frontal gegen das Rassenargument: «Der Rasse halten wir entgegen die Nation, dem Hass die Zivilisation, der blinden Natur die Gesinnung.» Denn von jeher prägte das Gebirge «unser ganzes Leben» und gebe ihm «seine Eigenart, seine Einheit». Diesem Gedanken gibt er einen geradezu hymnischen Ausdruck:

«Eine geheimnisvolle Kraft hält uns seit 600 Jahren zusammen und hat uns unsere demokratischen Institutionen gegeben. Ein guter Geist wacht über unsere Freiheit. Ein Geist erfüllt unsere Seelen, lenkt unser Handeln und schafft aus unseren verschiedenen Sprachen harmonischen Lobgesang auf das eine Ideal. Es ist der Geist, der von den Höhen weht, der Genius der Alpen und Gletscher, die im heroischen Gestus der Arve symbolisierte Kraft. Der Berg war nicht nur zufällig Schutzwall der Hirten gegen die Ritter. Er war ihre Geburtsstätte selbst; sein aperer Boden, seine rauhen Himmel haben ihren Charakter geformt, und seither hat immer der Berg unser inneres Leben bestimmt.»⁸

Zweitens die besondere Sendung der Schweiz: Der schon erwähnte Johann Caspar Bluntschli hat seine Überlegungen im Hinblick auf das Verhältnis der Schweiz zu Europa noch weitergeführt: Die Schweiz habe «einen eigentümlichen Charakter als zentraleuropäisches Gebirgsland, von dem aus die grossen europäischen Ströme, der Rhein, die Donau und der Po ihren Hauptursprung» nähmen «und welches die grossen Nationen von Deutschland und Italien, von Frankreich und Österreich auseinander» halte «und doch wieder friedlich verbinde». Hieraus könnten sich für das «Schweizervolk» wie für die «Gesamtrepublik der Eidgenossenschaft» «grosse eigentümliche Lebensaufgaben» ergeben.

In der Tat hat sich in der Folge die Reflexion über eine mögliche europäische Mission der Schweiz immer wieder mit deren hydrografischen Lage verbunden. So bringt etwa 1918, unter dem Eindruck der Zeitenwende des Ersten Weltkriegs und der Oktoberrevolution, der religiöse Sozialist und Theologe Leonhard Ragaz die Mission, die eine «neue Schweiz» für Europa erfüllen sollte, mit den sich in der Schweiz befindenden Quellen in Verbindung:

«Die Schweiz kann, wenn sie auch klein ist, doch einen grossen Auftrag haben: den Auftrag, die Quellen zu hüten. Denn wichtig sind zwar die breiten Ströme, an denen Städte und Dörfer entstehen, aber noch wichtiger sind die Quellen, die Quellen des Geistes, von denen die Völker leben. Dass diese Quellen rein erhalten und vor Verschüttung bewahrt werden, dafür zu sorgen, ist ein heiliger Beruf. Die Schweiz, das Land der Höhen, sie hütet diese Quellen!»⁹

Das ist natürlich metaphorisch gemeint für Werte wie Humanität, Menschenrechte, Freiheit und Demokratie. Und als der Nidwaldner Historiker, Archivar, Richter, Denkmalpfleger – und Ragaz-Leser – Robert Dur- rer 1921 das grosse Motivbild in der unteren Ranftkapelle anbringt, malt er eine gebirgige Felseninsel, die, von den Fürbitten des Bruder Klaus geschützt, aus dem Meer der Kriegsgreuel herausragt. Unübersehbar ist der überquellende Fluss, der hellblau und rein sich über zwei Kaskaden in die Welt hinab ergiesst.

Der Gotthard-Mythos

Eine besondere, Menschen prägende Alpenlage im Zentrum Europas, die durch die aus der Schweiz in die Länder fliessenden Ströme dokumentiert wird, die ihr zudem eine besondere Identität und eine besondere Sendung für Europa verleiht: Wo aber ist der Gotthard-Mythos abgeblieben?

In der Tat tritt die Mythisierung des Gotthards sehr spät auf. Als Initialzündung kann die Eröffnung des Bahntunnels 1882 gelten. Mit der Einfahrt des ersten Zugs aus Uri in Bellinzona, wo die Eröffnungsfeierlichkeiten stattfanden, vollzog sich ein Quantensprung, den wir uns heute nicht gross genug vorstellen können. Der Gotthard erhielt damals international eine ganz neue verkehrspolitische Bedeutung. Recht bald wurde man auch der strategischen Konsequenzen dieses Wandels gewahr. Nachdem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene Pro-

jekte zu einer zentralen Verteidigungsstellung im Mittelland und in den Voralpen jeweils schon bei der Planung gescheitert waren, beschloss der Bundesrat bereits 1885 die Befestigung des Gotthards. Sie hat in den folgenden Jahrzehnten zu einem eindrucklichen Festungssystem geführt.¹⁰ Aber nicht nur das.

1906 wandert ein vielversprechender, von erhabenen Gefühlen bewegter Doktorand aus Freiburg über den Gotthard. Seine These schreibt er über Philippe-Sirice Bridel und folgt vielleicht gerade dessen Rat, den wahren Schweizer auf dem Gotthard zu suchen. Es ist Gonzague de Reynold, der später als einer der führenden Vertreter des Neokonservatismus die Reflexion über das Wesen der Schweiz mitprägen wird. Seine Eindrücke verewigt er im Gedicht «Le Saint Empire Romain Germanique»:

«Savez-vous où bat le cœur de l'Empire?
Il bat dans les montagnes,
il bat dans mon pays
[...]
Il est enchâssé dans du cristal de roche,
dans le Saint-Gothard il est enchâssé.

Il est enchâssé dans le Saint-Gothard;
Et nous, les artisans, maîtres et compagnons,
graves armaillis, vachers taciturnes,
[weitere Berufe und Stände]
nous gardons le cœur de l'Empire,
nous gardons le trésor.»¹¹

Vier Jahre später kommt er mit dem Gedicht «Sur la forteresse du Saint-Gothard» nochmals auf diese Vision zurück:

«Le fort aux murs d'acier qui garde le passage,
à ce chaos de rocs sait imposer sa loi:
redoutable, immobile, il est la noble image
d'un esprit qui connaît son devoir et son droit.

[drei Strophen: Idylle, Bergstille – plötzlich Kanonendonner]

Comprenez maintenant cette similitude:
Ce gardien muet mais prêt à s'irriter,
dans la pierre et la glace et dans la solitude,
est un symbole d'ordre et de stabilité.

Il est dans ce pays comme une conscience,
il pose au seuil des monts une porte de fer...
Voici la nuit adverse et l'hostile silence;
Sentinelles, veillez: le passage est ouvert.»¹²

Es ist das alteuropäische Reich, von dem de Reynold träumt und in dem er der Schweiz – genauer: der Eidgenossenschaft des Ancien Régimes, der seine Sympathie gehört – am Gotthard die Aufgabe zuteilt, Wache zu halten und das Herz, den Schatz des Reichs zu hüten. Es ist eine europäische Hüter-Aufgabe, die am Gotthard erfüllt wird. Wer dies tut, kennt seine Pflicht, aber auch sein Recht. Der Gotthard erscheint daher de Reynold wie das Gewissen der Schweiz, das dem Land Orientierung gibt, und die Festung selbst wird zum Symbol von Ordnung und Beständigkeit. Damit bewirkt de Reynold für den Gotthard zweierlei: Er gibt seiner strategischen Bedeutung eine weit zurückreichende historische Dimension und eine staatspolitische Orientierungsfunktion sowohl nach innen wie nach aussen. Welches der «Schatz des Reiches» sei, lässt er allerdings offen, sodass sich damit die verschiedensten Inhalte verbinden lassen. Es bleibt nämlich nicht bloss bei de Reynolds Gedichten. Tatsächlich wird diese Metaphorik von der Hut am Gotthard, die sich mit dem Hüten der Quellen verbindet, von der Hut der Pässe zum Wohl Europas oder eines Reichs, das nur vage definiert ist, in der Folgezeit vielfach aufgenommen. Der Gotthard erscheint als der «Berg der Mitte», als Berg der Scheidung und Pass der Verbindung zwischen den verschiedenen Kulturen. Hier sollten – bisweilen im Auftrag eines mythischen Kaisers – die christlichen und kulturellen Werte Europas bewahrt bleiben, bis die Stürme der Zeit vorüber wären. Aus der Vielzahl der Zeugnisse sei nur noch ein Text geboten, der 1938 erschien:

«Es kommt nicht von ungefähr, dass die ersten eidgenössischen Bünde sich um den Gotthardpass lagerten. Diese Tatsache war providentiell und wesentlich für den Sinn und die Sendung des eidgenössischen Staatsgedankens. Am Gotthard entspringen die drei Ströme, durch die wir den drei für die Geschichte des Abendlandes

bedeutungsvollsten geistigen Lebensräumen verbunden sind. Der Berg der Mitte trennt und verbindet diese drei geistigen Lebensräume. Der schweizerische Staatsgedanke ist nicht aus der Rasse, nicht aus dem Fleisch, er ist aus dem Geist geboren. Es ist doch etwas Grossartiges, etwas Monumentales, dass um den Gotthard, den Berg der Scheidung und den Pass der Verbindung, eine gewaltig grosse Idee ihre Menschwerdung, ihre Staatswerdung feiern durfte, eine europäische, eine universelle Idee: die Idee einer geistigen Gemeinschaft der Völker und der abendländischen Kulturen!»

Der Text entstammt der «Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgabe der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung» – der bekannten Magna Charta der Geistigen Landesverteidigung – vom 9. Dezember 1938 und steht in der einleitenden ideellen Begründung des vorgeschlagenen Gesetzes. Und 1939 visualisiert die Landesausstellung in Zürich auf ihrem Höhenweg diese ganze Vorstellungswelt auf zwei Schautafeln, die den Gotthard als «Brennpunkt» und «Symbol» der Schweiz und diese als «mater fluviorum» vorstellen.

Von hier ist es nur mehr ein kleiner Schritt zur Vorstellung einer Armee als «Hüterin der Alpen, Festung und Schlussstein Europas zugleich». Man akzeptierte damals weitherum, dass die Réduitstellung die Bevölkerung, die Städte und Industriezentren preisgab, wenn nur – wie es Denis de Rougemont 1940 formulierte – die Armee «das nationale Erbe», die Staatsidee der Schweiz, am Gotthard, «diesem Fels», auf dem «sich die Geschichte eines 600jährigen Staates gründet», für die Zukunft bewahrte.¹³

Wenn die Vorstellung einer Armee als «Hüterin der Alpen, Festung und Schlussstein Europas» verstanden wurde, ist das weitgehend aus dem Bedeutungsüberhang herzuleiten, den der Gotthardpass im 20. Jahrhundert erhalten hat, einem Bedeutungsüberhang, der aus einer spezifischen Identitätsvorstellung erwuchs und eine spezifische Verpflichtung beinhaltete, die zu Zeiten sehr ernst genommen wurde. Das ist es, was man als «Gotthard-Mythos» bezeichnen kann.

Heute ist diese hehre Ideenwelt längst entschwunden, und vielleicht deshalb wird man gewahr, dass der Gotthard eigentlich unsichtbar ist. Er bietet kein eindrückliches Bildmotiv wie das Matterhorn oder der Pilatus. Als sofort erkennbares Landschaftsmotiv lässt er sich nicht

fotografieren. Der mythische «Berg der Mitte» war – genau besehen – ein imaginiertes Berg. Nur die Spitzkehren der Tremola oder die beeindruckende Südrampe lassen erkennen, dass da ganz oben ein Pass sein muss. Die Bedeutung des Gotthards aber lässt sich heute vor allem an den kilometerlangen, mehrstündigen Staus auf der Autobahn ablesen – und morgen vielleicht am dicht getakteten Fahrplan durch den Basistunnel...

- | | | | |
|----|---|----|---|
| 1 | Willi Gautschi: General Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg. Zürich 1989, S. 267–293. | 11 | Gonzague de Reynold: Les bannières flammées. Poèmes (1904–1915). Lausanne 1915, S. 29–43, hier S. 34. Zur Person: Aram Mattioli: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich 1994. |
| 2 | Nähere Ausführungen und behandelte Bild-dokumente, siehe: Guy P. Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität. Basel 2006, 2. Auflage 2007. | 12 | Reynold, Bannières, S. 24f. Zur Rezeption: Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 119–121. |
| 3 | Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 466. | 13 | Denis de Rougemont: Was ist der Gotthardbund? Zürich 1940.; Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 130, S. 473. |
| 4 | Thomas Maissen: Von wackeren alten Eidgenossen und souveränen Jungfrauen. Zu Datierung und Deutung der frühesten «Helvetia»-Darstellungen. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 56/4 (1999), S. 265–301. | | |
| 5 | Guy P. Marchal: Johann Jakob Scheuchzer und der schweizerische «Alpenstaatsmythos». In: Simona Boscani Leoni (Hg.): Wissenschaft – Berge – Ideologien. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und die frühneuzeitliche Naturforschung. Scienza – montagna – ideologie. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) e la ricerca naturalistica in epoca moderna. Basel 2010, S. 179–194, S. 182–184, S. 187f. | | |
| 6 | Guy P. Marchal: La naissance du mythe du St-Gothard ou la longue découverte de l'«homo alpinus helveticus» et de l'«Helvetia mater fluviorum» (XV ^e siècle – 1940). In: Jean-François Bergier, Sandro Guzzi (Hg.): La découverte des Alpes – La scopeerta delle Alpi – Die Entdeckung der Alpen (Itinera 12/1992), S. 35–53, hier S. 44. | | |
| 7 | Johann Caspar Bluntschli: Die schweizerische Nationalität (Schriften für Schweizer Art und Kunst 5). Zürich 1915 (ursprünglich in: Gegenwart 8 (1875), Nr. 49 und 51, 4./18. Dezember), S. 11; Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 469f. | | |
| 8 | Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 123. | | |
| 9 | Marchal, Gebrauchsgeschichte, S. 124. | | |
| 10 | Walter Lüem: 100 Jahre Gotthardfestung. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 25, 31. Januar 1986, S. 35. | | |

Gotthard-Mythen und Geschichtspolitik

226

227

Kontinuitäten und Gegennarrative

Damir Skenderovic

Der Gotthard lässt viele nicht los.¹ Als Historiker staunt man immer wieder, wie dieser im Vergleich zu den höchsten Erhebungen der Schweizer Alpen eher untergesetzte Berg noch heute dazu genutzt wird, um Mythen und Legenden anzurufen und Emotionen und Identifikationen zu evozieren. Als Erinnerungsort vereint er, um mit Pierre Nora zu sprechen, eine «*unité significative, d'ordre matériel ou idéal*» und stellt ein zentrales «*élément symbolique du patrimoine mémoriel*» der Schweiz dar.² Die beharrliche Erinnerungs- und Deutungsarbeit am Gotthard, das anhaltende Produzieren von Semantiken, Assoziationen und Imaginationen machen den Berg zu einer der mächtigen Heterotopien der Schweizer Geschichte, zu einem fiktionalen und realen Gegenort, in dem sich immer wieder gesellschaftliche Befindlichkeiten widerspiegeln. Dieses Arbeiten am Gotthard hat in jüngster Zeit eine Wiederbelebung erfahren, wie unter anderem die letztjährige geschichtspolitische Debatte um Marignano verdeutlichte, als einer ihrer medialen Höhepunkte ins Innere des Gotthards verlegt und dabei die Funktion des Berges als Projektionsort nationaler Narrationen revitalisiert wurde. Im Rahmen der sonntäglichen «Sternstunde» des Deutschschweizer Fernsehens fand dort ein Rededuell zwischen Politik und Historie, zwischen dem Politiker Christoph Blocher und dem Historiker Thomas Maissen statt.

Eröffnet wurde die Sendung mit einer aus der Höhe kommenden, geradezu transzendental wirkenden Kamerafahrt ins Innere der Gotthardfestung, untermalt mit einem Off-Kommentar, der eine Reihe von Mythenerzählungen, die auf dem Gotthard zuhauf «kulminieren» würden, auf zwei Minuten verkürzte: Der Berg stehe gleichsam als «Symbol in der Landschaft», da er für die Schweiz die «Brücke zwischen Nord und Süd» und gleichzeitig die «Idee vom Réduit» verkörpere, in das man sich im Zweiten Weltkrieg im Fall eines Angriffs verschanzt hätte. Den «Réduit-Gedanken» habe man, so der Kommentar weiter, nicht aus den Augen verlieren wollen und deshalb das Fernsehstudio «fünfhundert

Meter drinnen im Berg, in der Felsfestung Sasso San Gottardo» aufgeschlagen, wo im Weltkrieg «ein Réduit-Spital eingerichtet» gewesen sei. Ebenfalls dort sei heute eine der grössten je gefundenen Kristallgruppen ausgestellt, und diese möge «uns daran erinnern, dass auch sehr alte Schweizer Historie verglichen mit der Naturgeschichte» noch gar nicht so weit zurückliege.³ Ein solches Mäandrieren zwischen Geschichte und Natur, Faktizität und Transzendenz, Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit zeigt, wie entscheidend es für Mythen ist, damit sie überhaupt funktionieren, Sakralisierung und Verweltlichung, Enthebung und Veralltäglicung miteinander zu verknüpfen.

Obschon im Verlauf der Sendung der Gotthard kein Thema war, diente er als unmittelbarer, materialisierter Assoziationsraum, als prädisponierender Diskursrahmen des Gesprächs, in dem über Mythen und Fakten, Identität und Neutralität, Widerstand und Anpassung in Geschichte und Gegenwart der Schweiz debattiert wurde. Als stiller Anwesender sollte der Gotthard geradezu majestätisch Deutungsmacht ausstrahlen, seine Aufgabe als erprobtes erinnerungspolitisches Instrument erfüllen, als wirkmächtiges Mittel mythologisierenden Sich-Erinnerns, um emotionale Bindungen und moralische Imperative herzustellen und dadurch Zeichen im politischen und öffentlichen Raum zu setzen. Dieses beharrliche Inszenieren des Gotthards als Mythos verdeutlicht, dass Mythen nicht nur massgeblich zur «lebenden Erinnerung» der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen beitragen, sondern auch zum längeren «kulturellen Gedächtnis», in dem generationen- und epochenübergreifend Vorstellungen und Werte gespeichert und in einen breiteren, von früheren Erzählungen vorstrukturierten Pfad und Zusammenhang gebracht werden.⁴

In seiner Funktion als nationaler Erinnerungsort und Mythos eignet sich der Gotthard vorzüglich für identitätspolitische Anrufungen, als Vehikel kollektiver Selbstbeschreibung und Selbstvergewisserung. Denn der Gebrauch von Mythen zielt immer auch darauf ab, gemeinsames Selbstverständnis anzubieten, Wir-Gefühle zu stärken und auf diese Weise Interessenpolitik durch Identitätspolitik zu ersetzen, gleichsam Gesellschaft gegen Gemeinschaft einzutauschen. Entsprechend gehören Mythen zum festen Repertoire im Handlungs- und Politikfeld von Geschichtspolitik, auf dem, so Edgar Wolfrum, unterschiedliche Akteure «Geschichte mit ihren spezifischen Interessen befrachten und politisch zu nutzen suchen».⁵ Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich die Frage, wer

mit welchen Mythen wann und warum arbeitet, welche gesellschaftlichen Ziele und politischen Interessen die Arbeit an Mythen, Geschichtsbildern und Erinnerung antreiben.

Rechtspopulismus und Geschichtspolitik im Aufschwung

Wirft man den Blick auf rechtspopulistische Parteien, die sich seit den 1990er-Jahren in den meisten europäischen Ländern etabliert haben, so zeigt sich, dass Geschichte und Erinnerung, Vergangenheit und Gedächtnis zu ihren bevorzugten Themen gehören, dass sie geschichtspolitische Einmischungen als eine ihrer zentralen Aufgaben sehen. Öffentlichkeitswirksam beteiligen sie sich an Auseinandersetzungen um historische Selbstverständigung mit dem Ziel, Vergangenes dazu zu nutzen, Bestehendes zu legitimieren oder noch nicht Erreichtes einzufordern. Sie sind an der Kultur der Erinnerung interessiert, da diese Erwartungen prägt und Positionen zu politischen und gesellschaftlichen Themen präformiert.⁶ Aus einer europäischen Perspektive fällt auf, wie der Aufstieg des Rechtspopulismus der letzten 20 Jahre mit dem Boom geschichtspolitischer Debatten und Erinnerungskonflikte einherging. Oder wie es David Art formulierte, «one of the most important reasons for the return of history has been the resurgence of the far right in Western Europe».⁷ Ob in der Schweiz, Frankreich, Österreich oder Italien, seit den 1990er-Jahren haben sich die «Kaskaden der Vergangenheit» beschleunigt,⁸ von den Jubiläen und Disputen zum Zweiten, dann zum Ersten Weltkrieg, über die transnationalen Erinnerungsarbeiten zur Shoa, zu den geschichtspolitischen Kontroversen über koloniale Vergangenheiten.

In den letzten Jahren gab es zahlreiche Beispiele für Bemühungen rechtspopulistischer Akteure, sich in öffentliche Geschichtsdebatten einzumischen und ihre Interpretationen der Vergangenheit zu präsentieren. In Ungarn ist es Victor Orbáns Fidesz mit Sukkurs der Jobbik-Partei, die mit ihren geschichtspolitischen Interventionen zum einen die Legitimität des Vertrags von Trianon regelmässig in Frage stellt, zum anderen darauf abzielt, das Regime von Miklós Horthy mit Hinweis auf seine territoriale und antikommunistische Politik zu rehabilitieren. Auch geht es der Partei darum, den nationalen Opfermythos wiederzubeleben, wie beispielweise 2014 die Kontroverse um ein Denkmal in Budapest zur deutschen Besetzung Ungarns 1944 zeigte.⁹ Die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) ihrerseits bemüht sich kontinuierlich, den seit

den 1990er-Jahren bedeutend selbstkritischeren historischen Deutungen zum Anschluss Österreichs an das Dritte Reich entgegenzuwirken, um das Opfernarrativ weiterhin am Leben zu erhalten und eine deutsch-nationale Erinnerungskultur fortzuführen.¹⁰ In Italien schliesslich trugen die Alleanza Nazionale und Forza Italia, zum Teil mit Unterstützung der Lega Nord, mit ihren geschichtspolitischen Bestrebungen massgeblich dazu bei, dass Geschichtsbilder des Faschismus Revisionen erfuhren und die Produktion entsprechender Mythen einen beachtlichen Aufschwung erlebte.¹¹

Rechtspopulistische Akteure widersetzen sich dem in der *Public History* zusehends feststellbaren erinnerungspolitischen Trend, der in einer Welt der medialen Globalisierung und transnationalen Wechselverhältnisse es für Nationen immer schwieriger macht, so Aleida Assmann, ihre «mythisierenden Selbstbilder und Erinnerungskonstruktionen [...] unselbstkritisch» aufrechtzuerhalten.¹² Denn zum Erfolgsrezept der Rechtspopulisten gehört bekanntlich, sich im Zeitalter der Entnationalisierung als verlässliche Verteidiger der nationalen Gemeinschaft zu präsentieren, kollektive Identifikation als Wegweiser für individuelle Orientierung, für die Entschlüsselung der globalen Gegenwart anzubieten. Besonders zum Tragen kommt in Debatten um historische Deutungen und Geschichtsbilder der Identitätspopulismus dieser Parteien, der sich auf manichäische Welt- und Gesellschaftsvorstellungen stützt, wie sie zum einen in ausgrenzenden Positionen zu Themen wie Migration und Minderheiten zum Ausdruck kommen, zum anderen sich plebiszitär gegen gesellschaftliche und politische Eliten richten.

Auch in der Schweiz zeigen die rechtspopulistischen Parteien, die seit den 1960er-Jahren in der politischen Landschaft präsent sind und damit in Europa eine Vorläuferrolle innehaben,¹³ seit ihren Anfängen ein besonderes Interesse an Geschichtspolitik und Erinnerungsarbeit. Bereits James Schwarzenbach, promovierter Historiker und einer der ersten Rechtspopulisten Europas, hatte die geschichtspolitische Bedeutung von Gedenkfeiern und Erinnerungsorten erkannt. Für seine 1. August-Reden, die mediale Ereignisse waren und grosse Menschenmengen anzogen, wählte er bekannte Erinnerungsorte, mit Vorliebe historische Schlachtfelder wie Sempach, Murten, Forch und Grauholz. Die Tagespolitik im Visier, beschwor er reddegewandt eidgenössische Mythen und Legenden wie beispielsweise Winkelried, den er als Vorbild für ein geschlossenes Antreten «gegen eine gefährliche Übermacht» anpries.¹⁴

Mit dem Wandel ab Anfang der 1990er-Jahre zu einer rechtspopulistischen Partei trat die Schweizerische Volkspartei (SVP) das geschichtspolitische Erbe Schwarzenbachs und der Vorgängerparteien wie der Nationalen Aktion und Republikanischen Bewegung an. Dies ist umso bedeutungsvoller, als es ab Mitte der 1990er-Jahre in der Schweiz zu einer «Krise der Gedächtnisorte» kam und mit den Debatten um die Rolle der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus lang gehegte nationale Mythen wie «bewaffnete Neutralität», «Réduit» und «humanitäre Tradition» ihre Wirkmächtigkeit verloren.¹⁵ Nun bemühte sich die SVP zusehends, im Dienst ihrer Identitätspolitik geschichts- und erinnerungspolitisch aktiv zu werden, denn wie es Christoph Blocher, Architekt und Chefideologe der rechtspopulistischen Transformation der SVP, 1997 in seiner «Klarstellung» zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg formulierte: «Wenn wir aus der Geschichte lernen, sollten wir erkennen, dass konsequente Gegenwehr dort, wo wir von unserem Recht überzeugt sind, mehr bringt als schrittweises Nachgeben, das zu weiteren Forderungen verleitet.»¹⁶

Sedimentierung der Gotthard-Mythen nach 1945

In ihrer geschichtspolitischen Verwendung von Vergangenheits- und Identitätsbildern präferieren rechtspopulistische Akteure, wie Karin Priester bemerkt, «konsensuell akzeptierte Nationalhelden».¹⁷ Ähnliches gilt für den Mythos Gotthard, der im Laufe der Zeit eine breite Abstützung in der schweizerischen Gesellschaft und Politik erfahren hat. Nachdem der Gotthard seit dem 18. Jahrhundert von Deutungseliten in zahlreichen Schriften zum zentralen Ort helvetischer Imagination und Identifikation geformt worden war, avancierte er in der Zwischenkriegszeit zum eigentlichen Staatsmythos, 1938 offiziell in Bundesrat Philipp Eppers Rede zur Geistigen Landesverteidigung und militärstrategisch umgesetzt im Réduit-Konzept.¹⁸ In dieser Zeit wurde auch damit begonnen, an der Bedeutung des Gotthards als vergemeinschaftendes, klassenübergreifendes Sinnbild sozialer Kohäsion und gesellschaftlicher Integration zu basteln, wie 1932 die Jubiläumsfeiern zu 50 Jahre Gotthardbahn veranschaulichen, als die Aussöhnung zwischen Arbeiterklasse und Bauernstand, industriell-urbaner und ländlicher Schweiz, Tradition und Moderne heraufbeschwört wurde.¹⁹

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist es um den Gotthard als Verkörperung von nationaler Einheit und kulturellem Ausgleich relativ

still geworden.²⁰ Nur noch vereinzelt schien es nötig zu sein, mit Eifer und Pathos Gotthard-Mythologien zu bemühen, wie beispielsweise in den wieder aufgelegten Schriften des Historikers Georg Thüerer, der den Gotthard als «unser Schicksalsberg», «Hochburg unserer Freiheit» und «Herzkammer Europas» pries.²¹ Man kann von einer kulturellen Sedimentierung des Mythos Gotthard sprechen, dessen Akzeptanz und Verankerung in den schweizerischen Vorstellungswelten nur noch wenig Arbeit bedurfte und der sich geradezu stillschweigend in den Antikommunismus des Kalten Kriegs und die Konkordanzkultur der Hochkonjunkturzeit integrieren liess.

Beispielhaft zeigt sich dies in dem 1940 gegründeten Gotthardbund, der in seinem Namen, so der Mitbegründer Denis de Rougemont, schon «ein ganzes Programm» enthalte und für den der «heilige Berg des St. Gotthard [...] ein echtes Symbol des schweizerischen und eidgenössischen Seins» darstellte, und dies national und sozial kohäsiv «nach aussen und nach innen oder auch nach unten und nach oben».²² Trotz der Ausschlusspraxis gegenüber Juden und Freimaurern und der lavierenden Haltung zur «europäischen Neuordnung» im Zweiten Weltkrieg genoss der Gotthardbund nach 1945 während mehr als zwei Jahrzehnten staats- und wirtschaftspolitische Respektabilität, nicht zuletzt dank seinem dezidiert antikommunistischen Engagement. Denn wie es 1950 in seinem Organ «Gotthard-Brief» hiess, verdiene «heute die Bekämpfung der fünften Kolonne» grosse Aufmerksamkeit, besonders «Parteien und Gruppen, die offensichtlich innere Aushöhlung, Landesverrat und Umsturz» anstreben würden.²³

Es waren verkehrspolitische Debatten, ob um den Strassen- oder den Eisenbahntunnel, welche die Gotthard-Mythen immer wieder aus ihrem Konservierungszustand erwachen liessen, ganz nach den Vorstellungen Georg Thüerers, der den «Lebensstrang des Alpenpasses» als einen der «dauernden Kraftlinien unseres eigenstaatlichen Daseins» bezeichnete.²⁴ Als im Ständerat 1965 das Projekt des Gotthard-Strassentunnels debattiert wurde, ging es entsprechend sowohl um die europäische Bedeutung des Gotthards als Nord-Süd-Achse als auch grundsätzlich um eine «staatspolitische Erfordernis», um eine «haute tâche nationale» im Sinn innerschweizerischer Solidarität, insbesondere gegenüber dem Tessin.²⁵ 15 Jahre später bediente sich Bundesrat Hans Hürlimann ebenfalls einer doppelten Symbolik, als er zur Eröffnung des Strassentunnels erklärte, der Gotthard «war und ist heute Brücke und Bollwerk

zugleich», und damit die Bedeutung des Bergmassivs als Verkehrsachse und Trutzburg in die Geschichte und Gegenwart hineinprojizierte.²⁶ Vertreter rechtspopulistischer Splitterparteien ihrerseits bemühten Bilder der Bergwelt, um sich bereits früh gegen eine zusätzliche Eisenbahn-Alpentransversale auszusprechen und dabei ökologische Argumente mit einer Grundsatzkritik an der Europäischen Gemeinschaft zu verknüpfen.²⁷ Dies mündete in eine kategorische Ablehnung der NEAT durch die Schweizer Demokraten mit dem Hinweis, man solle den «Trumpf Gotthard» nicht unnütz verschenken und vor allem nicht vergessen, dass die Alpen die «Urmutter» der Schweizer» seien, die «wir besser durchwandern sollten, als – inzestuös – zu durchstechen».²⁸

Am nachhaltigsten unter den Gotthard-Mythen erwies sich die Idee des Réduits, denn sie war in der Nachkriegszeit als eine «durch emotionale Identifikation von unten gestärkte Staatsideologie [...] für die nationale Identität und für das Sonderfallbewusstsein der Schweiz» konstitutiv.²⁹ Obschon Historiker wie Marcel Beck schon früh zu bedenken gaben, man solle sich in Bezug auf das Réduit «besser in Schweigen hüllen und von der ganzen Gotthard-Mystik möglichst wenig sprechen»,³⁰ dauerte es bis zur vergangenheitspolitischen Kontroverse um die sogenannten Diamant-Feiern von 1989, dass der Réduit-Mythos, das Widerstandssymbol Gotthard und damit die lang gehegte Vorstellung von der ausserordentlichen Bedeutung der militärischen Landesverteidigung im Zweiten Weltkrieg grundsätzlich in Frage gestellt wurde.³¹ Weite Teile der Armee, Behörden und Politik sperrten sich damals noch vehement gegen diese Entwertung der Alpenfestung als militärstrategischer wie auch sinnstiftender Ort des Widerstandes und erhielten dabei geschichtspolitischen Sukkurs von Seiten der sich nun vermehrt öffentlich zu Wort meldenden Neuen Rechten in der Deutschschweiz.

So öffnete die *Schweizerzeit*, gegründet 1979 als Nachfolgeblatt von Schwarzenbachs *Der Republikaner* und herausgegeben von Ulrich Schlüer, Historiker und ehemaliger Sekretär Schwarzenbachs, ihre Spalten einer Reihe bekannter Verfechter des Bildes von der «wehrhaften Schweiz» und der Alpenfestung als Tatbeweis für Selbstbehauptung und Widerstand.³² Exemplarisch stand damals die *Schweizerzeit* für die Entwicklung der neokonservativen Strömung der Deutschschweizer Neuen Rechten, die einerseits eine Brückenfunktion zur neurechten Publizistik der Bundesrepublik Deutschland übernahm, andererseits innen- und geschichtspolitisch Koalitionen aufzubauen suchte, was letztlich in

eine enge Kooperation mit der SVP mündete.³³ Dieser Schulterschluss kam denn auch im Zug der 1996 beginnenden Debatten über den «Schatten des Zweiten Weltkriegs» und die Arbeit der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) zur Geltung, als die SVP ihre geschichtspolitischen Aktivitäten intensivierte und dabei von Organen wie der *Schweizerzeit* publizistisch kräftig unterstützt wurde.³⁴ Insgesamt schien sich aber die Bedeutung des gotthardischen Mythos im Zug der neuen historischen Forschungsarbeiten und der damit verbundenen Revision zahlreicher helvetischer Geschichtsbilder zu verflüchtigen, und es wurde sogar von einem «Ende der Réduit-Schweiz» gesprochen.³⁵

Renaissance des Mythos Gotthard

Doch bereits einige Jahre später, im Mai 2010, schrieb die *Neue Zürcher Zeitung* von der politischen Wiedergeburt des Mythos Gotthard, als sich eine Reihe von Mäzenen, Firmen und Politikern, darunter prominente SVP-Vertreter, mit mehreren Projekten einen «wahren Wettlauf zum Gotthard» lieferten und «den Mythos zu bewirtschaften» versuchten.³⁶ Dazu gehörte das in Anspielung auf die Quellen- und Zentralitätsmetaphorik – ein Wesensmerkmal in den Gotthard-Narrativen wie beispielsweise in Phillip Etters Rede von 1938 – lancierte Projekt «Vier-Quellen-Weg», das den Gotthard «als Symbol des Einklangs zwischen Ursprung und Fortschritt» präsentierte und das Berggebiet mit 85 Kilometer Wanderwegen noch weiter erschliessen wollte.³⁷ Das Vorhaben reihte sich ein in die Bemühungen, am Gotthardmassiv die Dualität von Natur- und Kulturraum aufzulösen, Berge nicht nur als nationale Symbol- und Imaginationsflächen zu nutzen, sondern auch für breite Kreise begeh- und erfahrbar zu machen und dadurch die Bedeutung der alpinen Bergwelt als materialisiertes, nationales Massensymbol der Schweiz, wie bereits Elias Canetti vermerkt hatte, weiter zu festigen.³⁸

Einen Höhepunkt dieser Wiederbelebung des Mythos Gotthard bildete die 1. August-Rede von Christoph Blocher, die er 2011 auf dem Gotthard hielt und die in ihrer appellativen, identitätsbetonenden Narration ganz in der Tradition patriotischer Reden zum schweizerischen Nationalfeiertag stand.³⁹ Das Erbe einer Reihe rechtskonservativer Intellektueller und Autoren der Zwischenkriegszeit antretend,⁴⁰ bediente er sich dabei verschiedener Erzählungen aus der Gotthard-Mythologie, insbesondere aber auch der Sprache und Semantik der «Geistigen Landes-

verteidigung», mit der geschichtspolitischen Absicht, seine Diagnosen der zeitgenössischen Politik und Gesellschaft zu begründen. Primäres Ziel war es, den Gotthard wieder zum Staatsmythos zu erheben, denn dort sei, so Christoph Blocher, der «Einzelgänger Wilhelm Tell [...] zum Tyrannenmörder» geworden, der Rütlichschwur als «Zeichen des Zusammenstehens, der Gemeinschaft» geleistet und die «Idee der Alpenfestung mit Konzept des Réduits [...] ins Zentrum des schweizerischen Abwehrdispositivs» im Zweiten Weltkrieg gerückt worden.⁴¹

Unverkennbar ist auch die europapolitische Speerspitze und identitätsstiftende Sonderfallmetaphorik, wenn er das Gotthardmassiv als «Symbol und Mahnmahl» für eine unabhängige Schweiz und «Bollwerk, eine ewige Provokation gegenüber der Umtrieblichkeit von Regierungen und Verwaltungen» bezeichnet. In populistischer Manier griff er die gesellschaftlichen und intellektuellen Eliten an, denn nicht nur hätten «eingebildete Leute und Wissenschaftler» nicht gemerkt, dass «solche Mythen jedes Land kennt und braucht», sondern es werde auch nicht erkannt, dass in «dieser wilden, unwirtlichen Natur des St. Gotthard die Menschen mit sich [sind], den Bergen, den Felsen, dem Himmel und Gott alleine – ohne Theoretiker und Staatsrechtler».⁴² Damit nahm er den in der Schweiz traditionsreichen Diskurs zu Alpen und Natur, Bergen und Wildnis auf, in dem die Vorstellung von Nation und Mensch, deren Wille und Mut im Kampf mit den Unwirtlichkeiten der Natur eine ausserordentliche Stärkung erfahren, besonders prägend wirkt.⁴³

Wie Vertreter anderer rechtspopulistischer Parteien in Europa arbeitete Christoph Blocher zum einen mit «polysemischen Anrufungen», in denen die Lebenswelt des «kleinen Mannes» mit Heimat, Tradition, Unabhängigkeit, Selbstbestimmung konnotiert wird.⁴⁴ Zum anderen verknüpfte er in seiner geschichtspolitischen Botschaft eschatologische Aspekte von Mythenbildungen mit Bedrohungsfantasien und Abgrenzungsstrategien, um seine Rolle als loyaler Verteidiger von Vertrautheit und Tradition, von Sicherheit und Orientierung zu unterstreichen und sich in Anbetracht des vermeintlich krisenhaften Erwartungshorizonts als gemeinschaftsstabilisierenden Garant zu profilieren. Auch versuchte er, den Umstand zu nutzen, dass sich Mythen, wie Frank Becker betont, als flexibel und pleomorph erweisen, also «mehrere Erwartungshaltungen gleichzeitig [...] bedienen, und damit potentiell auch eine grössere Zahl von Menschen» in ihren Bann ziehen können.⁴⁵

Obschon in den 1990er-Jahren die Entzauberung des Mythos Gotthard vorangeschritten und dessen instrumenteller Charakter hervorgehoben worden war, fallen die jüngsten Bemühungen von rechtspopulistischer Seite, Gotthard-Mythen als sinnstiftende Narration zu revitalisieren, in der medialen Öffentlichkeit auf fruchtbaren Boden, wie das einleitende Beispiel der Fernsehsendung «Sternstunde» illustriert. Es zeigt sich eine hartnäckige Persistenz und Wirkmächtigkeit von Mythen in ihrer geschichtspolitischen Funktion, als Fluchtpunkt nationaler Imaginationen und Selbstvergewisserungen, als bewährter Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart. So stellt sich, wie es Volker Reinhardt formulierte, für den Historiker weiterhin die dringliche Aufgabe, die «Sortierungs-, Filterungs-, Ausblendungs- und Überhöhungsmechanismen», die für Bildung und Festigung von Mythen bestimmend sind, zu ergründen und die Frage zu stellen, «welche Kräfte und Faktoren darin aufgenommen und welche ausgelassen worden sind».⁴⁶

Ausblendungen und Gegenerzählungen

Denn betrachtet man die gegenwärtige Wiederbelebung des Mythos Gotthard, so fallen die Ausblendungen und Selektionen, die Konkurrenzlosigkeit bestimmter Erzählmotive und Lesarten auf, was nicht zuletzt mit dem Fehlen alternativer Entwürfe und Auslegungen der gotthardischen Mythenwelt zusammenhängt. Es gibt keinen Deutungswettbewerb, in dem es nicht nur um «Auseinandersetzungen auf der Ebene <Mythos gegen Mythos>» gehen würde, sondern auch darum, «ein und denselben Mythos in unterschiedlicher Weise auszulegen».⁴⁷ Dabei ist es gar nicht so lange her, dass sich die schweizerische Linke darum bemüht hatte, auf Gedächtnislücken und Amnesien rund um den Mythos Gotthard, insbesondere im Zusammenhang mit dem Tunnelbau im ausgehenden 19. Jahrhundert, hinzuweisen und eigene Deutungen und erinnerungsbildende Erzählungen einzufordern.

Der erwähnten Handreichung der bürgerlichen Schweiz an die Adresse der Arbeiterschaft bei den 50-Jahr-Jubiläumsfeiern der Gotthardbahn 1932 war von Seiten der Gewerkschaften und Sozialdemokraten noch äusserst skeptisch begegnet worden, obwohl kurze Zeit später ihre arbeits- und parteipolitische Integration erfolgte. Weiterhin verschüttet blieben aber die heftigen, teilweise gewalttätigen Konflikte während des Tunnelbaus, beispielsweise die blutige Niederschlagung des

Streiks von 1875. Dies änderte sich erst in den 1970er- und 1980er-Jahren, als die Geschichtsforschung zur schweizerischen Arbeiterbewegung ihre Blütezeit erlebte und Autoren wie Alfred A. Häsler monierten, es werde noch immer vergessen, dass «die leidenschaftlichen politischen Kämpfe um den Gotthardtunnel [...] die Schweiz zeitweise in zwei einander befehdende Lager» gespalten haben und «dieser Tunnel unter beinahe sklavenähnlichen Arbeits- und Lebensbedingungen erbaut» worden sei.⁴⁸ Während der Durchstich durch das Alpenmassiv «als technisches Wunderwerk angestaunt» werde, so damals Tobias Kästli, sei «die Tatsache, dass Tausende von Arbeitern beim Tunnelbau Gesundheit und Leben aufs Spiel setzten», den Zeitgenossen weniger ins Bewusstsein eingedrungen.⁴⁹

Im Gegensatz zu dieser Einbindung in arbeitergeschichtliche Deutungs- und Erinnerungswelten steht die Rolle des Gotthards für die Bedeutung der Migration für die Geschichte der Schweiz. Es ist zwar allgemein anerkannt, dass zahlreiche italienische Arbeitsimmigranten beim Gotthardtunnelbau beschäftigt waren, und einzelne Studien interessierten sich für sozial- und alltagskulturelle Aspekte der sich dies- und jenseits des Gotthardmassivs niedergelassenen italienischen *com-munities*. Auch weiss man von der zentralen Rolle der Einwanderer aus Italien beim Streik von 1875, von denen vier dabei umgekommen waren und deren Todesumstände erst auf Druck Italiens vom Bundesrat untersucht wurden.⁵⁰ Doch diese Erkenntnisse sind noch kaum in die öffentlichkeitswirksamen Erzählungen zum Gotthard eingeflossen. Wie bei anderen helvetischen Erinnerungsorten und Mythen herrscht Amnesie und Unsichtbarkeit, wenn es um Immigrantinnen und Immigranten und allgemein die Thematik Einwanderung geht.⁵¹ Dies entspricht auch der Tendenz in den neusten Überblickswerken zu Schweizer Geschichte, von denen in den letzten Jahren mehrere erschienen sind, Immigrantinnen und Immigranten als handlungs- und deutungsmächtige Akteure keine Beachtung zu schenken. Als historische Subjekte bleiben sie in den Narrativen der schweizerischen Nationalgeschichte stumm.⁵²

Diese Auslassungen und fehlenden Gegenarrative erstaunen umso mehr, als sich der Gotthard für alternative Erzählungen eignen würde und der Gotthardbahnbau geradezu als Gründungsmythos der schweizerischen Einwanderungsgesellschaft prädestiniert wäre. Denn zum einen steht die Zeit des Gotthardtunnelbaus für die historische Periode, als sich die Schweiz vom Auswanderungs- zum Einwanderungs-

land wandelte, eine Zäsur der Schweizer Geschichte, deren Folgen für die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes von grösster Tragweite waren. Zum anderen war der Gotthard-Bahntunnel massgeblich von Immigranten gebaut worden, sodass das «schweizerische Jahrhundertwerk», wie Zeitgenossen den Gotthard-Bahntunnel nannten und dabei den Vergleich mit dem einige Jahre zuvor eröffneten Suezkanal zogen, das erste Monument und Mahnmal der schweizerischen Einwanderungsgesellschaft und des endgültigen Ankommens der Immigration in der Schweiz repräsentiert. So könnte der Gotthard nicht nur als Erinnerungsort, gleichsam als alpines *Ellis Island*, genutzt werden, um die zentrale Bedeutung von Immigration für Geschichte und Gedächtnis der Schweiz aufzuzeigen, sondern auch dazu dienen, Gegenarrative zu den nationalen Engführungen, wie sie die aktuellen Wiederbelebungen des Mythos Gotthard wieder dominieren, zu entwerfen.

- | | | | |
|---|---|----|--|
| 1 | Für die wertvollen Recherchearbeiten danke ich vielmals Sarah Baumann und Barbara Schumacher. | 10 | stand gegen Denkmal in Budapest. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. Dezember 2014. |
| 2 | Pierre Nora: Comment écrire l'histoire de France? In: ders. (Hg.): Les lieux de mémoire. Bd. 3, Paris 1992, S. 11–32, hier S. 20. | 11 | David Art: The Politics of the Nazi Past in Germany and Austria. New York 2006. |
| 3 | «Achtung, die Schweiz – von Morgarten zum Human Brain Project», SRF 1, Sternstunde, 14. Juni 2015. | 12 | Aram Mattioli: «Viva Mussolini!». Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconi. Paderborn 2010. |
| 4 | Konrad H. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz? In: ders., Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Frankfurt a. M., New York 2002, S. 9–37, hier S. 12f. | 13 | Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006, S. 116. |
| 5 | Edgar Wolfrum: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung, 1948–1990. Darmstadt 1999, S. 25. | 14 | Damir Skenderovic: Rechtspopulismus in Westeuropa nach 1945: Die Schweiz als Vorläufer und Vorbild. In: Revue transatlantique d'études suisses 4 (2014), S. 43–59. |
| 6 | Horst-Alfred Heinrich, Michael Kohlstruck: Zur theoriegeleiteten Analyse von Geschichtspolitik. In: dies. (Hg.): Geschichtspolitik und sozialwissenschaftliche Theorie. Stuttgart 2008, S. 9–15, hier S. 9. | 15 | Zit. in: Isabel Drews: «Schweizer erwache!». Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978). Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2005, S. 164. |
| 7 | David Art: Memory Politics in Western Europe. In: Uwe Backes, Patrick Moreau (Hg.): The Extreme Right in Europe. Current Trends and Perspectives. Göttingen 2012, S. 359–381, hier S. 360. | 16 | Jakob Tanner: Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges. In: traverse 6/1 (1999), S. 16–38. |
| 8 | Arnd Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945. Paderborn 2012. | 17 | Christoph Blocher, Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg Eine Klarstellung, 1. März 1997, http://www.blocher.ch/uploads/media/970301klarstellung.pdf , 15. Oktober 2015. |
| 9 | Bartek Pytlas: Radical-right narratives in Slovakia and Hungary: historical legacies, mythic overlaying and contemporary politics. In: Patterns of Prejudice 47/2 (2013), S. 162–183; Aleida Assmann: Zwei leere Stühle, die sich gegenüberstehen. Wider- | 18 | Karin Priester: Populismus und Rechtsextremismus im geschichtspolitischen Vergleich. In: Jahrbuch für Politik und Geschichte 2 (2011), S. 57–74, hier S. 67. |
| | | | Guy P. Marchal: La naissance du mythe du St-Gothard ou la longue découverte de l'«homo alpinus helveticus» et de l'«Helvetia mater fluviorum» (XV ^e s. – 1940). In: Jean-François Bergier, Sandro Guzzi (Hg.), La découverte des Alpes, Itinera Fasc. 12. Basel 1992, S. 35–53. |

19 Neue Zürcher Zeitung, 1. Juni 1932; Journal de Genève, 2. Juni 1932. Siehe auch Judith Schueler: *Materialising Identity. The Co-construction of the Gotthard Railway and Swiss National Identity*. Amsterdam 2008.

20 Guy P. Marchal: *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*. Basel 2007, S. 474f.

21 Georg Thüerer: *Der St. Gotthard als Wegweiser (1943)*. In: ders. *Gemeinschaft im Staatsleben der Schweiz. Grundrisse, Betrachtungen, Mahnworte aus sieben Jahrzehnten*. Bern, Stuttgart, Wien 1998, S. 90–96, hier S. 90, 95.

22 Denis de Rougemont: *Was ist der Gotthardbund? Zürich 1940*, S. 6; *Gotthard-Brief 48/49*, 26. Januar 1943, S. 3. Zum Gotthardbund siehe Christian Werner: *Für Wirtschaft und Vaterland. Erneuerungsbewegungen und bürgerliche Interessengruppen in der Deutschschweiz 1928–1947*. Zürich 2000, S. 260–284.

23 *Gotthard-Brief 166*, Januar 1950, S. 3.

24 Georg Thüerer, *Unsere Alpenpässe und ihre Behauptung*. Zum 70. Geburtstag von General Guisan (1944). In: ders. *Gemeinschaft im Staatsleben der Schweiz*, S. 97–111, hier S. 97.

25 *Amtliches Bulletin der Bundesversammlung. Ständerat, Frühjahrssession 1965*, S. 41–60, hier S. 46, 54.

26 BAArch, J1.97, Nr. 2638, Manuskript des Interviews von Hans Hürlimann am 28.8. 1980 mit der Schweizerischen Depeschagentur aus Anlass der Eröffnung des Gotthardtunnels am 5.9.1980, S. 5.

27 *Amtliches Bulletin der Bundesversammlung. Nationalrat, Maissession, 1984*, S. 575.

28 *Schweizer Demokrat* 9, September 1992, S. 1.

29 Tanner, *Krise*, S. 29.

30 *Die Weltwoche*, 13. Juni 1973, S. 7.

31 Simone Chiquet: *Der Anfang einer Auseinandersetzung: Zu den Fakten, Zusammenhängen und Interpretationen in der Debatte um die «Übung Diamant» 1989*. In: *Studien und Quellen* 24 (1998), S. 193–228.

32 Siehe z. B. *Schweizerzeit*, 29. Januar 1988; 9. Juni 1989; 20. Oktober 1989; 22. Juni 1990.

33 Damir Skenderovic: *Die Neue Rechte in der Schweiz: Der lange Weg einer Gegenbewegung*. In: ders., Christina Späti (Hg.), *1968 – Revolution und Gegenrevolution. Neue Linke und Neue Rechte in Frankreich, BRD und der Schweiz*. Itinera Fasc. 27. Basel 2008, S. 93–110.

34 Siehe z. B. *Schweizerische Selbstbehauptung während des Zweiten Weltkriegs*. «Schweizerzeit»-Schriftenreihe Nr. 29, Flaach 1998.

35 Philipp Sarasin, Regina Wecker: *Einleitung*. In: dies. (Hg.), *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. Zürich 1998, S. 7–11, hier S. 7.

36 *Neue Zürcher Zeitung*, 16. Mai 2011.

37 Medienmitteilung «Bundesrat Ueli Maurer eröffnet Vier-Quellen-Weg», 5. August 2012, <http://www.vier-quellen-weg.ch/>

aktuell/artikel/detail/bundesrat-ueli-maurer-eroeffnet-vier-quellen-weg-12, 15. Oktober 2015.

38 Elias Canetti: *Masse und Macht*. Frankfurt a. M. 1991, S. 192.

39 Christoph Merki: *Und wieder lodern die Höhenfeuer. Die schweizerische Bundesfeier als Hoch-Zeit der nationalen Ideologie*. 1. August-Artikel in der *Parteipresse* 1891–1935. Zürich 1995.

40 Thomas Zaugg: *Blochers Schweiz. Gesinnungen, Ideen, Mythen*. Zürich 2014.

41 Christoph Blocher, 1. August-Rede 2011 auf dem St. Gotthard-Pass, <http://www.blocher.ch/artikel/single/article/1-august-rede-2011-auf-dem-st-gotthard-pass>, 15. Oktober 2015.

42 Blocher, 1. August-Rede 2011.

43 Oliver Zimmer: *In Search of Natural Identity: Alpine Landscape and the Reconstruction of the Swiss Nation*. In: *Comparative Studies in Society and History* 40/4 (1998), S. 637–665; Peter H. Hansen: *The Summits of Modern Man. Mountaineering After the Enlightenment*. Cambridge/MA 2013.

44 *Priester, Populismus und Rechtsextremismus*, S. 71.

45 Frank Becker: *Begriff und Bedeutung des politischen Mythos*. In: Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.), *Was heisst Kulturgeschichte des Politischen?* Berlin 2005, S. 129–148, hier S. 138.

46 Volker Reinhardt: *Schweizer Mythen. Der Stoff, aus dem Mythen sind – oder auch nicht*. Zürich 2014, S. 124.

47 Becker, *Begriff und Bedeutung des politischen Mythos*, S. 133.

48 Alfred A. Häsler: *Gotthard. Als die Technik Weltgeschichte schrieb*. Frauenfeld, Stuttgart 1982, S. 264.

49 Tobias Kästli: *Der Streik der Tunnelarbeiter am Gotthard 1875. Quellen und Kommentar*. Basel 1977, S. 6.

50 Siehe Alexandra Binnenkade: *Sprengstoff. Der Streik der italienischen Gotthardtunnelarbeiter – Alltag und Konflikte im Eisenbahnerdorf Göschenen 1875*. Lizentiatsarbeit Universität Basel 1996; Konrad Kuoni, «Allein ganz darf man die Humanitätsfrage nicht aus dem Auge verlieren.» *Der Bau des Gotthard-Eisenbahntunnels in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Hinsicht*. Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1996; Elisabeth Joris, Katrin Rieder, Béatrice Ziegler (Hg.): *Tiefenbohrungen. Frauen und Männer auf den grossen Tunnelbaustellen der Schweiz 1870–2005*. Zürich 2006.

51 Siehe z. B. Georg Kreis: *Schweizer Erinnerungsorte. Aus dem Speicher der Swissness*. Zürich 2010.

52 Damir Skenderovic: *Vom Gegenstand zum Akteur: Perspektivenwechsel in der Migrationsgeschichte der Schweiz*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 65/1 (2015), S. 1–14.

Berg unter, oder wie der Gotthard auf die Malediven kam

Ein Prozess

Walter Leimgruber

«Ich habe die Schnauze voll. Und jetzt will man noch einen weiteren Strassentunnel durch mich hindurch bohren, es reicht.» Der ganze Saal zittert ob der Wucht der tiefen, grollenden Stimme des Gotthards. «Beruhigen Sie sich, Herr Gotthard», sagt die Chefrichterin sanft, «sonst muss ich Sie wegen Missachtung des Gerichts des Saals verweisen. Angesichts der Tatsache, dass es schon sehr teuer war, Sie hierher zu bringen, wäre es mir lieber, wir könnten auf eine weitere Verschiebeaktion verzichten. Denn das würde unser ohnehin arg strapaziertes Budget endgültig sprengen.» «Sprengen?», poltert der Gotthard los, «Sie haben keine Ahnung, was sprengen ist. In mir drin wird dauernd gesprengt, seit mehr als 150 Jahren, zuerst die Eisenbahnlinie, dann das Militär, dann die Strassenröhre, bis vor kurzem die NEAT. Können Sie sich vorstellen, wie es sich anfühlt, wenn einem die Eingeweide rausgerissen werden?»

«Schon gut», sagt die Richterin, «aber hören Sie auf zu poltern, die ganze Insel bebt sonst. Wir wollen nicht untergehen.» «Untergehen tun die Malediven sowieso, denen fehlt ein Berg wie ich», erwidert der Gotthard. «Die Inseln haben ja auch Klage eingereicht, ich bemitleide sie, denn ihnen geht es noch viel übler als mir, sie werden ganz einfach verschwinden.» «Und immerhin ist es das erste Mal, dass ich reisen konnte», brummelt er weiter, «ich habe das sehr genossen. Sonst sitze ich nur da und muss für alles Mögliche herhalten, jetzt darf ich vom Selbstbestimmungsrecht der Natur, wie es in der Charta der UNOMONDO festgehalten ist, Gebrauch machen. Und die Leute hier lieben mich, kraxeln auf mir herum, streicheln mich.»

Hans-Ullrich Fogt, der Vertreter der Nebenkläger, unterbricht ihn: «Machen Sie sich nicht lächerlich, Gotthard, es ist ein Unding, dass Sie als zentraler Schweizer Berg und Mythos vor einem internationalen Gericht gegen die Schweiz klagen, vor allem einem so abstrusen wie dem

Globalen Gerichtshof für die Rechte der Natur. Die UNO hat ja nichts Gescheiteres zu tun, als dauernd neue überflüssige Unterorganisationen zu gründen wie diese Naturorganisation UNOMONDO, die gleich auch dieses seltsame Gericht geschaffen hat. Und es ist eine ungeheure Verschleuderung von Steuergeldern, dass sich dieses Gericht auf den Malediven angesiedelt hat, als Zeichen der Gefahr, die durch die angebliche Klimaerwärmung und den Anstieg des Meeresspiegels droht. Dass ich nicht lache, Zeichen der Gefahr.» «Niemand zwingt Sie, hier zu klagen und aufzutreten», erwidert die Richterin.

Fogt: «Wir klagen schweren Herzens vor fremden Richtern, weil es nicht geht, dass eine internationale Organisation wie die UNESCO über einheimisches Gestein und einheimisches Kulturerbe bestimmen darf. Die UNESCO hat den Berg auf die Liste des immateriellen Kulturerbes gesetzt, auf Antrag des Bundesrats, der sich wie immer mehr um das Ausland als um das Volk kümmert. Es geht das Ausland aber gar nichts an, wen wir zu unserem Mythos machen und wen nicht.» «Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem Gerede von Schweizer Mythos», faucht der Gotthard Fogt an. «Ich möchte meine Ruhe, egal ob sie national oder international bedroht ist. Auf Ihre Nebenklage kann ich getrost verzichten.»

Und der Gotthard sinniert weiter: «Und wer hat sich je um meine tiefsten Empfindungen gekümmert, wen hat es je gekümmert, ob ich all diese Erzählungen, Mythen und Fantasien, die in meinem Namen dargeboten werden, lächerlich und beleidigend finde? Immer wieder werde ich benutzt für alle möglichen Ideologien, Eidgenossenschaftler, Gotthardbündler, Alpen-Initianten, Réduit-Nostalgiker, Festungsfanatiker, Freizeit-Militärler, Ersatz-Tells, Autobahnlobbyisten, Hobby-Isebahner, Umweltfreaks, Techniktüftler: Alle berufen sich auf mich.» Damit beendet der Berg sein Plädoyer, mit dem der Prozess an diesem Morgen eröffnet worden ist. Er ist Kläger gegen die Eidgenossenschaft und die UNESCO. Er wehrt sich dagegen, dass er als zentraler schweizerischer Mythos und Erinnerungsort auf die Liste des immateriellen Kulturerbes gesetzt worden ist. «Das eben dürften nur die Schweizer», betont Fogt seinerseits in seinem Eröffnungsplädoyer, «nicht eine internationale Organisation». «Die Verhandlung wird für die Mittagspause unterbrochen», verkündet die Chefrichterin, «wir fahren um 14 Uhr weiter mit der Anhörung der Zeugen.»

Der Gotthard neigt sich zu seinen Anwälten herunter: «Wie seht Ihr die Chancen, Leute?» Er wird vertreten von Peter Hobel, einem bekann-

ten Wirtschaftsanwalt, und von Verena Heller, Jusprofessorin an der Universität Zürich und Expertin für internationale Rechtsfragen. «Eigentlich ganz gut», nicken sie, noch immer etwas bleich und benommen vom gar heftigen Ausbruch ihres Mandanten, der beinahe einen Tsunami ausgelöst hätte. In dem mehrstündigen Eröffnungsplädoyer hatte der Gotthard am Vormittag begründet, warum er es absurd findet, auf die Liste des immateriellen Kulturerbes zu kommen. «Was gibt es denn Materielles als mich?», fragt er und präsentiert stolz seine Granitblöcke, seine Bergseen und seine steilen Wiesen. «Nur weil ich angeblich ein Mythos bin, soll ich auf einer Liste verankert werden, die voll ist von Nichts, von nicht existierenden Dingen. Und wenn schon, dann will ich auf die Liste des Welterbes für Natur, da gehöre ich eher hin, da sind die materiellen Dinge drauf», polterte er. «Aber am liebsten möchte ich auf keine dieser Listen.»

Am Nachmittag wird die Sitzung fortgesetzt: «Wir rufen den ersten Zeugen der Verteidigung auf, den Historiker Georges Quadrat, Spezialist für Schweizer Geschichte und insbesondere Erinnerungsorte.» «Hohes Gericht, sehr verehrtes Publikum», hebt er in seinem Baseldeutsch gefärbten Englisch an, «lassen Sie mich die Fakten zum Gotthard kurz zusammenfassen: Egal, ob wir alle die Geschichten zur Entstehung der Alten Eidgenossenschaft, die sich hier in der Region abgespielt haben, glauben und sie für historisch gesichert halten, egal, ob wir das Réduit für eine sinnvolle Strategie halten, egal, ob wir die mit dem Berg verbundene Sonderfall- und Einigelungsmentalität für einen Gewinn halten, egal, ob wir Zug- oder Autofans sind und die technischen Meisterwerke des Bahn- und des Autobahnbaus würdigen, der Gotthard ist zu einem zentralen Erinnerungsort des Landes geworden. Seine Mythen-Geschichte umfasst so viele Punkte, dass wir gar nicht umhin können, in ihm unseren wichtigsten Mythos zu sehen. Und auch wenn viele Punkte wirklich mythisch sind, so sind nur schon die realen Ereignisse grundlegend. Der Bau der verschiedenen Brücken in der Schöllenen im Lauf der Zeit hat eine wesentliche Transitachse durch unser Land begründet, die für die weitere wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung von zentraler Bedeutung war, nicht nur für die Schweiz, auch für Europa insgesamt. In diesem Sinn ist der Berg nicht nur ein schweizerischer, sondern geradezu ein europäischer Mythos und Erinnerungsort.»

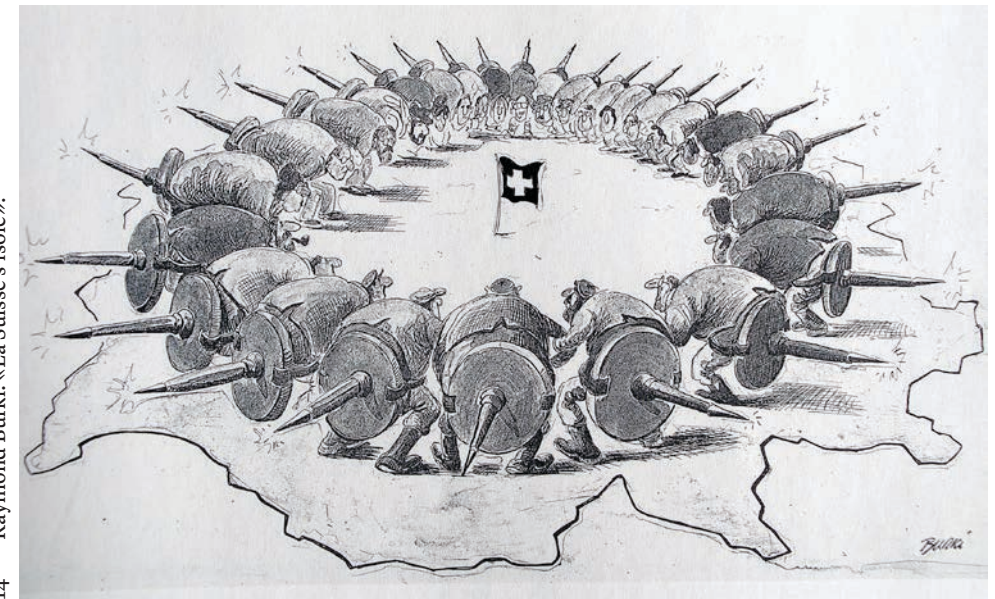
«Ja, ha, natürlich Herr Quadrat, es muss schon Europa sein, das Nationale reicht Ihnen natürlich nicht», unterbricht ihn Fogt. «Sie müs-

sen unsere Kultur wieder einmal an alle verschleudern. Ihresgleichen macht sich mit lächerlichen Karikaturen, von denen ich ein Beispiel zu den Akten gebe, lustig über die Schweizer.» (Abb. 14)

Fogt weiter: «Aber der Gotthard ist das Symbol der Schweiz. Hier entspringen die Flüsse, die in alle Richtungen Europas fließen. Die Schweiz ist das Herz Europas, die Wiege, die Quelle. Und deshalb sollte Europa aus uns entstehen, indem es schweizerische Werte und Kultur übernimmt, und nicht indem es uns drangsaliert mit seinen undemokratischen Vorschriften und Abkommen. Der Gotthard steht nicht nur als Symbol für die tapferen Eidgenossen und Soldaten, sondern unserer gesamten Kulturpolitik», fährt Fogt fort, «wie wir das der Botschaft des Bundesrats, über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938 entnehmen können: «Es kommt nicht von ungefähr, dass die ersten eidgenössischen Bünde sich um den Gotthardpass lagerten.»»¹

«Das ist uns bekannt, Herr Fogt, aber Sie sollten auch die Fortsetzung vorlesen, denn da wird es europäisch», entgegnet Quadrat: «Es ist doch etwas Grossartiges, etwas Monumentales, das um den Gotthard, den Berg der Scheidung und den Pass der Verbindung, eine gewaltig grosse Idee ihre Menschwerdung, ihre Staatwerdung feiern durfte, eine europäische, eine universelle Idee: die Idee einer geistigen Gemeinschaft der Völker und der abendländischen Kulturen! Diese Idee, die Sinn und Sendung unseres eidgenössischen Staatsgedankens zum Ausdruck bringt, bedeutet im Grunde genommen nichts anderes als den Sieg des Gedanklichen über das Materielle, den Sieg des Geistes über das Fleisch auf dem harten Boden des Staatlichen.»

«Wunderbar tönt das», höhnt der Gotthard, «mir kommen die Tränen. «Menschwerdung», «Staatwerdung», «Gemeinschaft der Völker», «Sieg des Gedanklichen über das Materielle», daher wohl diese Nominierung für die Liste des Immateriellen. Und das alles auf meinem Buckel. In Wirklichkeit geht es euch doch nur um eins, um Kohle. Ihr habt mich und meine Kollegen immer nur für den Profit genutzt, schon vor den technischen Grossprojekten. Seit der Erfindung des «Schweizer Alpenlandes» im Zeitalter eurer Aufklärung habt Ihr uns Berge in eine Sehnsuchtslandschaft verwandelt, bewohnt von den ach so frommen, edlen, jodelnden und schwingenden Sennen und Bauern, um damit Touristen anzulocken. Es ist ja auch so, und das stellt einen weiteren Punkt meiner Klage dar, dass ich dauernd lächerlich gemacht werde, indem man mich als Frau



14 Raymond Burki: «La Suisse s'isole».



Anonym: Gotthard-Bahn, Laghi di Como, Maggiore & Lugano. Mailand 1902.

darstellt oder mit Frauen beschwört. Ich gebe als Beispiele die Werbung für die Gotthardbahnen, die mich als eine Art stählerne Gebärmutter Europas darstellt, die Karikatur mit dem EG-Bullen, der mich bespringt, und die Karikatur, die mich doch tatsächlich als Jungfrau mit Schloss darstellt, zu den Akten.» (Abb. 15–17)

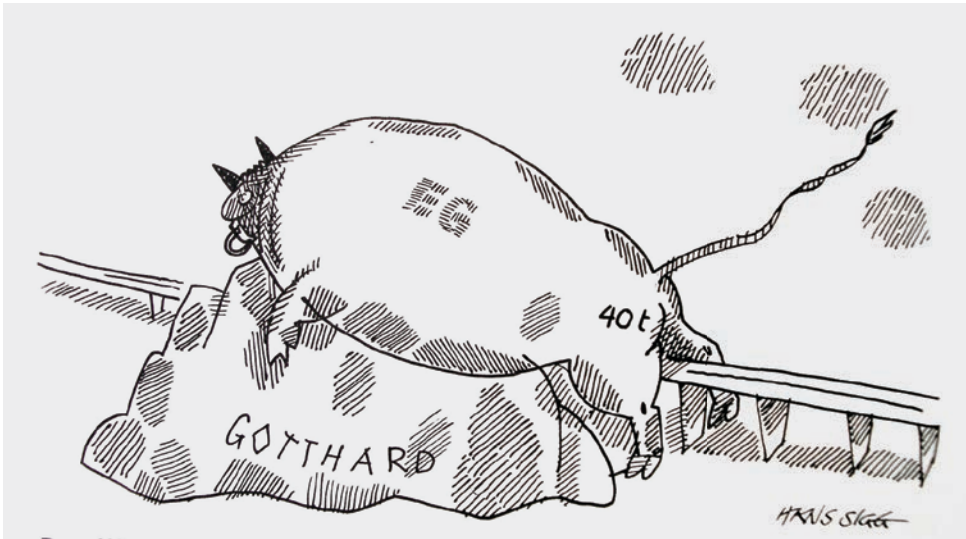
«Wir haben Ihren Standpunkt heute Morgen gehört, Herr Gotthard, vielen Dank», schneidet ihm die Vorsitzende das Wort ab. Im Saal werden nun einige Transparente hochgehalten. Aktivisten der Alpeninitiative und Umweltschützer skandieren «Lasst den Gotthard in Ruh, lasst den Gotthard in Ruh.» Ein urchig-bärtiger Umweltaktivist ruft auf Urner-Englisch: «Der Gotthard darf auf keinen Fall auf diese Liste gesetzt werden, das zieht noch mehr Menschen an und führt zu noch mehr Umweltverschmutzung. Und auch neue Röhren sind unzulässig.»

«Ja, ja, Ihr Umweltschützer», wendet sich der Gotthard an die laute Gruppe. «Angeblich macht ihr euch für mich stark. Aber wenn es um Eisenbahntunnel geht, seid Ihr genau wie die anderen. Ich brauche keinen Schutz und keine riesigen Transparente auf meinen Aussichtsfelsen, die mir übergezogen werden wie selbstgestrickte Pulswärmerli. Und die Wanderfreaks sind auch nicht einfach zu ertragen; jetzt kommen auch noch Nacktwanderer, die sich, nass vom Wanderschweiss, auf mich legen, um die Natur zu spüren. Aber *ich* will deren Natur gar nicht spüren.» Ein leises Beben, das seinen Widerwillen zum Ausdruck bringt, begleitet den Berg bei diesen Worten.

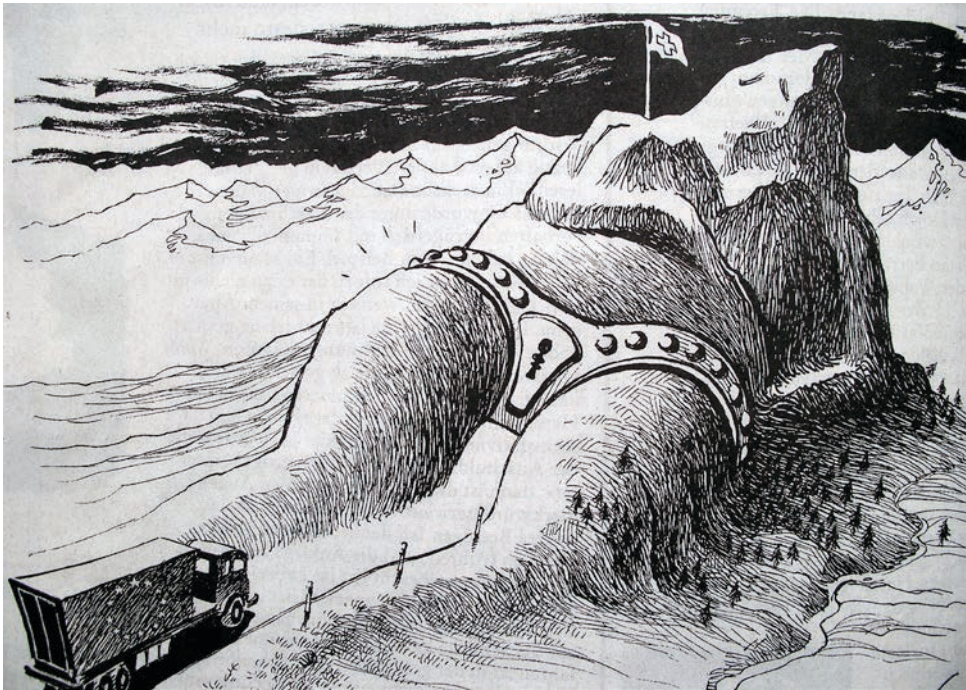
«Alle die Heerscharen von Velofahrern, Bikern, Automobilisten und Carausflüglern, die sich jeden Tag die Strasse hochwälzen, die sind angeblich auch auf der Suche nach Natur und Erholung. Und lassen Berge von Müll zurück, die mich ohne weiteres überragen. Ich bin kein Berg mehr, sondern ein Ameisenhaufen, sie kraxeln auf mir herum, steigen in mich, klauen meine Schätze. Und neuerdings kommen auch noch diese Flugspinner, die mich mit ihren Gleitschirmen umkreisen wie ein Schwarm lästiger Mücken und fast so schnell vorbeisausen wie Flugzeuge.»

Die Vorsitzende unterbricht die Klage des Berges: «Als nächsten Zeugen bitte ich Frau Libelle Chasselas, Direktorin des Bundesamts für Kultur, in den Zeugenstand. Frau Chasselas, erklären Sie uns bitte, wie es dazu gekommen ist, dass die Schweizerische Eidgenossenschaft den Gotthard auf die Liste des immateriellen Kulturerbes gesetzt hat.»

«Ehrenwertes Gericht, chers amis, die Schweiz ist ein kulturell vielfältiges Land. Und es gilt, diese Vielfalt zu erhalten und zu fördern.



16 Hans Sigg: «Bulle».



17 Patrick Chappatte: «Limitation des poids-lourds européens à travers les Alpes».

Die Liste des immateriellen Kulturerbes ist eine ausgezeichnete Möglichkeit, der ganzen Welt kundzutun, über welchen Reichtum wir verfügen. Es geht beim immateriellen Kulturerbe um *«Bräuche, Darstellungen, Ausdrucksformen, Wissen und Fertigkeiten – sowie die dazu gehörigen Instrumente, Objekte, Artefakte und kulturellen Räume [...], die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Einzelpersonen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen»*, zitiert sie die UNESCO-Konvention zum immateriellen Kulturerbe.² «Genau das findet sich hier am Gotthard: eine reichhaltige, lebendige Kulturlandschaft. Um die Begebenheiten am Gotthard ranken sich seit dem Bau des Stiebenden Stegs unzählige Erzählungen, Sagen und Erinnerungen, davon zeugen auch Lieder, Bücher, Bilder und Filme, die wiederum Teil des kulturellen Erbes des Landes geworden sind.»

Der Gotthard beginnt leise zu singen: *«Übre Gotthard, übre Gotthard flüged Bräme, ja flüged Bräme, di cheibe Bräme, wänn si übrem Gotthard sind, dänn sind si däne, di cheibe Bräme, ho duli ho. So gahts de ganzi Tag, bis tüf in Summer, so isch das immer gsi, und so blibts immer, immer, übre Gotthard übre Gotthard flüged Bräme, ja flüged Bräme, di cheibe Bräme, wänn si übrem Gotthard sind, dänn sind si däne, di cheibe Bräme, ho duli ho.»*³ Wirklich, das muss unbedingt auf die Liste des Weltkulturerbes. Das ist nicht zu übertreffen an Weisheit und Poesie», spottet er. «Natürlich sind nicht alle Beispiele gleich gut gelungen», fährt Frau Chasselas etwas indigniert fort. «Aber es geht um das Gesamte, um alles, was mit Ihnen verbunden ist.»

«*Ich bin vom Gotthard der letzte Postillion*», schmettert der Gotthard nun. «*Ein reicher Fabrikant und Compagnon, / Schon drei Mal abgebrennt und gut entflohn / Mit einem Sack voll Geld, es war das Defizit, / Reist in des Südens Welt, ich nahm ihn mit, / Mit einem Sack voll Geld, es war das Defizit, / Reist in des Südens Welt, ich nahm ihn mit, / Schuft, dacht ich immerhin, / Doch rief ich vor mich hin: / Hüpp, hüpp, mein Liesel, nur sacht im Schritt, im Schritt, / Hüpp, hüpp, mein Liesel nur sacht im Schritt! / Hüpp, hüpp, mein Liesel, nur sacht im Schritt, im Schritt, / Hüpp, hüpp, mein Liesel nur sacht im Schritt, hüpp, hüpp!*»⁴ Da erkennt man wenigstens die Mentalität der Schweizer. Sie schauen weg, wenn die Leute das Geld anderer klauen, und helfen ihnen dabei, zu fliehen. Das müsste auch auf die Liste des immateriellen Kulturerbes: wie die Schweizer den Gaunern helfen, ihre materiellen Werte in Sicherheit zu bringen, und dabei fröhlich singen. Machen Sie doch eine Liste der Kulturkatastrophen!», wendet sich der Gotthard an Frau Chasselas, «das wäre viel lustiger als dieses seltsame immaterielle Kulturerbe.»

Chasselas: «Es geht ja nicht nur um den Namen und um diese zugegebenermassen nicht immer ganz geglückten Versuche kultureller Produktion. Es geht um die Identitätsbildung, die damit verbunden ist.» «Hören Sie mir ja auf mit Identität, davon habe ich den letzten 700 Jahren genug gekriegt, samt Geschlechtsumwandlungen», unterbricht sie der Berg. «In Wirklichkeit geht es Ihnen doch auch hier nur um Macht und Geld. Sie legen fest, was Kulturerbe ist, und legen dafür die Vergangenheit so zurecht, wie sie für die Gegenwart benötigt wird. *Invention of Tradition* heisst dieser Prozess, fragen Sie mal die Historiker und Kulturwissenschaftler im Saal. Mit der Definition, was Kulturerbe ist, wird bestimmt, wer dazugehört und wer nicht dazugehört.»

«Ganz richtig», fällt ihm Fogt ins Wort, «die Schweizer gehören dazu, wenn es um das schweizerische Kulturerbe geht, alle anderen gehören nicht dazu. Es geht um unseren Geist.» «Der Geist, der hier weht, ist ein Geist der Wertgenerierung», ruft nun der Urner Umweltschützer wieder in den Saal. «Das Label Kulturerbe macht einen Ort zu einem Produkt, das die Wirtschaft und den Tourismus ankurbelt. Darum geht es, schauen Sie sich doch diese Stätten auf der Welt mal an. Noch mehr Touristen, noch mehr Gestank, noch mehr Abfall, das wird die Folge sein. Und mehr Geld – aber für euch, nicht für den Berg und nicht für die Anwohner.» «Ruhe, sonst lasse ich den Saal räumen», ruft die Vorsitzende.

«Und warum haben Sie den Berg nicht auf die Liste des Weltkultur- und Weltnaturerbes gesetzt, wie ihm das lieber wäre als diese Liste des immateriellen Kulturerbes, Frau Chasselas? Dort sind doch tatsächlich die handfesten Dinge», fragt einer der Richter, der bisher vor sich hingedöst hat, aber von der lauten Stimme der Vorsitzenden geweckt worden ist. Chasselas: «Sehen Sie, die Geschichte des Kulturerbes ist relativ kompliziert. Als sich die UNESCO 1972 darauf geeinigt hat, eine Liste des Welterbes anzulegen, dachte man nur angebaute Objekte oder an herausragende Naturschönheiten. Erst mit der Zeit und vor allem auf Druck der Staaten im Süden, die weniger gebaute Kulturgüter vorzuweisen haben als wir in Europa, hat man akzeptiert, dass es auch andere Formen des Kulturerbes gibt, eben die vielfältigen Überlieferungen der Menschheit, wie ich sie schon erwähnt habe. Da es aber die erste Liste schon gab, hat man halt eine zweite gemacht, die des immateriellen Kulturerbes. Wir konnten den Gotthard nicht auf die Liste des materiellen Weltkultur- und Naturerbes setzen, weil die Schweiz da schon sehr gut bedient ist. Mehr Einträge hätten wir von der UNESCO kaum bekommen. Um nur einige

der weniger bekannten zu nennen: Die Tektonikarena Sardona trägt zum Verständnis der Gebirgsbildung bei. Und der Monte San Giorgio im Tessin gilt als die bedeutendste Fundstätte für Fossilien aus der Mitteltrias.»

«Den Monte San Giorgio habt ihr auf die Liste gesetzt und mich nicht? Ist denn das zu fassen, ganze 1097 Meter hoch ist dieser Zwergberg», faucht der Gotthard sie an. «Und ausser ein paar drögen Versteinerungen hat er nichts, aber auch gar nichts zu bieten.» «Denken Sie auch an die prähistorischen Pfahlbauten rund um die Alpen», fährt Chasselas etwas beleidigt fort. «Ähm, die Pfahlbauten sind natürlich sehr wichtig für die Eidgenossenschaft», unterbricht sie nun Fogt. «Mein Kollege José Goeppel hat in einem sehr lesenswerten Artikel in der *Wochenwelt* dargelegt, dass sich schon damals entschieden habe, wer zu den Siegern und wer zu den Verlierern gehöre. Ich zitiere: «Nur wer als Pfahlbauer mit dem Strom schwimmen konnte, hat überlebt und so den Urtypus des Eidgenossen gebildet.»» Gotthard: «Die haben sich doch damals fröhlich mit den Neandertalern gepaart, soweit ich mich erinnere.» «Vielen Dank für Ihre Ausführungen, Frau Chasselas», verabschiedet die Vorsitzende die Zeugin.

Ein gepflegter, sportlich gekleideter, grau melierter Herr betritt hastig den Raum: «Entschuldigen Sie, Hohes Gericht, ich habe gerade mit meiner Yacht angelegt und konnte mich nicht mehr umziehen. Wir hatten etwas Verspätung, weil wir auf hoher See einem Schiff ausweichen mussten, bei dem nicht klar war, ob es sich um Piraten oder Flüchtlinge handelt.» «Schon gut, Herr Wasiri, wir wissen ja, dass Sie als Investor global unterwegs sind. Ich hoffe nur, dass Sie Ihren CO₂-Ausstoss kompensieren. Sie bauen am Gotthard ein riesiges Resort samt Ski- und weiteren Sportanlagen. Der Berg spricht Ihnen das Recht dazu ab.»

Wasiri: «Aber erlauben Sie, ich habe das alles legal erworben, wo kämen wir hin, wenn Berge selbst über sich bestimmen könnten und Grundstücke nicht handelbar wären? Von was würde ein Unternehmer wie ich denn leben? Der Gotthard wird doch nur profitieren von meinem Resort, er wird noch berühmter werden. Aber es ist wichtig, dass er auf die Liste des Weltnatur- und Kulturerbes gesetzt wird. Denn meine Klientel kauft nur, wenn das Label erstklassig ist. Also bitte nicht auf diese Liste des immateriellen Kulturerbes, mein Gott, wer schaut denn so etwas an. Investitionen sind schliesslich ganz materiell, es geht um das Wohl der Menschen in der Region, und natürlich um das der Investoren. Und ganz nebenbei: Wir haben auch in der Preisklasse der Richter und höheren

Beamten überaus attraktive Angebote, zum Beispiel Gotthard-Residences. Diese können auch vermietet werden, sodass Sie Ihre Pension etwas aufbessern können...»

«Herr Wasiri, wir dulden hier keine Werbung», schneidet ihm die Vorsitzende das Wort ab. «Der letzte Abschnitt wird aus dem Protokoll gestrichen.» «Das ist noch gar nichts, was der Wasiri da anbietet. Da gibt es viel verrücktere Projekte», fällt ihr der Gotthard ins Wort. «Da gibt es jetzt ein Hotel im Berg, völlig in mir drin und vollkommen ohne Tageslicht. Der Tourismus setzt doch grundsätzlich auf Aussicht, den Blick in die Weite, das Militär hingegen auf die Dominanz der Festungen im Innern. Wenn sich nun der Tourismus plötzlich nach innen wendet, ist das doch seltsam, oder? Und was geschieht mit der Armee, welche die Festung verlassen muss? Seit sie aus dem Berg raus ist, sinkt ihr Ansehen, sinkt ihr Budget, sinken ihre Bestände, sinkt die Zustimmung. Sie ist nur noch ein Häuflein Elend. Und nun will der Tourismus in den Berg rein. Verwechseln da die guten Schweizer nicht etwas, müsste das nicht andersrum funktionieren?»

Vorsitzende: «Sie sind ja ein richtiger Bergphilosoph! Hat das noch niemand bemerkt und Sie auch noch zum Orakel gemacht?», witzelt die Vorsitzende. «Als letzten Zeugen rufe ich Dr. Ricardo Di Gottardi, Dipartimento del territorio, Direttore Divisione dello sviluppo territoriale e della mobilità, in den Zeugenstand.»⁵ «Wie heisst der?» schreit der Gotthard. Das ist jetzt nicht wahr. Jetzt klauen schon Privatpersonen meinen Namen, Ein Di Gottardi sitzt im Gotthard-Komitee? Ist das die Fortsetzung des Gotthardbundes?»

Di Gottardi: «Nein, gewiss nicht, der Gotthardbund kämpfte für die Unabhängigkeit der Schweiz in schwieriger Zeit, wir widmen uns ganz pragmatischen und praktischen Fragen der Infrastruktur. Das Gotthard-Komitee ist eine Interessengemeinschaft von Kantonen und Wirtschaft im Einzugsgebiet der Gotthard-Achse. Ihm gehören 13 Kantone sowie mehrere Städte, Verkehrsvereine und Handelskammern an. Wir setzen uns ein für die Schaffung eines leistungsfähigen, umweltgerechten, homogenen und multifunktionalen Verkehrs-Systems auf der Nord-Süd-Achse. Mit den Basistunneln am Gotthard und Ceneri wird dieses Ziel noch nicht erreicht. Es braucht dazu den leistungsfähigen Ausbau der Zufahrtsstrecken im Norden und im Süden durch die Beseitigung der bestehenden Engpässe und die Realisierung der neuen Verbindungen nach Zürich und durch den Jura.»

«Hat das denn gar nie ein Ende? Was alles wollt ihr noch dem Verkehr opfern, selbst ich biete bald keinen Platz mehr für weitere Verkehrsinfrastrukturen. Wo wollt ihr eigentlich leben?», stöhnt der Gotthard. Di Gottardi: «Sehen Sie, die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Güter- wie Personenverkehr haben sich in den letzten Jahren vervielfacht; ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen.» Gotthard: «Mir wird schlecht. Am Schluss geht es mir wie den Malediven. Die versinken, ich werde ganz abgetragen, weil ich ein Verkehrshindernis bin. Dann könnt ihr mich wirklich auf die Liste eures immateriellen Kulturerbes setzen, dann bin ich wirklich nur noch ein Mythos. Dann habt ihr endlich freie Sicht aufs Mittelmeer.» Vorsitzende: «Das Gericht zieht sich nun zur Beratung zurück.»

Während der Pause jassen der Gotthard, Fogt, Chasselas und Wasiri; Hobel, Heller, Quadrat und Di Gottardi betrachten das Immobilienangebot der Gotthard-Residences. Nach zwei Stunden Beratung betritt das Gericht den Saal. Alle erheben sich.

«Das Gericht ist zu folgendem Urteil gelangt», verkündet die Vorsitzende. «Es gibt drei UNESCO-Listen, in die eine kulturelle Ausdrucksform, also immaterielles Kulturerbe, aufgenommen werden kann: Die sogenannte repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit, auf welche der Gotthard nach Vorschlag der Schweizerischen Eidgenossenschaft gesetzt werden soll, die Liste des dringend erhaltungsbedürftigen immateriellen Kulturerbes und das Register guter Praxisbeispiele. Der Gotthard wird hiermit auf die Liste des dringend erhaltungsbedürftigen immateriellen Kulturerbes gesetzt.⁶ Denn wie die verschiedenen Ausführungen gezeigt haben, besteht keine Einigkeit, für was genau der Gotthard steht. Ist es nun die Eidgenossenschaft oder die gemeinsame europäische Idee, ist es nun der Abwehrgedanke oder die völker- und kulturverbindende Transitfunktion, sind es nun die Schönheit und Erhabenheit der Natur oder die technischen Wunderleistungen? Für alles, wirklich alles muss der Berg als Projektionsfläche dienen, heute auch noch für die Trennung von Arbeits- und Ferienwelt, Nord und Süd, öffentlichem und privaten Verkehr, für den Stau als Inbegriff des modernen Tourismus, für die politische Entfremdung und die Konflikte zwischen dem Tessin und dem Rest der Schweiz, für die Entfremdung der Schweiz von Europa. Alles wird auf diesen Berg geladen, eine Last, die niemand, nicht einmal ein solcher Brocken, tragen kann. Unter dieser Last droht er zu zerbrechen, sodass wir ihn auf die Liste des dringend

erhaltungsbedürftigen Kulturerbes setzen, damit Massnahmen zu seiner Erhaltung eingeleitet werden können.»

«Das ist unerhört», tobt Fogt, «das ist eine Missachtung des Volkswillens, wir werden eine globale Initiative lancieren!» Wasiri rauft sich die Haare, weil er seine Investitionen in Sand beziehungsweise Granit gesetzt sieht, Quadrat macht ein Selfie mit sich und dem Gericht, Chaselas spricht am Handy energisch auf jemanden ein. «Ruhe im Saal», ruft die Vorsitzende und schlägt mit ihrem Hammer auf den Tisch. «Gleichzeitig wird der Gotthard auch auf die rote Liste des gefährdeten Welterbes gesetzt, welche die bedrohten materiellen Dinge umfasst.⁷ Denn wie ebenfalls sichtbar wird, wird dem Berg seit dem Bau des ersten Übergangs auch materiell so viel zugemutet, dass es nicht mehr bewältigbar ist. Und offenbar ist kein Ende abzusehen. Das aber kann nur heissen, dass der Berg irgendwann kein Berg mehr ist, sondern eine künstliche Infrastruktur. Dies gilt es im Namen des Schutzes der Natur zu verhindern.»

Nun ist der Tumult im Saal riesig, doch er wird übertönt von einem Aufschrei des Berges: «Mir kommt die Galle hoch.» Aus seinem Gipfelsee fliegen glühende Steine, die im umliegenden Ozean zischend ins Wasser tauchen, seine Flüsse versiegen. «Ich will einfach nur ich selbst sein, könnt Ihr das denn nicht endlich akzeptieren? Ich will auf keine Listen, auch auf diese nicht. Ich bitte um politisches Asyl auf den Malediven.» Er hält die Luft an, und langsam, ganz langsam, lässt er sich in den Indischen Ozean gleiten, bis er schliesslich so weit verschwunden ist, dass nur noch eine hügelige Insel mit einem See in der Mitte sichtbar bleibt, einem Atoll gleich, aus dem immer noch Rauch aufsteigt.

Es wird so ruhig im Saal, als befände man sich im Bauch eines riesigen Berges, der jedes Geräusch schluckt. Die Einheimischen aber beginnen zu jubeln: «Wir sind gerettet, wir sind gerettet! Der Gotthard hat uns vor dem Untergang gerettet! Es lebe unser heiliger Berg!»

1 Bundesblatt 1938/II, S. 998f.
2 <http://www.unesco.de/infothek/dokumente/uebereinkommen/ike-konvention.html?&L=0U> (21.10.2015).
3 <http://www.arturbeul.ch/pdf/liebertexte/Gotthard.pdf> (21.10.2015).
4 http://www.gemischtchorattiswil.ch/Konzert_Theater/Ich_bin_vom_Gotthard/Gotthard3.pdf (21.10.2015).

5 <http://www.gotthard-komitee.ch/icc.asp?oid=8798> (21.10.2015).
6 <http://www.unesco.org/culture/ich/en/lists>; <http://unesdoc.unesco.org/images/0018/001883/188329e.pdf> (21.10.2015).
7 <http://whc.unesco.org/en/danger/> (21.10.2015).

Matteo Terzaghi

Fragmente aus *Gotthard Super Express*

[...]

4.

Bald dürfen wir den neuen Gotthard-Basistunnel einweihen. Eine beinahe 20-jährige Baustelle, begonnen nach Jahrzehnten der Planung und Abklärung, Jahrzehnten technischer und politischer Diskussionen. Damals muss es eine Vision gegeben haben. Eine bestimmte Vorstellung von Europa und der Zukunft, die inzwischen um einiges trüber geworden ist.

Am Bahnhof von Bellinzona zeigt eine Digitaluhr an, wie viele Tage, Stunden und Sekunden es bis zur Inbetriebnahme der neuen Infrastruktur noch dauert. Ein Spielzeug. Man schaut sie an und begreift nicht. Was sollen wir eigentlich erwarten?

Heute nehmen wir den Tunnel als Resultat eines allgemeinen Prozesses der Beschleunigung des Waren- und Personenverkehrs wahr. Eines Prozesses, der genauso unabhängig ist vom menschlichen Willen wie die Kontinentalverschiebung. Ich weiss nicht, was die Politiker in ihren «Eröffnungssermonen» sagen werden. Vielleicht: «Sieh mal an, ein 57 Kilometer langer Tunnel!», und insgeheim werden sie sich fragen, ob man nicht besser in die Glasfasertechnologie investiert hätte. Oder sie nutzen die Gelegenheit und inszenieren einen kolossalen Werbespot über die Schweizer Präzision, die Schweizer Technologie, die Schweizer Zuverlässigkeit und Effizienz. Seht her, was wir können! Ein neuer Tunnel für das Guinness-Buch der Rekorde!

Im Mai 2015 sind die Vertreter der Alpeninitiative, eines Vereins, der sich für die Verlagerung des Warenverkehrs von der Strasse auf die Schiene einsetzt, anscheinend die Einzigen, die wenigstens noch die Erinnerung an eine Vision bewahrt haben. Die Aufgabe der Flachbahn wäre: die Rettung der Berge vor den Lastwagen voller Obst und Gemüse, Öl und Erdöl, Computer und Handys, Kleidungsstücke, Ikea-Möbel, Eternitplatten mit oder ohne Asbest, fabrikneuer Autos, Salamis und Würste, Goldbarren, Medikamente, Schlacken und Abfälle aller Art... Die Liste würde lang, man müsste sie sich von Zollbeamten geben lassen, und um sie auszudrucken, bräuchte man stapelweise Papier.

Aber sicher werden auch wir uns darüber freuen, dass wir so schnell nach Zürich fahren können und von dort weiter nach Paris oder Berlin,

immer im Zug und ohne die Strapazen an den Flughäfen. Dasselbe gilt aus nördlicher Richtung – Lago Maggiore, Mailand, Rom: auch Geschäftsreisen natürlich, aber vor allem vorgezogene Frühjahre und aufgeschobene Winter. Wer weiss, ob wir die Vision, an die wir uns gegenwärtig nicht mehr erinnern, dann nicht wieder in aller Deutlichkeit vor uns sehen werden, vielleicht eine leuchtende Vision, die diesem Bauwerk eine dem ganzen Aufwand angemessene kulturelle und politische Bedeutung verleihen wird.

[...]

6.
Den Eröffnungssermon müsste man O. zugestehen. O. weiss alles über AlpTransit, sie ist sein Steckenpferd, und wenn du ihm Gehör schenkst, rasselt er alle Zahlen aus den Infobroschüren herunter, die man den Einwohnern der Anrainergemeinden seit Jahren verteilt.

Wie schnell werden die Güterzüge durch die neuen Ceneri- und Gotthardtunnel fahren? Und die Passagierzüge? Fragt O., er weiss es. Um wie viele Kilometer und wie viele Stunden wird die Strecke Chiasso–Basel kürzer? Fragt O., er weiss es. Die Anzahl der Sicherheitsstollen zwischen den beiden Hauptröhren? Fragt O., er weiss es. Das Gesamtgewicht des Ausbruchmaterials, desjenigen, das für die Niederlande bestimmt ist? O. weiss es und er schüttet es liebend gern über euch aus, wenn ihr ihm im Foyer des Heims, in dem er lebt, begegnet und unvorsichtig genug seid, ihn anzusprechen.

Jetzt, da ich es geschrieben vor mir sehe, merke ich, dass das O, die Abkürzung seines Namens, nichts anderes ist als die Tunnelmündung.

7.
Ich bin vor weniger als zehn Jahren nach Bellinzona gezogen. Ich wurde hier geboren, hatte aber nie hier gelebt. Einmal fand ich auf dem Flohmarkt eine Werbebroschüre aus alten Zeiten mit dem Slogan: «Bellinzona, die ideale Stadt für Kurzaufenthalte», und ich erinnere mich, dass ich ein bisschen beleidigt war. Erst kürzlich hergezogen, hatte ich vor, ein paar Jahre zu bleiben. Dann gelangte ich zur Überzeugung, dass man den Slogan im existenziellen Sinn auffassen musste, als Anspielung auf die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, und das beruhigte mich: Ich war am richtigen Ort.

Manchmal werde ich gefragt, wie es ist, in Bellinzona zu leben, also faktisch «in einem Kaff wie Bellinzona». Mir ist klar, dass manche Damen und Herren von Welt nie auf den Gedanken kämen, an einem so beengten Ort zu wohnen, wo der Blick gegen die Hänge der Berge prallt, die im Winter zumal fast schwarz werden, sodass einen nur tief vorbeiziehende Nebel und Wolken von ihrer düsteren Präsenz erlösen können.

255
Bisweilen antworte ich, dass der Ort absolut ideal wäre, wenn es eine Station der Pariser, Londoner oder Berliner U-Bahn gäbe. Mit Mailand oder Zürich sind wir fast so weit, und was andere Städte im Norden betrifft, wird die neue Bahn auf jeden Fall eine Annäherung bedeuten. Und damit meine ich auch und vor allem eine Annäherung in der Wahrnehmung, denn ein Tunnel, wenn er so lang und gerade ist wie diejenigen von AlpTransit, ist einem Fernrohr ähnlich: Das, was sich auf der anderen Seite befindet, rückt optisch näher. Und wenn wir es mit einem doppelröhrigen Tunnel zu tun haben, dann verfügen wir über ein gigantisches Fernglas.

Na, und was siehst du?

Ich sehe die Möwen der Ostsee, ich sehe den Hafen von Amsterdam und die Schornsteine des Ruhrgebiets, ich sehe den Fernsehturm von Berlin mit den Touristen, die im Drehrestaurant frühstücken, ich sehe die Rheinfälle, und, noch näher, die Löwen im Zoo von Zürich.

Und was noch?

Ich sehe Peter, der winkt.

8.
Unter ingenieurtechnischem, aber auch illusionistischem Gesichtspunkt ist der Streckenabschnitt zwischen Giornico und Rodi-Fiesco der faszinierendste der gesamten alten Linie, mit seinen berühmten Kehrtunneln, die Biaschina und Piottino heissen und in Wirklichkeit doppelt sind, beide Male zwei Tunnel, die spiralförmig je rund 50 Meter überwinden und dabei einen vollständigen Kreis beschreiben, vier Kehrtunnel also, ganz so, als drehe man sich mit verbundenen Augen um sich selbst, man verliert die Orientierung, die Spirale kreist und kreist und transportiert die Passagiere übergangslos von einer Bewusstseinssebene in eine andere, Evolution und Regression. Ich weiss nicht einmal, was das Bewusstsein damit zu tun hat, geschweige denn die Evolution und die Regression, aber da mir die Begriffe nun mal aus der Feder geflossen sind, lasse ich sie stehen, vielleicht hängt das Ganze mit meiner Art zusammen, mit den Gedanken um die Dinge zu kreisen, und mit dieser anderen Form von Gedanken, dem Schreiben.

[...]

12.
Während Jahrhunderten bildeten die berühmten Burgen von Bellinzona zusammen mit den Stadtmauern, die das Tal abschlossen, eine imposante Befestigungsanlage. Auf der einen Seite waren etwa Langobarden, auf der anderen Franken, oder auf der einen Mailänder mit den Visconti oder Sforza und auf der anderen Schweizer aus den sogenannten Urkantonen. Eine solche Befestigung ist eine Art Zeitmaschine. In seinem Essay «Die imaginäre Festung» schreibt der italienische Autor Daniele Del Giudice: «Die wahre Waffe der Befestigungsanlage war also die Verspätung,

die Erzeugung von Langsamkeit, das Ausdehnen von Zeit bis zu ihrer Unschädlichmachung.» 256

Schauen wir uns also Bellinzonas Tourismus-Slogans an. Die Zeiten der «idealen Stadt für Kurzaufenthalte» sind vorbei, wohingegen sich der Zusatz «Patrimonio Unesco dell’Umanità» in der Burgenstadt bisher noch zu halten vermag, trotz der inflationären Menge an Wörtern mit dem Anfangsbuchstaben U. Mit dem AlpTransit-Countdown scheint sich «Bellinzona – das Tor zum Tessin» oder sogar «zum Süden» durchzusetzen. Für Bahnreisende Richtung Norden künftig nicht mehr brauchbar ist hingegen die Idee eines Bellinzona als Tor zu den Alpen, eher wird man von Tor zum Tunnel reden müssen: eine Kleinstadt mit Blick auf einen derart langen Tunnel, dass dieser sie stets einzusaugen droht. Ein Tunnel ist und bleibt – künstliche Beleuchtung hin oder her – ein schwarzes Loch.

Interessanterweise ist auch die neue Bahninfrastruktur, gleich wie die Burgen, eine Art Zeitmaschine. Während die Burgen jedoch Langsamkeit erzeugen, erzeugt der Tunnel genau das Gegenteil! Man muss sich die beiden Bauwerke einmal gleichzeitig in Betrieb vorstellen: Bellinzona würde zu einem Knotenpunkt der Langsamkeit in einem Hochgeschwindigkeitskorridor. Das soll nicht bedeuten, dass wir uns hier in Bellinzona auf der einen oder anderen Seite der Stadtmauern in Stellung bringen sollen. Nein, es soll weder aufgeteilt noch abgewehrt, vielmehr soll aufgehoben und empfangen werden, um die Aggregation und Integration von Vielfalt zu fördern, was die Amerikaner *melting pot* nennen und unter anderem zu viel guter Musik geführt hat.

In diesem Sinne böte sich ein neuer Slogan an, nicht absurder als seine Vorgänger: «Bellinzona, die Musik der Zukunft».

13.

In Erwartung des *melting pot* möchte ich folgende Episode erzählen. Im Zug Richtung Mailand bittet eine Afrikanerin einen etwa 70-jährigen Deutschschweizer, ihr den Platz freizugeben, und zeigt ihm die Reservation. Der Mann weigert sich aufzustehen, zieht ihr die Fahrkarte aus der Hand und reisst sie in Stücke. Ihm gegenüber sitzt seine Frau, nickend, wie um zu sagen: Ja, Fritz hat Recht, wir sind schliesslich hier zu Hause und denken nicht im Traum daran, uns von diesen Sitzen wegzubewegen, die wir mit unseren Schweizer Hintern angewärmt haben. Ganz wie im Wahlslogan der Lega dei Ticinesi: «Herr im eigenen Haus sein». (Ja, ich weiss, ich nehme Slogans gern ein bisschen zu wichtig, man hat es mir schon gesagt.) Die Afrikanerin protestiert, man sieht, dass sie empört ist: *bastardi, bastardi*, aber auch: *Ich bin eine Mutter*, ein Ausdruck, der, so verwendet, zur Verteidigung ihrer Würde, andere Kulturen evoziert. Ich erinnere mich, damals gedacht zu haben, dass die Frau von Fritz, wenn sie Mutter gewesen war, was ja vermutlich der Fall war, in diesem Moment wirklich überhaupt nichts Mütterliches mehr an sich hatte, verkrampt wie

257 sie war in ihrer dummen Boshaftigkeit. Ist sie einmal Mutter gewesen, hat sie es vergessen. Hätte sie einmal Mutter sein können – jetzt nicht mehr. Dann kommt der Zugbegleiter und versucht auf Schweizerdeutsch die aufgebracht Gemüter zu beruhigen.

Die Afrikanerin: «Sprechen Sie bitte Italienisch!»

Der Zugbegleiter auf Italienisch: «Wir sind in der Schweiz!»

Die Afrikanerin: «Eben!»

Aus dem Italienischen übersetzt von Barbara Sauser

Der vorliegende Text erschien als Erstveröffentlichung auf Deutsch in «Literarischer Monat» Nr. 21, Juli/August 2015.

Klaus Schädelin, Yoko Tawada, Hermann Burger

258

Literarische Gegenkonstruktionen am Gotthard

Boris Previšić

Kultur ist der Streit der Zeichen um ihre Geltung.¹

Adolf Muschg

Die Literatur nach 1945 hat einige Fantasie aufzubringen, um den spätestens in der Geistigen Landesverteidigung festgezurrten Gotthard-Mythos zu enttarnen, der seine politische Wirkmächtigkeit in den Kalten Krieg weitgehend intakt hinüberretten konnte. Andrei Texten soll gezeigt werden, wie verschieden die Imaginationstechniken funktionieren und dennoch immer das eigene Schreiben mitbedenken: Es geht um die Bricolage-Technik bei Klaus Schädelin, Yoko Tawadas inszeniert fremden Blick in den Tunnelschlund, Hermann Burgers vielschichtige Stollenfantasien und deren Vertonung in Michel Roths Oper.

Doppelte Pointen: Klaus Schädelin

Wer erinnert sich nicht gerne an die vergnüglichen Lektüren von Klaus Schädelins *Mein Name ist Eugen*, insbesondere an das Kapitel «Die sogenannte Innerschweiz», das noch auf der Alpensüdseite nach dem Kugellager-Hühner-Desaster damit beginnt, wie die vier Lausbuben Eugen, Wrigley, Eduard und Bäschтели im Stationsvorstandsbüro Alarm schlagen, weil sie ernsthaft zum Schluss kommen, der Gotthardtunnel sei eingestürzt? Schliesslich sieht man nicht mehr durch den schnurgeraden Tunnel bis Göschenen, da könne nur das Allerschlimmste geschehen sein. Das Kinderbuch avancierte noch vor Weihnachten 1955 zum Bestseller. Schädelins einstiger Lehrer, kein Geringerer als der Basler Theologieprofessor Karl Barth, verfasste die erste Fanpost: Er habe das Buch in einem Zug durchgelesen und immer wieder Tränen gelacht. Unter dem Titel «An der Grenze von Kitsch und Schund» warnte hingegen die Lehrerzei-

259

tung am 10. August 1956 vor dem verderblichen Einfluss auf die Jugend.² Trotzdem gehört *Mein Name ist Eugen* heute direkt nach Johanna Spyris *Heidi* zum meistverkauften Kinderbuch der Schweiz.

Erstaunlich an Klaus Schädelins Bestseller ist die Kombination des verhandelten Gegenstands und des literarischen Verfahrens: Zum einen wird der Schweizer Nationalmythos regelrecht vorgeführt, welcher in der Verquickung der Schweizer Urgeschichte mit dem technischen Fortschritt am Gotthard am besten zur Geltung kommt und an dem noch zehn Jahre zuvor nicht gerüttelt werden durfte. Zum anderen führt das literarische Verfahren nicht nur historiografische Erzähltypen, welche einen solchen Schweizer Mythos ausformen konnten, ad absurdum, sondern reflektiert auch, wie Geschichten erzählt werden. Die Vermischung von Zeitschichten macht die Erzählung ungemein breit anschlussfähig. So bereits in der ersten Geschichte, welche wie fast immer Wrigley zum Besten gibt, indem er sich auf ein Buch «mit dem schönen Titel <1000 Jahre Gotthard>» bezieht. Die Teufelssage wird mit dem Tunnelbau vermischt, wobei es zu einer Verwechslung zwischen Tunnelerbauer und Tunnel kommt: «[Z]um Beispiel sei einmal der halbe Tunnel eingestürzt und habe den Faber erschlagen, und als er endlich fertig war...» (S. 122)³ Auch die Möglichkeit erleichterter Kulturvermittlung durch den Gotthard wird als erhöhtes Konfliktpotenzial geortet, wenn die Fluchwörter, welche jeweils der anderen Seiten gelten, nur durch den Tunnel geflüstert werden müssen: «Kuhschweizer», «Tschinggalamora». Selbst «Hanibal [sic]» hätte sich «viel Mühe und Elefanten sparen können» (S. 123).⁴

Die scheinbar sinnlose Anhäufung unzusammenhängender Elemente, welche sich einzig über die bereits im ominösen Buch «1000 Jahre Gotthard» (mit seinem imperialen Epochenanspruch) erfolgte Erzählung legitimiert, veranschaulicht, wie Bricolage im Sinn von Guy P. Marchals *Schweizer Gebrauchsgeschichte* funktioniert.⁵ Erzählungen haben sich in der Mythostheorie nur paradigmatisch um einen natürlichen Kern herum zu gruppieren.⁶ Der Geschichten(nach)erzähler Wrigley ist «auf diesem Gotthard in seinem Element» (S. 129) – worauf er aber nicht einen Gründungsmythos erzählt, sondern abschweift. Wrigley «nahm seine Mütze vom Kopf, blickte gegen den Himmel auf und sagte uns, wir sollten uns bewusst sein, dass wir hier auf historischem Boden stehen: Hier an dieser Stelle habe vor Jahren [1947] der [Ferdinand] Kübler den Bergpreis gewonnen, und dann habe er während der ganzen Abfahrt kein einziges Mal gebremst» – was die vier Schlingel natürlich gleich nachah-

men müssen. Die abschweifende Erzähltechnik bietet Anlass, der Vertikale des Gotthards möglichst schnell zu entkommen.

Die Absurdität paradigmatisch-mythischer Sinngebung der Bricolage wird ein weiteres Mal in der «Sache mit den Bernhardinerhunden» enttarnt, als sich die vier von einem solchen Hund aufspüren lassen wollen, bis dem Bäschтели in den Sinn kommt, «[d]as hier sei ja der Gotthard und nicht der Bernhardin [Grosser St. Bernhard]» (S.127), und sie ihr Vorhaben wieder abblasen. Offenbar taugt der Gotthard nicht für jeden Mythos. Er ist nicht prototypisch für alle Pässe und universell einsetzbar. Die Paradigmatik kann lediglich auf die lautliche Ebene der Silbenabfolge der einzelnen Wörter projiziert werden. Die vertikale Sinngebung des Mythos wird in der Aneinanderreihung der Erzählung zersetzt: «Wir waren nun in der sogenannten Innerschweiz, und der Wrigley, welcher sehr viele Bücher kennt, erzählte uns viel von diesen Urkantonen, von Uri und der Uhrenindustrie, vom Stauffacher, Dufour und Melchtal, und dann sahen wir noch von weitem den Schillerstein, den dieser Dichter zu Ehren des Wilhelm Tell gestiftet hatte.» (S.131f.) Zunächst wird eine lautliche Logik über die Assonanz der (Vor-)Silbe «Ur-» etabliert, womit sich die aus verschiedenen Erinnerungshorizonten stammenden Begriffe in die (wieder aus Büchern exzipierte) Rede Wrigleys einreihen. Die Geschichte der Alten Eidgenossenschaft brechen zunächst fremde Elemente («Uhrenindustrie», «Dufour») auf, welche aber gleichwohl substantielle Schweizer Geschichte – und dies jenseits paradigmatischer Mythologeme – schreiben: eine Industrie- und Politikgeschichte des 19. Jahrhunderts, in deren Kontext die Umdeutung des Schillersteins wiederum Sinn macht. Schiller stiftet die Vorlage für die Erzählung der Schweizer Nation, wie sie ab 1880 als mythisches Narrativ etabliert wird.

Das literarische Verfahren Klaus Schädelins ist dasjenige der doppelten Pointe. Es entstellt nicht einfach die mythische Struktur der *Narration of Nation*, sondern erzählt etwas Neues, welches das Verhältnis zwischen Mythos und Mythos-Inszenierung, die ebenso mit historischen Daten versehen werden kann und somit belegbar ist, offenlegt. Im selben Modus reflektiert er die Struktur der «deutschen Dichtung», in der in impliziter Anspielung an Goethes *Dichtung und Wahrheit* «[a]lles erstunken und erlogen» sei – bis Wrigley die Geschichte über seinen Grossvater, der einen Riesenleopard erlegt haben soll, wovon nur eine armselige ausgestopfte Hauskatze Zeugnis ablegt, zum Besten gibt. Die Erklärung lautet: «Als mein Grossvater dieses Raubtier erlegte, war es darum sehr

weit entfernt! Wie faul diese Geschichte war, erkannte ich eine Woche später, als sie mir von anderer Seite nicht als Tatsache, sondern als Witz erzählt wurde.» (S.125)

Das scheinbar unschuldige kindliche Erzählen des Und-dann-und-dann, das ständige Abgleiten ins Unerwartete und die Reflexion der eigenen Pointenproduktion zeigen zum einen die literarische Qualität, zum anderen die Hartnäckigkeit und Beständigkeit des Gotthard-Mythos, an dem sich die Literatur abarbeitet – welche wiederum ihre Umdeutung zunächst «nur» dort vornehmen kann, wo die Pointe auch funktioniert: im entsprechenden Kulturkreis, in dem verstanden wird, welche Zeichen umgedeutet werden. Die dialektalen Einfärbungen der Wörter und ihre Ordnung sind lediglich Symptome der kulturellen Limitierung.

Ein Schweizer Aufsatz aus fremder Feder: Yoko Tawada

Genau 40 Jahre nach Klaus Schädelins Kinderbuch erscheint eine Ausgabe des NZZ Folio unter dem Titel *Der Gotthard* mit Beiträgen unter anderem von Pietro Bellasi, Herbert Cerutti, Jean Odermatt und Urs Widmer. Die Redaktion der Zeitungsbeilage platziert aber in der Mitte einen literarischen Essay, der auf den ersten Blick nicht in die Männergesellschaft zu passen scheint: «Im Bauch des Bergs» von der japanisch-deutschsprachigen Schriftstellerin Yoko Tawada, welche 1995 noch nicht den Adelbert-von-Chamisso-Preis erhalten hat. Sie war aber schon damals ein Geheimtipp literarischer Akrobatik zwischen Sprachen und Kulturen – was sie ein wenig später in ihrer Zürcher Dissertation bei Sigrid Weigel, in ihrer «ethnologischen Poetologie» zu *Spielzeug und Sprachmagie in der europäischen Literatur*, in einem grösseren Kontext bearbeitet und reflektiert.

Nimmt sich Yoko Tawada des Themas Gotthard an, ist ihr fremdkultureller Blick (analog zu Klaus Schädelins Kinderperspektive und Kinderstil) hochgradig inszeniert, obwohl eine Ich-Erzählerin, welche durchaus die Autorin sein könnte, von ihrer Fahrt an und durch den Gotthard berichtet. Warum funktioniert die fremde Literatur, welche den engen Schweizer Kulturkreis sprengt, an und mit diesem mythologisierten Berg trotzdem? Warum kann die Erzählung der Fremden dem männlichen Nationalsymbol par excellence dennoch ihre Pointen abgewinnen? Die vorläufige Antwort mag vielleicht banal klingen: Die Zwischenposition der Erzählerin erzeugt einen literarischen Spielraum, der

Kulturen und *Texte* sowohl aus der Ferne als auch aus der Nähe in den Blick zu bringen vermag. Die literarische Potenz gewinnt die Erzählerin aus zwei scheinbar diametral entgegengesetzten Warten einerseits des kulturellen Vergleichs, andererseits der Beobachtung des nächstliegenden Details. In der Kombination der beiden Analyseverfahren bringt sie das Wesentliche auf den Punkt.

Vor der Reise durch den Gotthard malt sich die Erzählerin aus, wie der Mann mit einem solchen Namen wohl aussieht. Das Unbekannte, welches Voraussetzung jeder Entdeckungsreise ist, hat männlich zu sein: «Jeder Mensch hat einmal in einem Mutterleib gegessen, aber keiner kennt den Innenraum des väterlichen Körpers.» (S. 26)⁷ Die Genderbestimmung scheint dennoch nicht so einfach zu funktionieren, wenn sich in der zweiten Hälfte der Kurzerzählung aufgrund der Lektüre von Felix Moeschlins annalistischen Monumentalwerk *Wir durchbohren den Gotthard* (wahrscheinlich in der «nur» 714 Seiten zählenden, einbändigen Zweitausgabe von 1957), «den Gotthard als männlichen Körper vorzustellen», als Fehler entpuppt: «Der Tunnel sollte ein Loch am Busen der Mutter Helvetia sein.» (S. 28) Die in den Augen der Erzählerin schmerzhaft Durchbohrung, welche Moeschlin noch ganz aus der Warte eines mystifizierenden «Zeitgeist-Wir» beschreibt, gilt der Nation. Und hier setzt auch der Kulturvergleich ein, der die Gender durchmischt, den Mythos androgyn werden lässt: «Man glaubt gerne, dass ein Berg die männliche Mutter einer Nation sei. Ich dachte an den Berg Fuji. Mit dem Bild dieses Berges versuchte eine andere Nation einen natürlichen Ursprung vorzutauschen.» (S. 26)

Die Konstruiertheit bezieht sich auf den Mythos wie auf dessen topografische Lage. So liege der Gotthard «genau in der Mitte» der Mitteleuropa-Karte, die sie sich für die Reise neben Moeschlin kauft, wobei sie in Klammern anfügt: «Man kann alles, was man will, genau in die Mitte einer Karte setzen, so wie auf jeder japanischen Weltkarte Japan in der Mitte steht.» (S. 26) Den Zusammenhang zwischen der Schweiz und Japan zurt die Erzählerin schliesslich im Vergleich zwischen den beiden Nationalwappen fest: So zeige das Schweizerkreuz eine Strassenkreuzung, auf der die Richtungen in die umliegenden Länder angegeben seien. Ihre mental map eines «flüssig zu werden» drohenden Europas «festigt sich schnell wieder», wenn sie das Wappen sieht (S. 26). Ein solches Bild entspricht auch der mythischen Festlegung des Gotthards. Doch die Körpermetapher, welche gleich zu Beginn der Erzählung gebraucht wird, kommt

im kulturellen Vergleich erst richtig zum Zug. Das Rot des Nationalwappens verwandelt sich – der christlichen Tradition gemäss und gegen die mythische Verfestigung – in Blut: «Das Kreuz trank das Blut aus [kann die Abendmahl-Symbolik noch überboten werden?] und wurde zu einer Kugel, während der Hintergrund verblasste.» Die Gemeinsamkeit beider Flaggen bestehe darin, dass sie eine Insel bildeten, «die sich von ihrer Umgebung isolierte und sich selbst heimlich in die Mitte setzte» (S. 28).

So entlarvend der Vergleich in seiner Überblendung von Nationalsymbolen auch sein mag: Es ist dennoch zu fragen, wie sich der Text denn literarisch legitimiert. Wie schon Klaus Schädelin im Erzählten auf in Büchern bereits Erzähltes zurückgreift, zeigt auch Yoko Tawada, dass das Beschriebene ihr eigenes Schreiben ist. Dabei kommt es zu einer bemerkenswerten topografischen Teilung der poetischen Funktion: Während sich in den Orten der Alpensüdseite wie Airolo, Lavorgo, Giornico, Bodio, aber auch Como und Locarno die beiden «runden Tunneleingänge» fortschreiben und so auf der Schriftlichkeit literarischen Medialität insistieren, prägt die Alpennordseite die literarische Qualität der Sprachlautlichkeit, die Onomatopoetik rollender Steine: «Ich rief «Göschchen» und hörte Steine in dem Wort. Harte Steine lebten in «G», Kieselsteine rutschten den Hang hinunter bei «ösche», und weiche Steine wurden feucht und lehmig in «neu».» (S. 28) Und die Schneeberge erweisen sich als Stapel unbeschriebenen weissen Papiers. Die eigene Textlandschaft setzt sich in der beschriebenen Landschaft fort – und umgekehrt: So ist Landschaft Schriftbild, Lautgeräusch und Schriftträger zugleich.

Die Interpretation der Zeichen sind bei Tawada nicht (mehr) auf den Kulturkreis wie bei Schädelin angewiesen. Vielmehr gestalten sie ihren Raum selbst in der Korrespondenz zwischen Textinnen- und Naturaussenraum, aber auch im intertextuellen Verweis. Dabei bildet Moeschlins Buch zwar den einzigen explizit genannten Hinweis. Doch wie fast jeder Gotthardtext wäre auch dieser ohne Goethe (und in der Nachfolge Carl Spitteler) nicht denkbar – was gleich zu Beginn ein Hamburger Bekannter als Freude auf «das italienische Licht» formuliert. Doch genau diesem simplen Drang, nach Süden vorzustossen, widersteht die Ich-Erzählerin (im Übrigen biografisch durchwegs mit Goethes Gotthard-Reisen vergleichbar): «Aber um ehrlich zu sein: Ich habe keine besondere Sehnsucht nach Italien. Ich möchte lieber in den Körper des Gotthards hineingehen und eine Weile dort bleiben.» (S. 26) In Absetzung vom kulturellen Habitus (der Deutschen und Deutschschweizer) und von der lite-

rarischen Vorgabe gewinnt die neue Literatur einen erweiterten Raum. In der Anthropomorphisierung und in der Gender-Bestimmung erweist sich Intertextualität und Interkulturalität als Spielfeld der Re-Interpretation alter und neuer Zeichen. Doch der wichtigste Text, ohne den die Gotthard-Literatur seit den 1980er-Jahren nicht auskommt, bleibt ausgeklammert, obwohl er den eigentlichen Subtext bei Yoko Tawada bildet: Hermann Burgers Roman *Die Künstliche Mutter*.

Inversionen und Doppelungen des Mythos: Hermann Burger

1982 erscheint der Roman von Hermann Burger; im selben Jahr wird der Autotunnel durch den Gotthard eröffnet. Der Hauptprotagonist Wolfram Schöllkopf, soeben gefeuerter Privatdozent an der Eidgenössischen Technischen Universität (ETU, als ETH erkennbar) für Literaturwissenschaft und Glaziologie, reist zur Heilung seines Mutterkomplexes mit dem Amsterdam-Rom-Express an den Gotthard. In Göschenen erblickt er – kaum dem Zug entstiegen – das «Reußtal [als] eine einzige Bauwüste»: «[W]ie nach der Schlacht von Näfels sah es dort aus, und bereits redete man von einer zweiten Röhre und von einem Gotthardbasistunnel für die Bahn [...]» Göschenen ist «kein Ort zum Bleiben, eine Transitsogwirkung sondergleichen» (S. 41).⁸ Die mythische Überhöhung in der Symbiose von Erhabenheit und technischer Überwindung der Alpen, welche mit der Eisenbahntunnelöffnung genau 100 Jahre zuvor das Projekt der materialisierten Identität der Schweiz aktiv vorantreiben konnte, kippt nun endgültig in die Dystopie des reinen Transits. Der Strassentunnel hat die «dämonische, magische, heilige, epische oder, mit einfachen Worten, symbolische Aura des Gotthards aufgelöst», formuliert Pietro Bellasi im NZZ Folio 1995 ein paar Jahre später. Die Autobahn macht die Industrialisierung des Reisens komplett und hinterlässt keine Gedächtnisspuren mehr.⁹ Vor dem Hintergrund einer solchen historischen Zäsur ist es eine doppelte Herausforderung, auf den Gotthard-Mythos nochmals zu reagieren: Zum einen scheint er sich rein materiell verflüchtigt zu haben. Die hindernis- und grenzenlose Bewältigung des topografischen Hindernisses wird im Hinblick auf den Gotthard-Basistunnel und die zweite Strassentunnelröhre für den Erzähler in Hermann Burgers Roman vorstellbar. Zum anderen kann ja gerade der materielle Entzug des Gotthard-Mythos dazu beitragen, dass er als immaterielles Kulturgut, als mythische Idee umso mehr Bestand hat.

Es kann also nicht darum gehen, den Mythos zu untergraben, wie das Privatdozent Schöllkopf in seiner Antrittsvorlesung gleich zu Beginn des Romans feststellt. So zeichne sich «in der neueren Schweizer Literatur, welcher sich in den sechziger Jahren behaglich am Jurasüdfuß eingerichtet habe, eine Tendenz ab [...], die erstarrten Packeisfronten in den Alpen von unten her zu schmelzen». Diese These führt dann aber zur «handstreichartige[n] Rückeroberung von Wolfram Schöllkopfs Lehrauftragsstellung» durch die Lehrstuhlinhaber, die Militärhistoriker (S. 9). «Nein» – mit dieser Negation beginnt der Roman: Der Gotthard-Mythos muss umgeschrieben und invertiert werden. Es ist folgerichtig eine weibliche Person, die Mutter Inäbnit, welche dem Patienten Schöllkopf vor seinem Eintritt in die Stollenklinik erklärt, der Gotthard sei weiblich, denn «in Wirklichkeit» werde «die Mätresse Goda» in der Hospizkapelle verherrlicht (S. 129). Erst auf dieser Folie ist zu verstehen, warum Yoko Tawada nicht nur in ihrem ersten Gotthard-Text, sondern auch in dessen Weiterentwicklung in der japanischen Version, auf der Männlichkeit des Gotthards derart insistiert. So übernimmt sie das Bild des Eindringens in einen Körper sowohl von Moeschlin als auch von Burger. Der Gender-Umkehrung, wie sie in der *Künstlichen Mutter* behauptet wird, folgt sie aber aus dem einfachen Grund nicht, weil der Rückzug in einen männlichen Körper gerade nicht mit Stereotypen funktioniert und umso interessanter ist für ihre literarische Imagination.

Für die eigentliche Kur von den körperlichen und ideologischen Verhärtungen durch den Mutterkomplex reicht es dem Patienten Schöllkopf nicht, lediglich ins Réduit oder in den Eisenbahntunnel abzusteigen. Den Zugang zur richtigen Klinik bildet die Deviation, der «Favresche Fehlberechnungstunnel» (S. 139). Das Vordringen auf völlig unbekanntes Gelände ist bei Burger semiotisch um Nuancen anders als bei Tawada codiert. Die Digression bildet die Voraussetzung für die angebliche Heilung. Der Patient erreicht unter dem Gotthard nicht nur österreichisches Gelände, sondern wird auch in die vornationalen Zeiten Österreich-Ungarns, des habsburgischen Mythos zurückversetzt, denn die Klinik ist «kaiserfranzjosephlich ausgestattet» (S. 165) und die Stollenschwester Beate schenkt ihm Slibowitz ein (S. 197). Selbst am Schluss wird er bei der Villa Lampugnani in Sorengo – «aufgebahrt in der Orangerie» – «die Gloriette im Park von Schönbrunn» erblicken (S. 271).

Ob der Patient Schöllkopf in der Alplanalschen Klinik wirklich Heilung im herkömmlichen Sinn erfährt, mag man ernsthaft bezweifeln.

Im Gegenteil ist davon auszugehen, dass er in einer manischen Phase den Gotthard mit seiner Alfetta Richtung Süden verlässt, um als Armando zu verglühen. Das Prinzip der Doppelung, das sich bereits zu Beginn im narrativen Modus ankündigt, der zwischen Er- und Ich-Erzählung schwankt, mündet am Schluss in die Doppelfigur (der Schizophrenie oder gar der bipolaren Störung?), in «Armando e Armando»: «Nur so viel steht fest: wir sind nun definitiv zu zweit, ein Paar, dem ursprünglichen Sinn nach zwei Dinge von gleicher Beschaffenheit.» (S. 272) Das ganze Figurenarsenal der Oberfläche wird im Stollen gedoppelt: Der Sanitätsgefreite Abgottspon, der Schöllkopf begleitet, wird zu Mephisto; Schwester Helga erscheint wieder als Verführerin Monica; Heidelore, die Göschenen Richtung DDR verlässt, wird durch die Fernsehsprecherin Dagmar Dom ersetzt, die zur Wahlschwester des Protagonisten erkoren wird.

In der gleichnamigen Oper von Michel Roth nach der Vorlage von Hermann Burger (Uraufführung am Lucerne Festival 2016) ist das Instrumentalensemble basslastig besetzt. Damit finden die unterirdischen Stollengeschichten ihre musikalische Entsprechung. Obwohl Michel Roth ausschliesslich Instrumente aus der Volks- und Militärmusik und somit die musikalische «Materialisierung» nationaler Mythisierung verwendet, ertönen nur Bruchstücke aus diesen Genres. Entscheidender ist der Verzicht auf Brillanz und Perkussion, wodurch ein schwerfälliger Sound entsteht, welcher der binären Plotstruktur und der Alplanalpschen Kur-Unterwelt entspricht.¹⁰ Das musikalische Material wird aus der Inversion der natürlichen Obertonreihe, aus einer spektral erweiterten höchst artifiziellen Untertonreihe gewonnen – welche zu «Burgers sprachlicher Kraft, praller Sinnlichkeit, [...] Anmut und Anschaulichkeit seiner Diktion»¹¹ und zu seiner höchst ausgefeilten Stilistik das Pendant findet. So exponiert Musik den Gegenmythos, den Kunstcharakter der Literatur.

Wie Hermann Burger seinen Roman intertextuell mit Anspielungen auf Werke der ganzen deutschen Literaturgeschichte verwebt, nimmt Michel Roth explizit auf den Fundus des Musiktheaters des 20. Jahrhunderts Bezug. So erscheint neben Igor Strawinskys *Histoire du Soldat* (1918) ein sprechender Gletscher wie in Ernst Kreneks Oper *Jonny spielt auf* (unter anderem in Leipzig 1927). Die mythische Kälte wird durch die Anthropomorphisierung der Landschaft negiert. Es schliesst sich ein Kreis, der wahrscheinlich nicht im Horizont Hermann Burgers liegen konnte: Aufgrund seiner glücklichen Schweizer Erfahrungen zwischen 1923 und 1925 projiziert Krenek – aus der Exilperspektive in Amerika,

wohin er nach dem Anschluss Österreichs 1938 zu emigrieren gezwungen war – die «Sache Österreichs», das heisst das friedvolle Zusammenleben in der habsburgischen Vielvölkermonarchie, auf die Schweiz.¹² In der Beschreibung seiner Gotthardreise fühlt er sich nach den «[m]eterhohe[n] Schneemassen» in Göschenen auf der «raschen Fahrt» «das Ticinotal hinunter» ins «Land des ewigen Frühlings [...] wie auf einem Teppich getragen». In Lugano angekommen, wöhnt er sich beim Anblick des «Monte Salvatore, der dem Zuckerhut von Rio de Janeiro so sehr ähnelt», und des Monte Generoso in einer Schweiz, die «dem Paradies auf Erden am nächsten» kommt.¹³

Der Roman *Die Künstliche Mutter* endet – strukturparallel zum Modell in der Kirche von Wassen, zur «subversive[n] Gegengotthardbahn», wogegen «das Bubenspielzeug im Verkehrshaus von Luzern ein Dreck» sei (S. 110) – mit Armando uno und Armando due «im Vergnügungspark Swissminiatur auf der Halbinsel von Melide». Von dort haben sie Ausblick auf die «beiden Zuckerhüte» Monte Brè und Monte San Salvatore. Der Entschluss des Doppelgespanns fällt zugunsten beider Berge aus: «Beide sind mit einem knallroten Funicolare zu erreichen, beide.» Das ist der letzte Satz des Romans und bildet die Klammer zum «Nein» des Beginns. Die Begründung für den weniger attraktiven Berg San Salvatore liegt in seiner Wallfahrtskappelle, denn «auf ihrem Dach stehend, sieht man an klaren Tagen die Madonnina auf dem Turm des Mailänder Doms blinken» (S. 277). Was hätten sich wohl Armando e Armando gedacht, hätten sie noch etwas anderes erblickt: das 21 Tonnen schwere Mini-Gotthardmassiv aus Granit im Schweizer Pavillon der Expo 2015? Ein letzter Versuch von Remythisierung dessen, was sich in literarischen Pointen, Anthropomorphisierungen und Inversionen inzwischen verflüchtigt hat?

1 Adolf Muschg: Von einem der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz. Frankfurt a. M. 2004, S. 18.
2 So in der Erinnerung des Illustrators von *Mein Name ist Eugen* Rudolf Schnyder: <http://www.librikon.de/Webseiten%20das%20Librikon/Illustratoren.htm#Schnyder>.
3 Zit. nach Klaus Schädelin: *Mein Name ist Eugen* (1955). Zürich 2003.
4 Zu Hannibal-Reenactments im Alpenraum vgl. das Kapitel «Am Anfang war Hannibal» in Jon Mathieu: *Die Alpen. Raum – Kultur – Geschichte*. Stuttgart 2015, S. 53–70.
5 Guy P. Marchal: *Schweizer Gebrauchsge-*

und nationale Identität. Basel 2006.
6 Roland Barthes: *Mythologies*. Paris 1957.
7 Zit. nach Yoko Tawada: Im Bauch des Bergs. In: *Der Gotthard*. NZZ Folio 7 (1995), S. 26/28. Eine Weiterentwicklung der Erzählung findet man im japanischen Erzählband *Gottoharuto tetsudō* aus dem Jahr 1996, der zusammen mit den Erzählungen *Inu muko iri* aus dem Jahr 1993 ins Englische übersetzt wird: Yoko Tawada: *The Brideroom Was a Dog*. Translated by Margaret Mitsutani. Tokyo, New York, London 1998. Einen Auszug auf Deutsch findet man bei Yoko Tawada: «Etwas glühte im Dunkeln vor uns» / *Die Gotthardbahn*. S. 277–280. In: Hinein

- in diesen Drachenschlund. Die Gotthardbahn in Literatur und Kunst. Hg. v. Hans Peter Häberli. Mit einem Vorwort von Gerold Zenoni. Zürich 2007.
- 8 Zit. nach Hermann Burger: Die Künstliche Mutter. Roman. Hg. v. Simon Zumsteg. Mit einem Nachwort von Dieter Bachmann. München 2014.
- 9 Pietro Bellasi: Der Gotthard. NZZ Folio 7 (1995), S. 8–11, hier S. 11.
- 10 Michel Roth: Die Künstliche Mutter. Musiktheater nach einem Roman von Hermann Burger. Eine Produktion des Lucerne Festival in Koproduktion mit Gare du Nord Basel 2016. Projektbeschreibung 2015.
- 11 Marcel Reich-Ranicki: Der verlorene Sohn sucht den Frauenkontinent. In: FAZ vom 5. Oktober 1982.
- 12 Vgl. dazu Silvan Moosmüller: «Ein vollendetes Beispiel von Einheit in der Vielfalt». Zum Fortleben des habsburgischen Mythos in Ernst Kreneks Beschreibungen der Schweizer Landschaft. In: Wirklichkeitsgefühl – Ernst Krenek und die Schweiz. Badenweiler 2015, S. 103–106.
- 13 Ernst Krenek: Im Atem der Zeit. Erinnerungen an die Moderne. Aus dem amerikanischen Englisch von Friedrich Saathen. Hamburg 1998, S. 405.

- Camartin, Iso (*1944) wuchs in Disentis auf, war Professor für rätoromanische Kultur und Literatur an der ETH und an der Universität Zürich sowie Fernsehmoderator. Heute ist er weiterhin als Publizist und Schriftsteller tätig. Jüngste Bücher: *Bin ich Europäer? Eine Tauglichkeitsprüfung* (2006), *Die Geschichten des Herrn Casparis* (2008), *Schweiz* (Reihe «Die Deutschen und ihre Nachbarn») (2008), *Im Garten der Freundschaft. Eine Spurensuche* (2011), *Opernliebe* (2014).
- Camenisch, Arno (*1978) stammt aus Tavanasa in Graubünden und lebt heute in Bienne/Biel. Er schreibt auf Sursilvan und Deutsch. 2012 erhielt er den Schweizer Literaturpreis für *Ustrinkata*. Zusammen mit *Sez Ner* (2009) und *Hinter dem Bahnhof* (2010) bildet dieser Prosatext die «Bündner Trilogie». Jüngstes Buch: *Die Kur* (2015).
- Dietrich, Lars (*1964) ist als Dipl.-Ing. für Maschinenbau (FH) auf das Management multidisziplinärer Grossprojekte über alle Projektphasen spezialisiert. 2006 bis 2016 ist er im Konsortium Transtec Gotthard als Leiter Technik im übergeordneten Projektmanagement der Bahntechnischen Ausrüstung des Gotthard-Basistunnels tätig. Zuvor war er unter anderem für die Deutsche Bahn in ähnlicher Aufgabenstellung für die termingerechte Fertigstellung der bahntechnischen Infrastruktur des Berliner Hauptbahnhofs verantwortlich.
- Fries, Thomas (*1944) ist Titularprofessor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft sowie Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Zu seinen Interessensgebieten gehören die Literatur des 18. Jahrhunderts und die Literatur der viersprachigen Schweiz. Letzte Publikation in diesem Kontext: Weltliteratur aus der Schweiz? Jean-Jacques Rousseau, Gottfried Keller, Robert Walser. In: Ursula Amrein, Wolfram Groddeck, Karl Wagner (Hg.): *Tradition als Provokation. Gottfried Keller und Robert Walser* (2012), S. 9–34.
- Gomringer, Nora (*1980) ist schweizerisch-deutsche Lyrikerin und Rezitatorin. Seit 2010 leitet sie als Direktorin das Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg. Unter anderem gewann sie 2015 den Ingeborg-Bachmann-Preis. Jüngste Veröffentlichungen: *Monster Poems* (2013), *achduje* (2015), *Ich bin doch nicht hier, um Sie zu amüsieren* (2015), *Morbus* (2015).
- Hartmann, Elke (*1969) hat sich als Historikerin und Islamwissenschaftlerin auf die moderne Geschichte des Osmanischen Reichs spezialisiert und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Historischen Fakultät der LMU München. Wichtige Publikationen: *Die Reichweite des Staates. Wehrpflicht und moderne Staatlichkeit im Osmanischen Reich 1869–1910* (2016); (mit Gabriele Jancke):

Roupens «Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs» (1921/51) im transepochnalen Dialog-Konzepte und Kategorien der Selbstzeugnis-Forschung zwischen Universalität und Partikularität. In: Claudia Ulbrich u. a. (Hg.): *Selbstzeugnis und Person – Transkulturelle Perspektiven* (2012), S. 31–71.

- Herlth, Jens (*1971) ist Professor für Slavistik an der Universität Fribourg. Seine Forschungsschwerpunkte sind russische Lyrik des 20. Jahrhunderts, Dichtermythen und polnische *intellectual history*. Er hat zur polnischen, russischen, serbischen und ukrainischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts publiziert.
- Hodel, Anna (*1982) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slavischen Seminar der Universität Basel mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu literarischen Entwicklungen der 1920er- und 1930er-Jahre, zur Literaturgeschichtsschreibung sowie zu Zeit- und Raumstrukturen in der Literatur. Ihre Dissertation *Südslawische Romantiken geopoetisch. Imperiale Spuren in der Entdeckung des Nationalen* handelt von pluralen mental maps südslawischer Dichter der Romantik. Anna Hodel ist auch als Übersetzerin zeitgenössischer südslawischer Literatur ins Deutsche tätig.
- Honold, Alexander (*1962) ist Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Basel mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu Forschungs- und Bildungsreisen seit der Goethezeit, Erzählforschung, Semantik der Landschaft und postkolonialen Studien. Auswahl von Monografien: *Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines afrikanischen Berges* (2011); *Einsatz der Dichtung. Literatur im Zeichen des Ersten Weltkriegs* (2015).
- Lanfranconi, Katharina (*1948) ist Lyrikerin und visuelle Gestalterin. Vier Gedichtbände erschienen zwischen 2002 und 2008 im Luzerner Verlag ars pro toto, 2011 der Erzählband *Julie und wir. Liebesgeschichten* im Verlag Bucher-Hohenems. Die jüngste Gedichtsammlung *komm auf den balkon* erschien 2015 im Wolfbach-Verlag. Eine weitere – ich schrieb etwas kleines – erscheint im Herbst 2016 im gleichen Verlag.
- Leimgruber, Walter (*1959) ist Ordinarius und Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Universität Basel mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu Migration, gesellschaftlichen Mechanismen der Integration und Ausgrenzung sowie zur materiellen Kultur und visuellen Anthropologie. Publikationen: Hg. (zusammen mit B. Studer, C. Arni, J. Mathieu, L. Tissot): *Die Schweiz anderswo. AuslandschweizerInnen – SchweizerInnen im Ausland*. Zürich 2015; Hg. (zusammen mit C. Bischoff, K. Oehme-Jüngling): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014.

Lorenzetti, Luigi (*1964) ist Titularprofessor an der Universität der Italienischen Schweiz mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu Familiengeschichte, Migrationsgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Alpen. Auswahl an Monografien: *Il fuoco acceso. Famiglia e migrazione alpine nell'Italia d'età moderna* (mit Raul Merzario, 2005); *Destini periferici. Modernizzazione, risorse e mercati in Ticino, Valtellina e Vallesse, 1850-1930* (2010).

Marcacci, Marco (*1950) ist freischaffender Historiker mit Lizenz in Geschichte der Universität Genf. Er ist Autor zahlreicher Forschungen und Publikationen über das 19. und 20. Jahrhundert vor allem zu politischen und kulturellen Themen in Bezug auf die Italienische Schweiz und Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Archivio Storico Ticinese* und der *Fondazione Pellegrini Canevascini* für Sozialgeschichte. Unter anderem ist er Mitherausgeber der Briefwechsel des Tessiner Bundesrats Stefano Franscini (2007) und einer Geschichte der öffentlichen Schule im Tessin (2015).

Marchal, Guy P. (*1938) war bis 2003 Professor für Geschichte an der Universität Luzern. Hier initiierte er 1999 das *European Science Foundation-Programm Representations of the Past: The Writing of National Histories in the 19th and 20th Century Europe*, dessen Co-Chair er war und das 2015 mit der Publikation der *Writing the Nation Series* (in acht Bänden bei Palgrave Mcmillan 2010-2015) abgeschlossen wurde. Er ist Mediävist mit Forschungsschwerpunkten unter anderem in Mentalitätsgeschichte und historischer Anthropologie sowie Historiografie und Traditionengeschichte.

Mathieu, Jon (*1952) ist Titularprofessor für Geschichte mit Schwerpunkt Neuzeit an der Universität Luzern mit Forschungsschwerpunkten 16. bis 19. Jahrhundert, Geschichte der Berge, Agrargeschichte sowie der Geschichte der Familie und Verwandtschaft. Auswahl aus Monografien: *Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit* (2011); *Die Alpen. Raum - Kultur - Geschichte* (2015).

Matt, Peter von (*1937) war Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich und ist als Germanist und Schriftsteller tätig. Für sein Buch *Das Kalb vor der Gotthardpost* erhielt er den Schweizer Buchpreis 2012. Auswahl weiterer Monografien: *Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur* (1995); *Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz* (2001); *Der Entflammte. Über Elias Canetti* (2007).

Meier, Pirmin (*1947) ist historischer Schriftsteller, schloss soeben die Schulgeschichte von

Beromünster ab, *Lateinschule seit 1047*, sowie ein Jugendbuch über Klaus von Flüe und den Schreiber des Weissen Buches von Sarnen. Für seine Werke, unter anderem *Paracelsus, Arzt und Prophet* (6. Auflage, 2012), wurde er mit dem Innerschweizer Kulturpreis ausgezeichnet. Er lebt in Rickenbach (LU).

Müller Nielaba, Daniel (*1961) ist Ordinarius für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich mit aktuellen Forschungsschwerpunkten unter anderem zur Rhetorik der Übertragung und zur Lyrik Joseph Eichendorffs. Auswahl an Monografien: *Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben* (2001); *Die Wendung zum Bessern. Zur Aufklärung der Toleranz in Gotthold Ephraim Lessings «Nathan der Weise»* (2000).

Orsouw, Michael van (*1965) ist Schriftsteller, Bühnenpoet und Moderator. Mit Judith Stadlin hat er 2005 das Theater- und Literaturlabel *Satz & Pfeffer* gegründet. Er gewann diverse Literaturpreise für Kurzgeschichten und Kurzdramen und wurde von der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste ausgezeichnet. Jüngste Veröffentlichungen: *Rötelsterben* (mit Judith Stadlin, 2015), *Dufour, Held wider Willen* (2013).

Previšić, Boris (*1972) ist SNF-Förderprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften an der Universität Luzern und Konzertflötist. Seine Forschungsschwerpunkte sind musikalische Paradigmen in Literatur und Kultur, Literaturtopografien, Interkulturalität. Publikationen unter anderem zu Hölderlins Rhythmus (2008), zur literarischen Rezeption der postjugoslawischen Kriege (2014) und zum Attentat von Sarajevo (2014).

Schenk, Frithjof Benjamin (*1970) ist Professor für Osteuropäische Geschichte und Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in der Geschichte von Erinnerung und Konzepten kollektiver Identität in Ostmittel- und Osteuropa. Auswahl aus Publikationen: *Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter* (2014), *Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen* (zusammen mit Martin Aust, 2015).

Skenderovic, Damir (*1965) ist Professor für Zeitgeschichte an der Universität Fribourg mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu Rechtspopulismus, Parteiengeschichte, historische Migrationsforschung und zur 68er-Bewegung. Auswahl aus Publikationen: *Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er-Jahren* (mit Gianni D'Amato, 2008), *The Radical Right in Switzerland. Continuity and Change, 1945-2000* (2009), *Die*

272

273

68er-Jahre in der Schweiz. Aufbruch in Politik und Kultur (mit Christina Späti, 2012).

Speich Chassé, Daniel (*1969) ist SNF-Förderprofessor für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste Zeit an der Universität Luzern mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zu Wirtschaftsgeschichte, Globalgeschichte, Wissensgeschichte und Umweltgeschichte. Auswahl aus Monografien: *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert* (mit David Gugerli, 2002); *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wirtschaftsgeschichte der Ökonomie* (2013).

Stojanović, Nenad (*1976) ist in Sarajevo geboren und wohnt seit 1992 in der Schweiz. Er war Journalist und Politiker im Tessin. Unter anderem ist er Mitglied der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) und ist als Politikwissenschaftler an der Universität Luzern tätig. 2007 erschien die Sammlung seiner literarischen Essays unter dem Titel *C'era una volta una città. Racconti di Sarajevo* (2007). Vorliegender Essay wurde direkt auf Deutsch verfasst.

Stössinger, Verena (*1951) ist Autorin, Kulturjournalistin und Lektorin und unterrichtet seit 1998 ab und zu neue skandinavische Literatur an der Universität Basel. Unter anderem wurde sie 2005 mit dem Werkbeitrag der Zentralschweizer Literaturförderung ausgezeichnet. Letzte Buchpublikationen: *Bäume fliehen nicht* (2012), *Die Reise zu den Kugelseln* (2010).

Terzaghi, Matteo (*1970) ist Schriftsteller und Lektor. Er lebt in Bellinzona. Zusammen mit dem Künstler und Grafiker Marco Zürcher realisierte er diverse Ausstellungen und Publikationen. 2006 veröffentlichte er den Essay *Il merito dellinguaggio*. Für sein Prosawerk *Ufficio proiezioni luminose* (deutsch unter dem Titel *Amt für Lichtbildprojektion* erschienen) erhielt er 2014 den Schweizer Literaturpreis. Die vorliegenden Auszüge stammen aus *Gotthard Super Express* (2015).

Utz, Peter (*1954) ist Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Lausanne mit Forschungsschwerpunkten unter anderem zur Goethezeit, zur Jahrhundertwende, zum literarischen Feuilleton, zu Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts, besonders zu Robert Walser, sowie zum literarischen Übersetzen. Auswahl aus Monografien: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers «jetztzeitstil»* (1998); *Anders gesagt - autrement dit - in other words. Übersetzt gelesen: Hoffmann, Fontane, Kafka, Musil* (2007); *Kultivierung der Katastrophe. Literarische Untergangsszenarien aus der Schweiz* (2013).

Weber, Peter (*1968) ist Schriftsteller. 1993 erschien sein Erstling *Der Wettermacher*. Unter anderem gewann er 2007 den Solothurner Lite-

raturspreis und 2008 den ZKB-Schillerpreis. Jüngste Veröffentlichungen: *Bahnhofsprosa* (2002), *Die melodiosen Jahre* (2007). Zudem ist er Mitherausgeber der Bücher *Fluoreszierende Nebelmeere / Fluorescent Seas of Fog* (2007) und *Himmel* (2010) mit Bildern des Kilmatologen und Künstlers Andreas Züst. Er ist Teil der Formation *Vier dichtende Maultrommler* (mit Anton Bruhin, Michel Mettler und Bodo Hell).

- 1 *Die Gartenlaube*, H. 27 (1862), S. 421.
- 2 Zeichnung auf Grundlage von: Die Schweizer Bahnen im Jahre 2000, Reise durch den Gotthard-Basis-Tunnel von Dipl. Ing. Eduard Gruner, Prisma N. 4, 2. Jahrgang, August 1947, S. 97–104, privat nachbearbeitet.
- 3 AlpTransit Gotthard, 15.10.2010.
- 4 Zeichnung auf Grundlage von: ATG (Alptransit Gotthard).
- 5 Foto: Lars Dietrich.
- 6 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Коцебу_Бой_на_Чертовом_мосту.jpg [7.12.15].
- 7 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Sen-Gotard_by_Suvorov_troops_in_1799.jpg [7.12.15].
- 8 https://en.wikipedia.org/wiki/Italian_and_Swiss_expedition#/media/File:Suvorov_crossing_the_alps.jpg [7.12.15].
- 9 <http://www.gelos.ru/2013/bigimages/nc5756-7.jpg> [7.12.15].
- 10 © Chriusha (Хрюша) / CC-BY-SA-3.0 / Wikimedia Commons.
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Reiterstandbild_Alexander_Suworow_09_11.jpg [7.12.15]
- 11 © Chriusha (Хрюша) / CC-BY-SA-3.0 / Wikimedia Commons. https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Reiterstandbild_Alexander_Suworow_06_11.jpg [7.12.15]
- 12 Aargauer Kunsthau Aarau / Depositum der Gottfried Keller-Stiftung, Bundesamt für Kultur, Bern. Fotocredit: Jörg Müller.
- 13 Saint Gothard avec donatrice (vers 1440), Eglise Saint-Gothard près Vedana, hameau de Sospirolo (Belluno), Museo Civio.
- 14 Walter Leimgruber, Gabriela Christen (Hg.): *Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa*. Zürich 1992.
- 15 Plakat, mehrfarbig, 74 × 127 cm. Museum für Gestaltung Zürich MfGZ, Plakatsammlung: 26-0359.
- 16 Illustration Hans Sigg, in Mark Schenker: *EG als Chance. Die Schweiz am europäischen Scheideweg*, S. 354, Werd Verlag Zürich 1991.
- 17 *Limitation des poids-lourds européens à travers les Alpes* - © Chappatte in *Die Weltwoche*.

Impressum

Der Herausgeber und Autor Boris Previšić (*1972) hält eine SNF-Förderprofessur für Literatur- und Kulturwissenschaften an der Universität Luzern inne. Seine Forschungsschwerpunkte sind musikalische Paradigmen in Literatur und Kultur, Literatur- und Kulturtopografien und Interkulturalität.



**ALBERT
KÖCHLIN
STIFTUNG**

Albert Köchlin Stiftung
Universität Luzern
Kanton Uri

Dieses Buch ist nach den aktuellen Rechtschreibregeln verfasst. Quellenzitate werden jedoch in originaler Schreibweise wiedergegeben. Hinzufügungen sind in [eckigen Klammern] eingeschlossen, Auslassungen mit [...] gekennzeichnet.

Umschlagbild:
Collage Gotthardgestein, Simone Farner

Lektorat:
Rafael Werner, Hier und Jetzt

Gestaltung und Satz:
Simone Farner, Hier und Jetzt

Bildbearbeitung:
Humm dtp, Matzingen

© 2016 Hier und Jetzt, Verlag für Kultur
und Geschichte GmbH, Baden
www.hierundjetzt.ch

ISBN Druckausgabe 978-3-03919-388-2

ISBN E-Book 978-3-03919-913-6

